
Hildebrand, Mord und Rache. I. Seite 20.
Mord und rache; oder, Das blutige haupt des brautvaters als hochzeitgeschenk
Theodor Hildebrand


VET TES TAMEN TVM
NOV TES TAMEN TVM
Dei Sub Numine Viget





Schule del. et sc.

Mord und Rache,

oder

das blutige Haupt des Brautvaters als Hochzeitgeschenk.

Ein Roman aus den Ritterzeiten

von

Theodor Hildebrand.

Erster Theil.

Mit Kupfer.

Leipzig,
bei Christian Ernst Kollmann.
1825.

Erstes Kapitel.

Das uralte Haus der Freiherren von Dutingstein schien seinem Erlöschen nahe, da der letzte Sprößling dieses Stammes, Thassilo, nur eine Tochter hatte, deren bezaubernde Schönheit, in dem alterthümlichen Felsenschloß der Familie, mitten in den Gebirgen, welche Böhmen und Mähren von einander scheiden, den Augen der Welt entzogen war. Hier führte Kunigunde, in Gesellschaft ihrer Mutter, in häuslicher, friedlicher Stille ein ruhiges und einförmiges Leben; aber gerade dadurch, daß für sie die Grenzen der Welt in dem Park ihres Schlosses und in den dasselbe rings umgebenden Bergen eingeschlossen waren, hatte sie durchaus keinen Begriff davon, daß es eine angenehmere Existenz geben könne, als die ihrige; eine Existenz, die durch die Art verschönert ward, wie sie

von ihrer Zeit Gebrauch zu machen, und ihre unschuldigen Vergnügungen täglich zu erneuern verstand.

Funfzehn Jahre alt, besaß Kunigunde schon die einnehmendsten Talente, welche bei dem weiblichen Geschlecht damaliger Zeit noch höchst selten waren. Unter den Augen ihrer Mutter beschäftigte sie sich mit der Musik, der Malerei und einer lehrreichen Lektüre; alles dieses mit dem erstaunenswürdigsten Erfolg, da sie mit den natürlichen Anlagen zu den genannten beiden Künsten auch ein vortreffliches Gedächtniß und eine scharfe Urtheilskraft verband. Ihre Mutter, die Baroninn, eine würdige und eben so edelmüthige als unterrichtete Frau, fühlte ganz den Werth einer guten Erziehung; sie widmete daher alle ihre Aufmerksamkeit der Erziehung ihrer einzigen Tochter, und entschädigte sich auf diese Art für den Zustand einer gänzlichen Verlassenheit von Seiten ihres Gemahls; sie bemühte sich, indem sie den Verstand Kunigundens ausbildete, auch ihr Herz zu veredeln, und flößte ihr vorzüglich eine unverletzliche Zärtlichkeit und Achtung

gegen ihren Vater ein, dessen Untugenden sie zu beschönigen und zu verdecken, und dessen Gleichgültigkeit sie zu entschuldigen suchte.

Außer häufigen Reisen nach der Hauptstadt, brachte der Freiherr seine ganze Zeit auf der Jagd, und in den Trinkgelagen zu, welche er fast täglich mit den Edelleuten seiner Nachbarschaft zu halten pflegte; so daß es ihm kaum sechsmal im ganzen Jahre begegnete, in Gesellschaft seiner Gemahlinn und Tochter zu speisen. Zwar hatte er früher bei dem kaiserlichen Hofe in großem Ansehen und in nicht unbedeutenden Diensten gestanden; aber einige hinterlistige Hofleute, seine Nebenbuhler, wußten ihm hier so übel mitzuspielen, daß er schon seit länger als acht Jahren in Ungnade gefallen war, und sich daher auf sein Stammschloß zurückzog. Daher hegte der stolze Thassilo einen heimlichen Haß gegen die Regierung, und wartete mit Ungeduld auf eine günstige Gelegenheit, sich zu rächen. Uebrigens haben wir von seinem Charakter wenig Vortheilhaftes zu berichten; er war anmaßend, stolz, grausam und rachsüchtig; seine Vasallen fühlten unter

ihm die ganze Schwere des Feudaljoches; aber leicht konnte er die gefälligsten und einnehmendsten Sitten annehmen, wenn es sein Vortheil erheischte; daher war er auch unter seinen adligen Freunden und Genossen stets als ein guter Gesellschafter, so wie als ein Mann von Festigkeit und Zuverlässigkeit, bekannt. Nur wer in sein Inneres hätte blicken können, würde gesehen haben, wie alles dieses nichts als Verstellung bei ihm war; und oft, vorzüglich wenn er allein war, suchte ihn die schrecklichste böse Laune heim. Ganze Stunden brachte er dann einsam in seinem abgelegenen Zimmer zu, und Niemand durfte sich ihm nahen.

Seine Gemahlinn, welche bei ihrer Verbindung mit ihm nur den Befehlen ihrer Aeltern gefolgt war, fühlte schon eine lange Reihe von Jahren hindurch das eiserne Joch, dem sie sich aus Gehorsam unterzogen hatte; aber ihre eigene Erfahrung wollte sie zum Glücke ihrer geliebten Tochter benutzen. Sie nahm sich fest vor, nie ihre Tochter ähnlichen Rücksichten zu opfern, und rechnete darauf, daß

die Gleichgültigkeit des Freiherrn gegen sie groß genug sein würde, um bei ihrer dereinstigen Vermählung ganz freie Hand zu haben. Doch war, allem Anscheine nach, dieser Zeitpunkt noch sehr weit entfernt. Wer hätte auch die glückliche Sicherheit ihres Kindes stören sollen! Im Schlosse, und unter denen, welche den Freiherrn besuchten, war keiner, der ihr auch nur ein Gefühl des Wohlgefallens hätte einflößen können; denn Thassilo's Genossen, sämtlich ungefähr von seinem Alter, und wie er nur den Vergnügungen der Jagd und des Bechers ergeben, bekümmerten sich sehr wenig darum, ob es ein weibliches Wesen im Schlosse gäbe oder nicht.

Diese Betrachtung, welche die Baroninn mehr als einmal zu ihrer Zufriedenheit gemacht hatte, verursachte ihr indessen auch in manchen Augenblicken eine Art von Unruhe, da sie es gern gesehen hätte, daß das Herz ihrer Tochter, obgleich sie selbst nie die Macht der Liebe kannte, irgend einem Würdigen, um sich mit ihm zu vermählen, entgegen schlagen möchte. Und gewiß konnte Kunigunde

dem Gegenstande ihrer Wahl in Duttingstein nicht begegnen, daher auch ihre Mutter nicht im Stande zu sein fürchtete, eben diese Wahl zu leiten. Aber zu derselben Zeit, wo die vortreffliche Frau sich auf diese Art mit dem zukünftigen Glücke Kunigundens beschäftigte, hatte die junge Dame schon im Stillen, und ohne daß sie selbst etwas davon ahnete, die Wünsche ihrer Mutter in Erfüllung gebracht. Kunigunde liebte; aber war es denn wol wirkliche Liebe, jenes unschuldige Vergnügen, das sie schon seit ihrer Kindheit darin fand, mit einem jungen Bauer, dem Sohne eines Gutsunterthanen ihres Vaters, zu lachen, zu scherzen und umherzuspringen?

Gustavs Eltern waren vor langer Zeit aus Mähren in die Ländereien des Freiherrn eingewandert, und hatten von ihm einen kleinen Bauerhof zur Bewirthschaftung erhalten. In seinem achten Jahre hatte ihn der Gärtner des Schlosses in seine besondere Affektion genommen, und seit dieser Zeit sah man Gustav demselben stets bei seinen Arbeiten behülflich sein. Kunigunde, zwei Jahre jünger

als er, hatte Vergnügen daran gefunden, dieses Kind arbeiten zu sehen; bald war für sie ein eigener Gärtner nothwendig geworden, und auf Gustav fiel die Wahl, um ihr bald hier, bald da, und überall, wo es die Laune seiner kleinen Gebieterinn verlangte, die Erde aufzugraben. Bald darauf, damit er sie desto besser verstehen möchte, wenn sie ihm Befehle zu geben hätte, schien es ihr nothwendig geworden zu sein, ihn lesen, dann schreiben, dann rechnen zu lehren, und endlich ihm alle die Kenntnisse mitzutheilen, welche sie sich durch den Unterricht ihrer Mutter zu eigen gemacht hatte; und wahrlich, der kleine Zögling machte in Allem wunderbare Fortschritte.

Die Baroninn selbst hatte keine Ursache, ihrer Tochter entgegen zu sein, da sie in ihr nur ein Kind erblickte, welches Vergnügen daran fand, in der Gesellschaft eines andern Kindes zu spielen; sie ergötzte sich sogar an der ernsten Doktormine, womit die Kleine ihren Unterricht bei Gustav geltend zu machen verstand; und als sie im Alter immer mehr vorrückte, sahe die Baroninn in der

fortgesetzten Sorgfalt für Gustavs Belehrung nur die Wirkung jenes Wohlwollens, welches sie selbst für die ihr untergebenen Personen empfand. An die Möglichkeit einer aufkeimenden Liebe dachte die Baroninn durchaus nicht, da ihr, wir wiederholen es, die Macht derselben gänzlich fremd war; auf alle Fälle aber würde sie es nie geahnet haben, daß ihre Tochter jemals etwas dem Aehnliches für einen jungen Menschen von Gustavs Stande fühlen könnte.

In der That fingen unsere beiden Liebenden, denn dieß waren sie wirklich, ohne es selbst zu wissen, erst an zu merken, daß sie sich einander theuer seien, ja selbst nothwendig geworden wären, als der Freiherr aus irgend einer unbekannten Ursache mit seiner Gemahlinn und Tochter eine Reise nach der Hauptstadt machte. Kunigunde war funfzehn, Gustav siebenzehn Jahr alt, und wenn man in diesem Alter liebt, so ist die erste Trennung, so kurz sie auch sein mag, die erste Gelegenheit, daß man sich seiner Gefühle deutlicher bewußt wird. Die Abwesenheit Kunigundens

dauerte zwar kaum drei Wochen, aber die Tage schienen beiden jungen Leuten während dieser Zeit Jahrhunderte zu sein, und beide sehnten sich auf's Innigste nach dem Augenblick der Rückkehr.

Kunigunde machte während ihres Aufenthalts in der Hauptstadt Bekanntschaft mit der Tochter des Grafen Hartwig, eines mächtigen Ritters, der in dem zu jener Zeit wüthenden Religionskriege gegen die Protestanten eine bedeutende Befehlshaberstelle bekleidete. Die schöne Adelheit, damals in ihrem neunzehnten Jahre, galt allgemein für eine ganz vollkommene junge Dame. Mit ihrem bezaubernden Aeußeren verband sie die vortrefflichsten Talente, und was noch vollends dazu beitrug, sie vor Allen auszuzeichnen und bemerklich zu machen, war ihr fester und entschlossener Charakter, verbunden mit den außerordentlichsten Ideen, die sie sich gar nicht die Mühe gab, vor der Welt im Geringsten zu verbergen. So hatte sie sich vorgenommen, ohne deßhalb aufzuhören, klug und tugendhaft zu sein, sich völlig unabhängig zu machen;

und wirklich war sie ihrem Zwecke bereits sehr nahe gekommen. Bei dem ersten Anblick Kunigundens fühlte sie sich zu ihr hingezogen, und bald entspann sich unter beiden jungen Mädchen die innigste Freundschaft. Eine Folge davon war, daß sie keinen Anstand nahm, ihre Freundinn von ihrer Neigung zu einem jungen und tapfern Ritter zu unterrichten, der aber unglücklicherweise Protestant war, und in der feindlichen Armee diente; indessen hoffte sie, daß bald der Friede eintreten würde, wodurch die Hindernisse ihrer Verbindung mit Hermann gehoben werden könnten. Zwar gestand sie Kunigunden, daß sie wol überzeugt sei, wie ihr Vater es dem jungen Hermann nie verzeihen würde, zu einer von ihm verabscheuten Religionspartei zu gehören, und in der feindlichen Armee gedient zu haben; „doch," setzte sie hinzu, „möge sich mein Vater auch mit aller seiner Macht unserer Vermählung widersetzen, ich werde dennoch wissen, seine Einwilligung zu erzwingen." Sie entwarf hierauf, in der Schilderung alles dessen, was sie bei der Abwesenheit des Ritters empfand,

ein so rührendes und treues Gemälde ihrer Liebe, daß Kunigunde mit Erröthen sich im Geheimen gestand, wie ihre Trennung von Gustav ähnliche Eindrücke bei ihr hervorbrächte, wie Adelheit sie ihr so eben mit der hinreißendsten Beredsamkeit beschrieben hatte.

Nach und nach vergrößerte sich Kunigundens Zutrauen mit dem Vergnügen, das sie an dieser Art von Unterhaltung empfand, und auch sie gestand daher eines Tages Adelheiten den Zustand ihres Herzens, wobei diese indessen nicht wenig erstaunte, als sie erfuhr, daß es ein armseliger Unterthan, ein Bauer sei, der gewußt habe, Kunigundens Herz auf diese Art zu rühren. Tausend Fragen, die sie sich in dieser Hinsicht beantworten ließ, überzeugten sie endlich, daß das Uebel nur mehr als zu gewiß sei, und sie versuchte nun, Kunigunden von der ganzen Gefährlichkeit ihrer Lage in Kenntniß zu setzen; sie erklärte ihr die Unschicklichkeit und Unzulässigkeit ihrer Neigung, und forderte sie auf, dieselbe mit aller Macht zu bekämpfen und zu vernichten. — Kunigunde verstand sie anfangs nicht, da

sie keine Vorstellung von den Hindernissen hatte, welche der Unterschied des Standes ihrem Glücke entgegensetzen könnte. Wer hätte sie auch davon unterrichten sollen, da es ihre Mutter bisher nicht für nöthig hielt? Vergebens machte sie bei Adelheit die körperlichen und geistigen Vorzüge ihres Geliebten mit der reizendsten Schilderung geltend; ihre Freundinn behauptete nichts desto weniger, daß er immer nur ein Bauer bliebe, wenn er auch noch tausendmal liebenswürdiger wäre, und daß er niemals auf ihre Hand Anspruch machen könne. Jetzt erst ahnete Kunigunde, daß dieses eigentlich das geheime Ziel ihres Herzens sei. Sie beklagte sich bald über die Ungerechtigkeit dieser Meinung, welche die Welt nur zu ihrem Unglücke angenommen zu haben schien; vergebens suchte sie die Richtigkeit der Gründe hervorzusuchen, auf welche diese Meinung gestützt sein könnte; Adelheit gab zwar zu, daß sie nicht Unrecht habe, sich darüber zu beklagen, blieb aber dabei, daß man sich dennoch derselben unterwerfen müßte.

Der Erfolg von allem diesen war, daß Kunigunde, jetzt völlig über ihre Lage und die Gefahren aufgeklärt, denen sowol sie, als ihr Geliebter sich aussetzten, wenn ihre Aeltern nur den geringsten Theil der Wahrheit ahnen möchten, den Entschluß faßte, nicht diese gefährliche Liebe zu bekämpfen, sondern sie zu verbergen. Mit der Furcht, welche zum ersten Male ihre reine und wahrhafte Seele einnahm, schlich sich auch das Mißtrauen ein, und verdrängte auf einen Augenblick ihre Offenherzigkeit. Beide Freundinnen trennten sich mit den Schwüren einer unverletzlichen Anhänglichkeit.

Nach ihrer Rückkunft auf dem Schlosse, sahe Kunigunde Gustaven mit einem Vergnügen wieder, wovon sie bis dahin noch keine Vorstellung gehabt hatte; aber ihrer gewohnten Fröhlichkeit setzte sich dießmal eine gewisse furchtsame Zurückhaltung entgegen, welche der Jüngling mit der äußersten Niedergeschlagenheit bemerkte. Verwirrt und in tiefes Nachdenken versunken, entfernte er sich bald wieder. Er suchte den Grund zu entdecken,

welcher diese Veränderung in seiner Freundinn hervorgebracht haben könnte, und fragte sich selbst wol hundertmal, ob er vielleicht dazu Veranlassung gewesen wäre. Da er indessen die Ursache nicht errieth, so nahm er sich vor, sie bei der ersten Gelegenheit um eine Erklärung darüber zu bitten.

Diese Gelegenheit erschien bald, und da Kunigunde seine Traurigkeit und seine Zweifel nicht länger ertragen konnte, so eilte sie, ihn von Allem zu unterrichten, wovon Adelheit sie in Kenntniß gesetzt hatte. Kurz, sie sagte ihm, daß das, was sie für ihn fühle, Liebe sei, aber auch, wie und warum es gefährlich sei, daß sie dergleichen für Jemanden fühle, der nicht ihres Standes wäre. Sie erklärte ihm den Unterschied, den man zwischen den verschiedenen Ständen in der menschlichen Gesellschaft festgestellt habe, und daß sie daher entschlossen sei, seine Gesellschaft in Zukunft so viel als möglich zu meiden, um dem Ungewitter vorzubeugen, das ihre Freundinn ihr vorhergesagt habe; daß sie ihn daher von nun an seltener sprechen würde, aber nicht in der

Absicht, ihn aus ihrem Herzen zu verbannen, sondern nur, um keinen Verdacht zu erregen. Sie schloß endlich ihre Rede mit derselben Naivetät, indem sie ihn fragte, ob sein Zustand dem ihrigen ähnlich sei, und ob er sie seinerseits auf dieselbe Art lieb habe. —

Gustav fühlte sich bei dieser Eröffnung zugleich von dem innigsten Vergnügen und von der äußersten Furcht ergriffen. Mit dem lebendigsten Enthusiasmus gestand er Kunigunden, daß er die ganze Zeit ihrer Abwesenheit hindurch der unglücklichste Mensch von der Welt gewesen sei, und daß gewiß Niemand verliebter sein könne als er, wenn jene geheime Unruhe, als er getrennt von ihr war, und das unbeschreibliche Vergnügen bei ihrem Wiedersehen, Zeichen der Liebe seien. Ohne sich übrigens eine deutliche Vorstellung von den vergeblichen Hindernissen zu machen, welche seine Geburt und Armuth seinem Glücke entgegen setzen könnten, so hatte er doch noch nie, wie in diesem Augenblick, den Wunsch gefühlt, gleich Kunigunden von adliger Geburt und reich zu sein, um

die Gewißheit ihres dereinstigen Besitzes zu erhalten. Von dem Tage dieser gegenseitigen Geständnisse an, beobachteten die beiden Liebenden, wie sie übereingekommen waren, einander mit der größten Vorsicht und Klugheit; ihre Unterredungen wurden seltner, aber viel länger als sonst, weniger ungezwungen, aber ungleich zärtlicher; und mehr als einmal handelten sie vor dem Tribunal der Liebe die Ursachen ab, welche die Ungleichheit der Stände hervorgebracht haben könnten, und führten den Beweis ihrer schreiendsten Ungerechtigkeit.

Zweites Kapitel.

Gustav hatte, wie man zuversichtlich glauben darf, nicht die geringste Aehnlichkeit mit den übrigen jungen Leuten seines Alters und Standes. Sein Trieb, sich Kenntnisse zu erwerben, hatte ihn durchaus von dem Umgange mit ihnen entfernt, so daß er niemals Antheil an ihren Vergnügungen nahm; daher wurde er auch von Vielen derselben mit scheelen Augen angesehen; sie nannten seine Zurückgezogenheit Stolz, aber sein gefälliges und

einnehmendes Wesen hatte ihm dennoch die Gewogenheit aller derer verschafft, die ihn näher zu kennen Gelegenheit hatten. Die sämtliche Dienerschaft auf dem Schlosse liebte ihn von ganzem Herzen, den Haushofmeister Bernhard ausgenommen, der seine Würde zu verletzen glaubte, wenn er sich erniedrigte, ihm Beweise seines Wohlwollens zu geben; daher hatte auch der Jüngling öfters die verächtliche Miene wahrgenommen, die dieser gegen ihn annahm, scheute sich aber nicht, sie ihm bei Gelegenheit wieder zurückzugeben.

Sehr gut stand sich Gustav mit Reichard, einem hübschen Burschen von fünf und zwanzig Jahren, dem Reitknecht des Freiherrn, und welcher dem Kammermädchen Kunigundens, Emma, durchaus nicht gleichgültig war. Er ritt mit ihm täglich die Pferde des Freiherrn spazieren, und mehr als einmal hatte er dem Reitknecht Gelegenheit gegeben, seine Dreistigkeit und Geschicklichkeit zu bewundern, womit er die unbändigsten Streithengste seines Herrn zu zügeln verstand; Reichard schloß daraus, daß er in der Folge

einmal ein ganz vorzüglicher Stallmeister werden könnte.

Eben so sehr hatte sich Gustav die Gewogenheit des Jägers Horst erworben, von welchem er auch das flüchtigste Wild mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit danieder-zustrecken erlernte. Horst zog daraus den Schluß, daß er zwanzig Meilen weit in der Runde der geschickteste Jäger werden könnte. Vor Allen aber war Arnold, der Schloß-gärtner, der vorzüglichste Freund Gustavs, ein kräftiger, stämmiger Mann von einigen funfzig Jahren, welcher vor Zeiten als Soldat gedient hatte. Gewiß hätte derjenige höchst unvorsichtig gehandelt, der es gewagt haben würde, ihm nur einmal, wie von ungefähr, auf den Fuß zu treten; dabei besaß er eine unendliche Menge von wunderbaren Geheimnissen, Wunden und Krankheiten so wol bei Menschen als Thieren zu heilen; und dieses, so wie seine feierliche, oft prophetische Sprache, voll Sentenzen, blumenreich und häufig dunkel für seine Zuhörer, bewirkte, daß er in der ganzen Gegend für ein Orakel galt,

und in Duttingstein, nach dem gnädigen Herrn und dem Pfarrer, ohne Zweifel die wichtigste Person war.

Unterdessen genossen unsere beiden Liebenden einige Zeit hindurch noch ungestört das Glück ihrer unschuldigen Zusammenkünfte; aber irgend ein neidischer Dämon hatte beschlossen, sich ihnen in den Weg zu stellen. Gustav war eines Tages, wie gewöhnlich, in den Schloßgarten gegangen, um sich mit Kunigunden von dem zu unterhalten, wovon zu sprechen ihnen ein so außerordentliches Vergnügen gewährte. Er fand sie glücklich, und beide gingen nun in einer dunklen Allee auf und nieder mit einander spazieren. Beide beklagten sich über den bevorstehenden Herbst und Winter, der ihre Zusammenkünfte seltener machen würde; sie schlugen gegenseitig mehrere Mittel vor, wie sie dann einander ihre Gedanken würden mittheilen können; sie sprachen davon, sich zu schreiben, aber wen hätten sie wol zu ihrem Vertrauten, zu ihrem Boten erkoren? Dieser Umstand machte die vorgeschlagene Art, sich künftig mit einander zu

unterhalten, unmöglich. Kunigunde bedauerte nun, daß sie nicht eine Bäuerinn, Gustav, daß er kein reicher, adliger Herr sei. Kunigunde sahe für das Letztere einige Möglichkeit, wenn Gustav sich dem Kriegerstande widmen wollte, und sich durch ausgezeichnete Tapferkeit den Adelsbrief verdiente; sie lächelte bei dieser Vorstellung, aber bald machte sie der Gedanke an die Gefahren, denen er dann ausgesetzt sein würde, erbeben. Doch Gustav, voll Enthusiasmus, brannte bereits vor Begierde, sich in dem Schmuck der Waffen zu erblicken. „Ach, rief er mit Entzücken aus, Kunigunde, meine süße Freundinn, wenn mir das Glück beschieden wäre, unter dem Paniere deines Vaters zu fechten, wenn er in der größten Lebensgefahr wäre, und ich ihn daraus errettete, könnte ich dann nicht auf deine Hand, als auf meine Belohnung, hoffen? Gewiß würde ihm die Dankbarkeit eine Pflicht daraus machen, und wir würden glücklich sein."

In diesem süßesten Augenblick ihrer zärtlichsten Hoffnungen mache man sich nun einen Begriff von ihrem Schrecken, als sie plötzlich

dicht hinter sich die Baroninn selbst, unbeweglich wie eine Bildsäule über diese letzten Worte ihrer Unterhaltung, erblickten.

Sie war gekommen, um ihrer Tochter Gesellschaft zu leisten, die sie aus ihrem Fenster mit dem Jüngling spazieren gehen sah; sie glaubte kein unangenehmer Zeuge ihrer Unterhaltung zu sein, und hatte also durchaus nicht das geringste Mißtrauen. Eben als sie in ihre Nähe kam, waren sie hinter einem Gebüsche stehen geblieben, und nur bei einem sehr lebhaften Ausruf Gustavs, der sie einigermaßen vermuthen ließ, was er wol sagen möchte, hatte sie in ihrem Gange inne gehalten. Ein Blitzstrahl würde keine größere Wirkung auf sie hervorgebracht haben, als das was sie jetzt hörte, und unbeschreiblich war der Schrekken, den ihre plötzliche Erscheinung den beiden Liebenden verursachte, die nun sogleich die ganze Ausdehnung ihres Unglücks ahneten. Die Baroninn war von Allem unterrichtet; dieß ließ sich aus der unnatürlichen Blässe ihres Gesichts und aus ihrem unbeweglichen Erstaunen schließen.

Unwillkürlich stießen beide einen lauten Schrei aus; ein danieder schmetternder Blick antwortete ihnen, und außer sich warf Gustav sich zu den Füßen der erzürnten Mutter nieder, so sehr fürchtete er für seine Geliebte die Wirkungen des Zorns, der in ihren Augen strahlte. „Ach, gnädige Frau, rief er aus, verzeihen Sie ihrer Tochter, sie ist unschuldig . . . . ich liebe sie aus allen meinen Kräften, aber auf mich, nur auf mich allein möge Ihr Zorn, Ihre Rache zurückfallen!“

Eine so außerordentliche Erklärung überzeugte die so unglückliche Mutter nur noch mehr von der Unvorsichtigkeit ihres bisherigen Vertrauens, und in dem Sturme einer Menge sie beängstigender, peinlicher Empfindungen, befahl sie dem stürmischen Jünglinge, sich augenblicklich zu entfernen. Zerschmettert im Uebermaß des Schmerzes, zog sich dieser zurück, auf die zitternde Kunigunde einen Blick werfend, in welchem sich seine ganze Verzweiflung, alle seine Befürchtungen malten. Die Baroninn hieß ihre Tochter ihr in ihr Zimmer folgen, wo sie sich einschloß, und nun ein

Verhör begann, wie es Kunigunde bisher noch nicht erlebt hatte.

Wir übergehen hier die Vorwürfe, die die Baroninn ihrer Tochter, und innerlich sich selbst machte; aber was für Kunigunden das Schrecklichste schien, war die Lage, in welche sie Gustaven nach der Schilderung ihrer Mutter versetzt hatte, wenn der Freiherr Kenntniß von einer so unerhörten, erniedrigenden Liebe erhielt. „Er ist verloren, sagte die Baroninn, unwiederbringlich verloren, wenn dein Vater etwas davon erfährt. Solltest du, meine Tochter, nicht die Gewalt kennen, die er über alle seine Vasallen, und vorzüglich über seine Gutsunterthanen hat? Weißt du nicht, daß er nach Belieben über ihr Leben bestimmen kann? Und glaubst du, daß er bei seinem heftigen Charakter seinen Zorn wird mäßigen, und die Maßregeln vergessen können, die ihm seine Macht und seine Rache eingeben werden?"

Diese Worte erfüllten Kunigunden mit einem tödtlichen Schrecken; sie war einer Ohnmacht nahe; ihre Mutter bemerkte es, und suchte daher ihren Vorstellungen eine andere

Richtung zu geben, indem sie ihr die Würde ihres Standes und ihrer Persönlichkeit in's Gedächtniß rief.

„Und du, meine Tochter, die ihr Stand und Vermögen zu dem glänzendsten Schicksal bestimmen, du, der einzige Sprößling des mächtigen Hauses der Freiherren von Duttingstein, konntest dich wirklich so weit erniedrigen, daß du dich von einem elenden Bauer, noch geringer als der geringste Diener deines Vaters, verführen ließest? .... Ach, du mußt erröthen. ....“

„Wie, erröthen?“ rief Kunigunde aus, die sich von dem Gedanken empört fühlte, daß ihre Mutter Gustaven so erniedrigte; „ich erröthen? Und warum? .... Ist denn Gustav schuld an seiner Armuth, an seinem Stande? Mir machen Sie ihre Vorwürfe, theure Mutter, aber suchen Sie nicht ihn in meinen Augen zu erniedrigen.“

Die Baronin, erstaunt über diese außerordentliche Rede ihrer Tochter, war verzweifelt über ihre bisherige Unvorsichtigkeit; und in der That mußte sie sich selbst allein die

Schuld beimessen. Indessen suchte sie Kunigunden durch Vernunftgründe zu überzeugen, die sie für besser hielt, als den Weg der Strenge, und bewies ihr, wie sehr sie sich herabsetze, indem sie ihrer Zuneigung für einen Jüngling freien Lauf ließe, der in seinem ganzen Leben nichts anders werden könnte, als was er jetzt schon sei.

Kunigunde unterbrach sie mit der Bemerkung, wie es nicht unmöglich sei, daß er sich in dem Stande eines Kriegers auszeichnen könne; er würde ohne Zweifel nicht der Erste sein, fügte sie hinzu, der sich durch seine Tapferkeit den Adel erworben hätte.

Die Baroninn hielt es nicht für zweckmäßig, solche Träumereien zu bekämpfen; in dem jetzigen Augenblicke hätte sie dadurch Kunigunden ganz zur unrechten Zeit nur noch mehr erbittert, und vollkommen gewiß, daß sie sie in Zukunft, wenn auch nicht durch Vernunftgründe, doch durch die Furcht und die Drohung, ihren Vater von Allem zu unterrichten, ganz nach ihrem Willen leiten könnte, beschloß sie vielmehr, nur mit ihrem

Geliebten kräftig und entscheidend zu erfahren. Diesen ließ sie daher am folgenden Morgen im Geheimen zu sich kommen.

Der Jüngling erschien vor der Mutter seiner Geliebten bleich und zitternd, wie ein Verbrecher, der seinen Urtheilsspruch vernehmen soll. Nachdem sie ihm Vorwürfe über seine Kühnheit gemacht, und ihn vorzüglich dadurch gedemüthigt hatte, daß sie ihm in's Gedächtniß rief, zu welcher Klasse von Menschen er gehörte, bewies sie ihm, welcher Gefahr er ausgesetzt sei, wenn er noch länger in Duttingstein bliebe. „Befolge meinen Rath, schloß sie ihre Rede, wenn dir dein Leben lieb ist, und verlasse diese Gegend, wo dir die Luft durchaus nicht länger zuträglich ist; verlasse sie augenblicklich. Du befindest dich bereits in dem Alter, wo du in Dienst gehen kannst; also mache dich nach Neustadt auf; ich werde dich dort an einen meiner Brüder empfehlen, und er wird dich auf meine Bitte in seinen Dienst nehmen. Führe dich gut auf, es wird dein eigener Vortheil sein. In acht Tagen halte dich bereit, diese Gegend zu verlassen,

denn nur unter dieser Bedingung kannst du mich deine außerordentliche Kühnheit vergessen machen, und bewirken, daß ich dich nicht dem Zorne des Freiherrn aussetze. Aber hüte dich, von neuem auch nur das geringste Verhältniß mit meiner Tochter anzuknüpfen, oder zittere! — Hüte dich vorzüglich, jemals wieder ohne meinen Befehl einen Fuß in diese Gegend zu setzen, und dich vor irgend Jemanden, wer es auch sei, der Gutmüthigkeit einer jungen Unvorsichtigen zu rühmen, deren Schritte ich besser hätte bewachen sollen. — Genug für jetzt, und vergiß nicht, daß ich dir nur noch acht Tage bewillige. —

Mit diesen Worten entließ die Baroninn den armen Gustav, der, die Verzweiflung im Herzen, in dumpfer Betrübniß nach der Hütte seiner Aeltern zurückkehrte. Kaum ein Wort kam hier über seine Lippen, worüber vorzüglich seine alte Mutter, die gute Brigitte, in die größte Bekümmerniß gerieth. Um sich den vielen und anhaltenden Fragen zu entziehen, warf er sich auf sein Lager nieder, ohne aber hier im Geringsten die gesuchte Ruhe zu finden.

Am Abend des folgenden Tages hatte Arnold, erstaunt, daß sein junger Schützling nicht in den Garten gekommen war, nichts Eiligeres zu thun, als sich nach Vollendung seiner Arbeit in die Hütte zu begeben, um die Ursache dieses Ereignisses zu erfahren. Er fand die Familie in der Nähe des Ofens versammelt, wo der alte Vater Grollmann, in einen Armstuhl gelehnt, ruhig seine Pfeife rauchte. Brigitte spann, Marie, ihre Tochter, nähete, Fritz, ihr Bruder, besserte Netze aus, und Gustav allein schien am wenigsten beschäftigt zu sein, da er nichts that; aber in der That war er gerade am meisten beschäftigt. Seinen Kopf in beide Hände, seine Ellenbogen auf die Kniee gestützt, nahm er durchaus keinen Theil an der Unterhaltung, die übrigens wenig anziehend war, und die durch die Ankunft Arnolds plötzlich unterbrochen wurde. Alle Mitglieder der Familie freuten sich, ihn zu sehen, denn er hatte immer so viel Geschichten zu erzählen, daß man sich seine Gesellschaft nicht oft und lange genug wünschen konnte. Selbst der theilnahmlose

Gustav erblickte ihn nicht ohne eine gewisse innere Bewegung, und Brigitte schmeichelte sich, daß der Gärtner einen hinreichend großen Einfluß über ihren Sohn ausüben würde, ihn endlich zum Sprechen zu bringen. Wirklich täuschte sie sich auch nicht.

Nachdem Arnold der Familie einen guten Abend geboten hatte, war seine erste Frage an Gustav: aus welcher Ursache er nicht wie gewöhnlich in den Schloßgarten gekommen sei. — Dem Jünglinge flossen Thränen über die Wangen, und er antwortete nicht. — Brigitte ereiferte sich nun darüber, daß er schon seit drei Tagen die Sprache und so zu sagen auch den Appetit verloren habe.

Der Gärtner erstaunte, rückte mit seinem Schemel dem Jünglinge näher und fragte, ihm zutraulich auf die Schulter klopfend, ob er krank sei. „Du weißt, mein Sohn, daß ich mehr als ein halber Arzt bin, und von welcher Art auch dein Uebel sein möchte, es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht damit zu Stande käme; also Muth gefaßt, rede!“

Gustav schüttelte traurig den Kopf und schien ihm durch ein Zeichen andeuten zu wollen, daß er durchaus nicht krank sei.

„Wohlan, sagte der Gärtner, so muß es irgend ein schwerer Kummer sein; ja, ohne Zweifel, ich sehe es hier. .... In deinem Alter bildet man sich häufig ein, daß man höchst unglücklich sei. .... Armer Bursche! Nun, gleichviel! Krankheit oder Kummer, beides darf kein Geheimniß bleiben. .... Nein, gewiß, du kannst kein Geheimniß vor deiner Familie haben.“

„Und dennoch, Arnold, kann ich, muß ich ein Geheimniß haben vor Jedermann. Frage mich nicht weiter, ich bitte dich; ich muß schweigen, obgleich wider meinen Willen. Etwas zwar müßt Ihr wissen, und ich kann es Euch sagen, fuhr er fort, sich an seine Familie wendend. Was das Uebrige betrifft, so dringt nicht weiter in mich. .... Ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt. .... Ich bin auf immer von dem Schlosse verbannt.“ —

„Verbannt? rief die ganze Familie mit

einer Art von Schrecken; verbannt? wiederholte der gute Gärtner gerührt. — Guter Gott! Wie, durch wen, und seit wann?“ — „Seit gestern, durch die gnädige Frau. .... In fünf Tagen muß ich, nach ihrem Befehl, diese Gegend verlassen, und darf nie wieder heimkehren.“

„Unmöglich! .... Aber warum?“

„Euch dieß zu sagen habe ich kein Recht.“

„Mein Sohn, mein Freund, sagte Arnold mit zutraulicher Miene; ich kenne dich, und ich möchte bei meinem Kopfe schwören, daß dieß wenigstens keine Folge irgend eines niedrigen Vergehens ist; dazu bist du unfähig.“

„O, nein, nein! rief der Jüngling, bei dieser Vorstellung außer sich. Du hast Recht, mich dessen für unfähig zu halten. Aber, fuhr er mit leiser Stimme fort, nicht allein wegen solcher Verbrechen übt man auf dem Schlosse Strenge.“ ....

„Freilich wol! So muß dich aber doch irgend ein schändlicher Zwischenträger in den Augen der Baroninn angeschwärzt haben. .... Diese herrliche, edle Frau! .... Sage mir,

wen du in Verdacht hast, und ich will nicht Arnold sein, wenn ich dich nicht wieder zu Gnaden bringe."

„Unmöglich, guter Freund, unmöglich! Ich wiederhole es, es ist gar nicht daran zu denken. Thu mir den Gefallen, nicht weiter danach zu fragen."

Die Neugierde der Zuhörer wurde mit der Weigerung Gustavs immer größer, und je mehr er auf Stillschweigen bestand, desto hartnäckiger verfolgte ihn Arnold; so sehr war dieser von seinem Einfluß auf die Baroninn überzeugt, und so sehnlich wünschte er, seinem jungen Freunde nützlich zu werden. Aber alle seine Vorstellungen waren bei Gustav vergebens, und er beharrte bei seinem Geheimniß.

„Wolan! sagte endlich Arnold mit einigem Mißmuth; handle, wie du es für gut findest. Was aber mich betrifft, so weiß ich wol, was ich zu thun habe."

„Und was würdest du thun?" fragte der Jüngling mit der äußersten Unruhe.

„Ich bin nicht so hartnäckig und heimlich als du, und will dir sagen, was ich thun werde. Morgen, mit dem Frühesten, gehe ich zur Baroninn, und frage sie“ ....

„O nein! rief Gustav aus, von irgend welcher Befürchtung geängstigt; nein, gehe nicht zu ihr! — Weil du mich denn doch dazu zwingst, so will ich lieber, daß du Alles aus meinem eigenen Munde erfährst, als von irgend einem Andern. Du sollst Alles wissen, Alles .... Aber bei'm Himmel, ich beschwöre Dich und Euch Alle, kein Wort komme davon über Eure Zunge, oder wir sind verloren. So vernehmt denn die Folgen von jener ungerechten, und grausamen Gewalt, die selbst die unschuldigsten Handlungen zu bestrafen sich erkühnt.“ Bei diesen Worten funkelten Gustavs Augen von dem Feuer des Unwillens, und er erzählte nun Alles, was sich zugetragen hatte, seine Liebe, seine Ueberraschung durch die Baroninn und ihre Drohungen die Demüthigungen, die sie ihm hatte widerfahren lassen, ihre Befehle, sich nie wieder auf dem Schlosse sehen zu lassen, und, was mehr als

Alles war, die Gegend auf immer zu meiden, wo seine Geliebte athmete.

Bei dieser außerordentlichen, unerwarteten Erzählung sahen sich Alle stumm einander an. Grollmann und Brigitte warfen einander gegenseitig ganz besondere Blicke zu, und Arnold, mit finsterer und nachdenkender Miene, stampfte zu wiederholten Malen knirschend mit dem Fuße auf die Erde. Mit der lebhaftesten Bewegung ging er hierauf im Zimmer auf und nieder, blieb dann plötzlich vor Gustav stehen, schüttelte traurig mit dem Kopfe, ergriff seine Hand, und sagte mit einem eigenen Ausdruck:

„Du liebst die Tochter deines Herrn! .... Die Baroninn hat dir befohlen, das Land zu verlassen. Sie hat wohl gethan. .... Von dieser Begebenheit nun unterrichtet, sage ich dir meinerseits, daß es der Rath einer wahren Freundinn ist, den sie dir da gegeben hat. .... Ich selbst würde dir keinen bessern geben, und wenn auch deine Geburt dich berechtigte, auf die Hand des Fräuleins Anspruch zu machen." —

Mit diesen Worten entfernte er sich rasch aus dem Zimmer, und schlug die Thür gewaltsam hinter sich zu.

Drittes Kapitel.

Vergebens suchte Gustav, den Sinn dieser Worte zu ergrübeln; sie brachten nur Verwirrung in seine geängstigte Seele, ohne indessen die Wirkung zu haben, die sich Arnold anscheinend davon versprochen hatte. Jetzt erst erwachte die Liebe mit ganzer Kraft in seiner Brust. Nun erst, da er sich von Kunigunden trennen sollte, fühlte er, daß sie ihm kostbarer sei als sein Leben, und die Verzweiflung bemächtigte sich des brausenden Jünglings. Blind gegen alle Gefahren, die aus dem Ungehorsam gegen den Willen der Baroninn für ihn entstehen konnten, machte er tausend Pläne, um der Gewalt, die auf ihn drückte, zu trotzen, sich ihr zu entziehen; und er beschloß endlich, die Gegend, wo seine Geliebte lebte, nicht zu verlassen, und sollte er auch die dunkelsten Höhlen der Felsen, das tiefste Dickicht des Waldes bewohnen

müssen. Doch auch dieser Entschluß bestand nicht länger, als die übrigen Pläne, die er bildete, da er sich nicht verhehlen konnte, daß er vielmehr an die Mittel denken müßte, um Kunigunden einst als die Seinige zu besitzen. Nicht müßig konnte er bleiben, um dieß zu erlangen; aber welchen Weg sollte er, unter hundert, dazu einschlagen? Auf allen Seiten schien eine eherne Mauer ihn auf immer von seiner Geliebten zu trennen; unerträglich war ihm besonders der Stolz seiner Aeltern und des ganzen Standes, wozu diese gehörten. Wuth bemächtigte sich seiner bei dem Gefühl seiner Ohnmacht in seiner jetzigen Lage. „Nein, beim Himmel, rief er dann aus, ich will es nicht länger tragen, das Joch der Sklaverei, und sollte es auch Alles kosten, was mir lieb und theuer ist! Wer hat jenen Menschen eine solche Gewalt über ihres Gleichen gegeben? Sind sie eines besseren Stoffes, als ich bin? Haben sie ihre Vorrechte nicht in den Zeiten der Rohheit und Unwissenheit durch ihre Uebermacht an sich gerissen? Die Gewalt gab ihnen Rechte! Wolan! ich will

es versuchen. Ich setze Gewalt gegen Gewalt, denn dazu gab mir mein Schöpfer meine Kraft, mich zu vertheidigen gegen widerrechtliche Angriffe auf meine Freiheit und mein Leben.""

Mit solchen Gesinnungen und Empfindungen beschäftigt, war Gustav an einem schönen Nachmittage in dem ungeheuren Wald spazieren gegangen, der die Abhänge der Berge, welche Duttingstein rings umgeben, in unermeßlicher Ausdehnung und oft undurchdringlich bekränzte. Sehr lange Zeit hindurch schritt er auf's Ungefähr immer weiter vor, und gelangte endlich in eine äußerst wilde Gegend, deren finsterer Anblick so vollkommen den Gedanken entsprach, mit denen er beschäftigt war. Hier ließ er sich auf ein hervorspringendes Felsenstück nieder, und verlor sich so sehr in tiefes Nachsinnen, daß er Alles um sich her vergaß. Ein fürchterlicher Donnerschlag, und in demselben Augenblick der Anblick eines vom Blitz entzündeten Stammes einer hohen Eiche, ganz in seiner Nähe, weckte ihn endlich aus seiner Betäu-

bung. Zugleich entladeten sich auch die über ihm schwebenden schwarzen Wolken in strömenden Regengüssen ihres Ueberflusses, und ganz nahe war der Eintritt der nächtlichen Finsterniß. Gustav raffte sich auf, um nach der väterlichen Hütte zurückzueilen; aber immer noch mit sich selbst beschäftigt und bald darauf von gänzlicher Dunkelheit umgeben, bemerkte er nicht, daß er einen unrechten Fußsteig eingeschlagen habe; erst nach einem dreistündigen Marsche, der Mitternacht nahe, nahm er wahr, daß er auf einem falschen Wege sei. Von allen Seiten immer noch mit einem undurchdringlichen Dickicht des Waldes umgeben, entschloß er sich nun, auf's Gerathewohl vorwärts zu gehen, ohne für jetzt an seine Rückkehr nach Duttingstein zu denken, und nur um irgend einen bewohnten Ort zu finden, wo er diese Nacht zubringen könnte.

Endlich gelangte er in eine etwas freiere Gegend des Waldes, und entdeckte nun ein ziemlich helles Licht, welches eben nicht entfernt zu sein schien. In der Hoffnung, hier

die Hütte eines Köhlers oder selbst eines Hirten vor sich zu sehen, und darin ein Nachtlager zu erhalten, eilte er darauf zu, und kam in kurzer Zeit nahe genug, um zu seinem Erstaunen zu bemerken, daß es ein ansehnliches, sehr nettes Haus sei, welches rings mit starken und außerordentlich hohen Mauern umgeben war. Ein festes eisernes Thor, welches den Eingang in den Hof verwahrte, war mit scharfen eisernen Spitzen versehen; in Mannshöhe befand sich zwar eine viereckige Oeffnung mit eine meisernen Gitter; aber eine inwendig vorgeschobene Platte verhinderte das neugierige Auge, in den Hof zu blicken. Von dem Lichte entdeckte Gustav jetzt durchaus nichts mehr. Er untersuchte nun die Lage dieses sonderbaren Hauses näher, und bemerkte, daß es auf einer Anhöhe gelegen, und im Halbzirkel von einem Gehölz umgeben sei, das sich weiter rückwärts an einen ungeheuren und dichten Wald, wie derjenige, den er so eben verlassen hatte, anschloß. Gustav urtheilte aber, daß dieses Haus nur irgend einem reichen und vornehmen Manne

angehören könne, und war nun unschlüssig, ob er an's Thor klopfen, oder weiter gehen sollte. Doch überlegte er, daß man ihm ja höchstens nur eine abschlägige Antwort auf seine Bitte um ein Nachtlager geben könne, und auf diese Gefahr ergriff er den großen Klopfer an der Thür. Hell ertönte er durch die ganze Gegend, und sogleich vernahm Gustav auch das Bellen zwei ungeheurer Hunde, nach ihrer Stimme zu schließen, welche wüthend auf das Thor losstürzten, und heulend mit ihren Zähnen hinein hieben.

Schon bereute Gustav, ihre Wuth gereizt zu haben, nicht weil er hätte befürchten müssen, von ihnen angegriffen zu werden, sondern weil er nur ungern die Ruhe des Hauses, zu einer solchen nächtlichen Stunde, gestört hatte. Er war im Begriff, sich zu entfernen, als er im Hofe gehen hörte, und bald darauf auch eine weibliche Stimme vernahm, welche die Hunde beruhigen zu wollen schien, und sich dann dem Thore, ohne das Sprachgitter zu öffnen, nähernd fragte: „Wer seid Ihr, und was begehrt Ihr?"

„Ein junger Mensch, der sich verirrt hat, und für diese Nacht um gastfreundliche Beherbergung bittet.“

Ho! ho! die gastfreundliche Beherbergung! Was konntet Ihr denn so spät im Walde zu thun haben? Wißt Ihr wol, daß Mitternacht vorüber ist? „Und Euer Name?“

„Gustav Grollmann, ältester Sohn des Meiers zu Duttingstein.“

„Wie alt?“

„Siebenzehn Jahr.“

Die sanfte Stimme Gustavs schien es der Fragerinn glaublich zu machen, daß er die Wahrheit rede; denn sie öffnete nun das Sprachgitter, und leuchtete dem Jünglinge mit der Laterne in's Gesicht, welches übrigens von den schönsten und einnehmendsten Zügen belebt war. Nachdem sie die eiserne Platte wieder vor die Oeffnung geschoben hatte, sagte sie mit gefälliger Stimme: „Wolan, so wartet, bis ich Kastor und Pollux an die Kette gelegt habe; denn wie Ihr seht, so sind es bei Nacht wahre Teufel, die auch einen Engel zerreißen und verzehren würden.“

Nach diesen Worten rief sie diese fürchterlichen Wächter bei ihren Namen, und gehorsam ließen sie sich ohne Schwierigkeit anketten, obgleich sie fortfuhren, mit immer stärkerer Stimme zu bellen. Hierauf schob sie zwei ungeheure Riegel zurück, und öffnete Gustaven das Thor, welcher mit den wärmsten Dankbezeigungen eintrat. Aber in dem Augenblick, wo sie das Thor wieder zuschlagen wollte, stürzten drei bewaffnete Männer in den Hof, warfen die Laterne um, und eilten nach dem Eingange des Hauses; Alles zum größten Erstaunen unseres Helden, welcher anfangs nicht errieth, was dieß wol bedeuten könne.

Wer konnten sie anders sein als Räuber? Und wirklich waren es solche. Nicht durch Zufall fanden sie sich hier ein; denn schon seit mehrern Tagen wußten sie, daß der einzige männliche Bediente des Hauses in Aufträgen seines Herrn abwesend sei, und daher schweiften sie alle Nächte um das Haus umher, in der Absicht, die Ersteigung der Mauern zu versuchen. Aber jedesmal waren sie durch die Stimmen der furchtbaren Wächter abgehalten

worden, welche sie spürten, sobald sie sich nur einigermaßen näherten. Auch in dieser Nacht hielten sie sich, in der nämlichen Absicht, in dem oben erwähnten Gehölze auf, und erblickten daher Gustav an dem Thore. Unbemerkt waren sie näher geschlichen, so daß sie sein Gespräch mit der alten Dienerinn des Hauses deutlich mit anhören konnten. Ihre Freude war unbeschreiblich, als sie diese davon sprechen hörten, die Hunde anketten zu wollen; und sobald das Thor sich öffnete, stürzten sie daher mit Gustav zugleich hinein, den sie nur für ein Kind hielten, mit dem sie bald fertig werden würden, wenn er sich ihren Absichten widersetzen sollte; denn sie hatten ihn sein Alter nennen hören. Die Alte ward von ihnen ziemlich hart über den Haufen geworfen, und in ihrem Eifer, sich die Plünderung des Hauses zu sichern, vergaßen sie alles Uebrige.

Es ist ein allgemeines Sprüchwort, daß es oft dem klügsten Räuber an Vorsicht mangele; aber wenigstens war es diesen hier, ihrer drei, bis an die Zähne bewaffnet und wohl entschlossen, mehr als andern erlaubt,

gewisse Einzelnheiten zu vernachlässigen. Wie auf Flügeln langten sie daher im Hause an, und als Gustav, der ihnen in der Entfernung folgte, daselbst ankam, hörte er in einem Zimmer des untern Stockwerks links ein klägliches Jammergeschrei. Jetzt erst wurde ihm die schreckliche Wahrheit völlig klar; er stürzte hinzu, ergriff eine große Heugabel, die sich auf dem Flur des Hauses seinen Blicken darbot, und befand sich nun mit zwei Sprüngen in dem Zimmer.

Welch ein schrecklicher Anblick! Zwei von den Räubern waren bereits beschäftigt, einen Schrank zu erbrechen, während der dritte einen Greis bei der Kehle ergriffen hatte, und ihn, mit aufgehobenem Dolche, auf einen Stuhl niederdrückte. — Es sehen, den Mörder mit einem Stoße der Heugabel durchbohren, daß er mitten in ein großes Feuer fiel, welches in einem weiten Kamine brannte, ihm rasch den Säbel aus der Scheide reißen, und damit über die andern beiden Räuber herfallen, war bei Gustav, in Blitzesschnelle, das Werk eines Augenblicks.

Die beiden Angegriffenen gaben aus ihren Pistolen Feuer auf ihn, aber ohne ihn zu treffen, da sie zu sehr überrascht von der kühnen That eines Jünglings waren, den sie anfangs nur verachtet hatten. Ein hitziger Kampf entspann sich jetzt mit blanken Waffen, und schon war Gustav, von einigen erhaltenen Wunden behindert, dem Erliegen nahe, als plötzlich zwei fürchterliche Helfer in's Zimmer stürzten, Kastor und Pollux, welche die kluge Gertrude wieder von der Kette losgemacht hatte. Aus einem gewissen Instinkt, den man häufig bei diesen Thieren findet, griffen sie nicht Gustaven an, sondern sprangen wüthend auf die beiden Räuber los, welche sich nun durch einen Sprung aus dem Fenster zu retten suchten. Aber pfeilschnell setzten die Hunde ihnen nach, und kaum wenige Schritte von dem Hause waren sie bereits niedergeworfen, von den scharfen Zähnen ihrer Verfolger zerfleischt, erwürgt, in Stücke gerissen.

Gertrude, welche unterdessen das Thor wieder verschlossen hatte und dem Hause zueilte, war Zeuginn dieses fürchterlichen Schau-

spiels. „O gewiß, sagte sie zu sich selbst, so soll man mich gewiß nicht wieder fangen .... Aber wer hätte auch, nach seinen Gesichtszügen, jemals glauben können, daß es ein Räuber sei! — Heilige Jungfrau! Mein armer Herr .... Sie werden ihn gewiß ermordet haben, denn es sind ja ihrer noch zwei in dem Hause .... Und seine Tochter! .... O, Gott, mein Gott! .... Ich werde es mir in meinem ganzen Leben nicht verzeihen können!" —

Horchend näherte sich Gertrude während dieses Selbstgesprächs leise dem Zimmer, aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie drinnen ihren Herrn ruhig mit seiner Tochter sprechen hörte. Sie eilte hinein, und erstaunte noch mehr, hier zwei menschliche Körper zu erblicken, von denen der eine in einem Winkel lag, der andere aber vor dem Kamine saß, neben ihm ihr Herr und seine Tochter, mit dem Verbinden seiner Wunden beschäftigt.

„Herr im Himmel! rief sie aus; heilige Jungfrau, durch welches Wunder" ....

„Still! sagte der Greis, er wird die Augen öffnen."

„Wie Schade, murmelte Gertrude zwischen den Zähnen, den muthigen Jüngling betrachtend, dem der ansehnliche Blutverlust eine tiefe Ohnmacht verursacht hatte; wie Schade um ihn! noch so jung, und schon ein so boshafter Verbrecher! Aber Gott ist gerecht, er hat ihn dafür bestraft, und er hat sein Schicksal verdient.“

Der Alte befahl ihr jetzt, das beste Bett im Hause in dem grünen Zimmer für den Verwundeten in Stand zu setzen, und ein gutes Feuer im Kamine anzuzünden. „Großer Gott! sagte Gertrude beim Hinausgehen zu sich selbst; seht doch, welche Sorgfalt! der Galgen paßte sich besser für ihn!“

Bei der Anwendung aller möglichen stärkenden Mittel erholte sich Gustav bald; seine Wunden waren durchaus nicht gefährlich, und er wollte sprechen, aber sein Wirth widersetzte sich dem. „Morgen, sagte er, können wir uns einander erzählen. Deine Wunden, guter Jüngling, sind zwar nicht gefährlich, aber du mußt dich schonen, des starken Blutverlustes wegen. Ich hoffe, du wirst ruhig schlafen, da ich die

so eben einen vortrefflichen Trank zubereitet habe, der dir die Lebensgeister wieder stärken soll; dazu kommt noch die beruhigende Vorstellung deiner großmüthigen That."

Ein leichtes Roth übergoß die bleichen Wangen unseres gerührten Helden, und Leonore stimmte mit den wärmsten Danksagungen in die Lobeserhebungen ihres Vaters ein. Wie glücklich fühlte sich Gustav in diesem Augenblick, sein Leben zur Verhinderung eines Verbrechens auf's Spiel gesetzt zu haben. Jetzt vermehrte eine neue Szene das Rührende dieses Schauspiels. Kastor und Pollux, mit ihrer fürchterlichen Arbeit auf dem Hofe zu Ende, sprangen freudig in's Zimmer, und liebkoseten ihre Herrschaft; hierauf sah man sie aber zur größten Verwunderung mit ihren blutigen Schnauzen die Hände Gustavs belecken, wodurch sie ihm für seinen großmüthigen Beistand zu danken, und ihn als den Befreier der Familie anzuerkennen schienen.

In diesem Augenblick trat Gertrude wieder ein, und blieb wie versteinert bei solchem Schauspiel stehen, das ihr unbegreiflich war.

„Wie! rief sie aus, und auch die Hunde schmeicheln diesem Bösewicht!"

Diese Worte zogen ihr die lebhaftesten Vorwürfe von Seiten Leonorens zu; da diese aber einsah, woher ihr Irrthum rühren möchte, eilte sie, ihn ihr zu benehmen. „Ohne ihn, sagte sie, Gertrude, würde mein Vater, ich und du selbst nicht mehr am Leben sein. Hat er nicht unsertwegen diese Wunden davongetragen, die du ehrfurchtsvoll küssen solltest, wie diese Thiere es thun, welche dich an Dankbarkeit übertreffen?"

Diese Erklärung brachte auf die arme Alte einen solchen Eindruck hervor, daß sie fast in Thränen zerfloß, die Hände des Jünglings küßte, und ihn tausendmal wegen ihres Mißverständnisses um Verzeihung bat. Der Alte ergriff jetzt ein Licht, und gab seiner Tochter und Gertruden ein Zeichen, worauf diese den Verwundeten unter die Arme nahmen, und ihn nach dem für ihn zubereiteten Zimmer geleiteten. Hier wurde er in's Bett gebracht; der Alte und seine Tochter zogen sich zurück,

und Gertrude blieb bei ihm, um ihm im nöthigen Falle zur Hülfe bereit zu sein.

Viertes Kapitel.

Am andern Morgen um zehn Uhr lag unser Held noch im tiefsten Schlafe, so vortrefflich hatte das ihm von dem Alten gereichte Elixir gewirkt. Der gute Greis war schon mehrere Male in seinem Zimmer gewesen, und hatte sich über seine Ruhe gefreut. Gertrude versicherte ihn, daß er während der ganzen Nacht nicht ein einziges Mal erwacht sei, und als Gustav endlich die Augen aufschlug, war der Alte mit seinem Befinden durchaus zufrieden, obgleich er ihn etwas schwach fand. Auch seine Wunden, die er jetzt verband, waren in gutem Zustande, und hocherfreut kündigte er ihm an, daß er in fünf bis sechs Tagen kaum mehr etwas davon fühlen würde. Er half ihm darauf sich ankleiden, und geleitete ihn nach dem Frühstückszimmer, wo es sich Gustav ganz vortrefflich schmecken ließ.

Der Alte befragte ihn jetzt nach seiner Herkunft und Beschäftigung in Duttingstein; er schien erstaunt zu sein, als er hörte, daß er sich nur mit der Gärtnerei und dem Ackerbau beschäftigte, da er sich doch mit so vieler Leichtigkeit und großem Anstande auszudrücken verstand. Gustav setzte ihn daher von seinen Verhältnissen in genauere Kenntniß, erzählte ihm von der Sorgfalt, womit man ihn erzogen habe; verschwieg jedoch seine Liebe zu Kunigunden. Nach einer Unterhaltung von zwei Stunden war der Alte im Stande, vollkommen den Werth des interessanten Gustav zu beurtheilen, und fand, daß er sehr gefühlvoll sei, einen scharfen und richtigen Verstand, einen feurigen Geist, und ein Herz voll der erhabensten Empfindungen besäße. Hierüber schien der Alte höchst zufrieden zu sein. „Ich sehe," sagte er, „daß du die schönsten Anlagen hast, ein geachteter Mann zu werden; liebst du die Wissenschaften, so besuche mich manchmal, oft, bleibe immer bei mir; du sollst bei mir Gelegenheit erhalten, etwas Tüchtiges zu lernen. Die Leib-

eigenschaft scheint mir keineswegs für dich zu passen!“

„Die Leibeigenschaft?“ rief Gustav aus, indem sein Blick von einem edlen Feuer glänzte, „wenn ich meine Empfindungen befrage, so sollte sie das Loos keines vernünftigen Wesens auf der ganzen Erde sein.“

Der Greis lächelte, und schien durch ein Zeichen mit dem Kopfe seiner Meinung beizupflichten, worüber Gustav nicht wenig zufrieden war. Er ergriff jetzt voll Dankbarkeit die Hand des Alten, küßte sie und rief aus: „Sie wollten mein Vater sein? Sie wollten mich für die bloße Erfüllung meiner Pflicht durch die Sorgfalt für meine Erziehung belohnen? Ach, so viel Güte habe ich nicht verdient!“ — Der Alte war auf das Innigste gerührt, lobte ihn wegen seiner Bescheidenheit, und versicherte ihn seines beständigen Schutzes. Er benachrichtigte ihn nun, daß Duttingstein höchstens drei Meilen von seinem Hause entfernt sei.

„Aber wo bin ich denn?“ rief der Jüngling erstaunt und neugierig aus.

„Bei einem Manne, von dem man sich in der ganzen Gegend sehr außerordentliche Dinge erzählt, die die Unwissenheit mit der ganzen Begierde, die der Geschmack an dem Wunderbaren hervorbringt, aufnimmt und weiter verbreitet."

„Genug! genug!" rief Gustav aus; „wären Sie Orlando?"

„Der bin ich! Was hast Du in Duttingstein von mir gehört?"

„Tausend fürchterliche Dinge! Man hält Sie für einen Zauberer; Sie machen Geld, wie man behauptet, und sind nur des Nachts sichtbar, oder bei Tage, wenn ein Gewitter am Himmel steht; wo man Sie denn auf dem Gipfel der Berge erblickt, und daraus schließt, daß Sie auf den Wolken umherspazieren. Auch hat man öfters Flammen, mit fürchterlichem Donner begleitet, aus Ihrem Hause aufsteigen sehen."

Orlando lächelte, und betrachtete den Jüngling aufmerksam, indem er ihn fragte, was er seinerseits dazu meine. Gustav ant-

wortete freimüthig, daß er gestern noch diese lächerliche Meinung bis auf einen gewissen Punkt getheilt habe, daß er aber jetzt, nachdem er ihn kennen gelernt, von der Unwahrheit dieser Verleumdungen überzeugt sei, und ihn zwar für einen geheimnißvollen, aber tugendhaften Mann halte, der von dem Pöbel mehr aus Unwissenheit, als aus Bosheit verkannt worden sei.

„Sehr gut geurtheilt,“ rief der Alte aus, „ich lebe hier in völliger Einsamkeit; ich habe die große Welt sehr genau kennen gelernt, und sie ohne Bedauern verlassen. Meine Art zu leben brachte, lange bevor ich es ahndete, die außerordentlichste Meinung von mir hervor, und als ich davon unterrichtet ward, wußte ich sie zum Vortheil meiner persönlichen Sicherheit zu unterhalten. Die Bösewichter der heutigen Nacht müssen daher Menschen sein, welche jeder Furcht vor dem Himmel wie vor der Hölle unzugänglich sind; aber was ihnen, Dank sei es dir, muthiger Jüngling, widerfahren ist, wird den allgemeinen Schrecken vor mir in der ganzen Gegend noch

sehr vermehren. Das Wirkliche an der Sache ist, daß ich mich mit der Astronomie beschäftige, weshalb ich mich öfters auf den Gipfel jenes außerordentlich hohen Berges begebe, der sich dicht hinter meinem Garten befindet, und daß ich in meinem Hause viele Versuche in der Chemie mache, um meine Kenntnisse darin zu erweitern."

Nach dem Frühstück führte Orlando Gustaven in sein Laboratorium, wo er ihm seine beträchtliche Sammlung von Instrumenten zeigte, und ihm eine große Menge von Experimenten sehen ließ, die ihm außerordentliches Vergnügen machten. „Alles dieses sollst du von mir lernen," sagte der Greis, „wenn du willst."

„O, von ganzem Herzen gern," rief Gustav aus, sich an seine Brust werfend.

„Aber eine Bedingung muß ich dir auferlegen," fuhr Orlando fort.

„Reden Sie, reden Sie! keine soll zu schwer für mich sein."

„So schwöre mir, daß du Jedermann verschweigen willst, was zwischen uns vorgegan-

gen ist, und rechne dann auf meine ewige Dankbarkeit. Sage zu Niemanden, auch selbst deinen Eltern nicht, daß du mich gesehen hast, und auch wenn du wieder zu mir kommst, muß es der ganzen Welt unbekannt bleiben."

„O, ich schwöre es, bei meiner Ehre! Ich rufe den Himmel zum Zeugen ....

„Genug, genug! Nicht um die Meinung zu erhalten, die man sich von mir in dieser Gegend gemacht hat, wünsche ich gänzlich unbekannt zu bleiben; denn schon seit langer Zeit ist mir die Meinung der Menschen gleichgültig geworden; aber ich habe besondere Gründe, die ich dir mittheilen will, und die du billigen wirst, wenn mein Zutrauen zu dir mit der Zeit, wie du es verdienst, noch größer geworden ist. Besuche mich also oft; ich werde dich nicht häufig und lange genug sehen können."

Gustav, geschmeichelt, sich einen so achtungswürdigen Mann zum Freunde gemacht zu haben, vergaß auf einen Augenblick den Zustand seines Herzens. Ist es wol glaub=

lich? Er hörte auf, an Kunigunden zu denken, aber nur, um sich bald darauf desto anhaltender mit ihr zu beschäftigen. Zehn der glücklichsten Tage seines Lebens hatte er bei dem Alten verlebt, und als er nun völlig von seinen Wunden wieder hergestellt war, schien es Zeit, sich von ihm zu trennen; wäre es auch nur gewesen, um seine Aeltern aus der tödtlichen Unruhe zu reißen, in welche seine lange Abwesenheit sie versetzt haben mußte. Er nahm also den zärtlichsten Abschied von Orlando und seiner Tochter; die gute Gertrude hörte nicht auf, die Segnungen des Himmels auf ihn herabzurufen, und selbst Kastor und Pollux, die seine wärmsten Freunde geworden waren, schienen seine Abwesenheit zu bedauern.

Unser Held setzte seinen Weg nach Outtingstein, ganz in seinen Gedanken verloren, ruhig fort, ohne sich aber dießmal zu verirren, da er der Richtung, die er zu nehmen hatte, gewiß war. Ungefähr nach drei Viertel-Stunden von dem bei dem Schlosse gelegenen Dorfe entfernt, beschloß er, an dem

Saume des Waldes den Eintritt der Dunkelheit abzuwarten, um sich dann nach der Hütte seines Vaters zu begeben; er legte sich daher in einem dichten Gebüsche nieder, und überließ sich seinem Nachdenken.

Mitten aus dieser Selbstbeschäftigung riß ihn plötzlich ein ganz nahe bei ihm gefallener Schuß, worauf eine große wilde Katze bei ihm vorbei sprang. Gustav blickte auf, und sahe ... seinen Freund, den Jäger Horst vor sich stehen, den das große Erstaunen über den Anblick Gustavs verhinderte, über seine Ungeschicklichkeit zu fluchen; denn er hatte sein Ziel vollkommen gefehlt. Im Augenblick sprang er aber auch voll Freude auf ihn zu, ohne sich sogar einmal die Zeit zu nehmen, die Pfanne seiner Flinte abzuwischen und wieder zu schließen.

„Guter Gott! ist es möglich? Bist du es wirklich, armer Junge? Aber wo Teufel kommst du seit zehn Tagen her, da man dich für todt, verschwunden, von dem Zauberer entführt und, Gott weiß was Alles, hielt!" —

Diese aufeinander folgenden Fragen ließen Gustav Zeit, sich von seiner Ueberraschung zu erholen, noch mehr aber, als der alte Horst, der den lebhaftesten Antheil daran nahm, fortfuhr:

„O, beim Teufel! Seit deiner Abwesenheit ist es auf dem Schlosse schön hergegangen!“

„Wie? Warum denn? Was denn?“

„Was denn? Ist dein Vater, deine Mutter, deine ganze Familie nicht durch den gnädigen Herrn von Haus und Hof gejagt worden?“

„Fortgejagt?“ rief Gustav erschreckend.

„Ja, mein Gott, ja! schon seit drei Tagen! Ja, mein armer Junge, wie ich dir sage! Und dieß Alles, warum? ... deinetwegen!“ —

„Meinetwegen?“

„Ja, und was noch mehr, so hast du große Ursache, dich zu hüten, daß man hier auch nur die Spitze deiner Nase erblicke. — Beim Teufel, nein, wage es nicht, denn es ist wahrhaftig schon ein großes Meerwunder, daß du

nicht bereits in die Klauen der Leute des Freiherrn gefallen bist, welche dir in allen Winkeln nachspüren."

„Aber, mein Gott, so sage doch! ...."

„Weißt du auch schon, daß der Freiherr gleich nach seiner Rückkehr aus der Hauptstadt alle seine Vasallen aufgeboten hat, und gegen die Protestanten zu Felde ziehen wird? Und das gnädige Fräulein — man behauptet, er will sie vermählen."

„Kunigunden vermählen?" rief der brausende Jüngling, ohne auf seine Worte aufmerksam zu sein.

„Ha! ha! sagte Horst; ist es, beim Himmel, möglich, wie man sich erzählt hat, daß du es wagtest, die Tochter deines Herrn zu lieben?"

Gustav erröthete, und biß sich in die Lippen.

„Und was noch mehr ist, auch von ihr geliebt zu werden?" fuhr Horst fort, ihn scharf ansehend.

„Von ihr geliebt zu werden, sagte der Jüngling, wer kann es wissen?" —

„Ho! ho! das ist wol leicht zu wissen. Der Freiherr wollte, ehe er sie vermählte, wie natürlich, es ihr erst bekannt machen, und ließ sie daher nebst ihrer Mutter zu sich kommen. Da hätte man sehen sollen, wie das gnädige Fräulein bei dem Worte Vermählung erblaßte, und immer mehr erblaßte, endlich ohne Bewußtsein danieder sank. Man ruft ihr Kammermädchen, man öffnet ihr die Kleider, um ihr leichtern Athem zu verschaffen. Was geschieht? Indem man ihr die Kleider löset, fällt ein Brief aus ihrem Busen, und etwas Schweres ist in dem Briefe. Ihr Vater ergreift den Briefe .... er war an dich gerichtet. Er öffnet ihn, und, hol' mich der Teufel, ihr Bildniß lag darin, das sie dir übersenden wollte."

„Ihr Bildniß?" rief Gustav aus, fast außer sich von dem Rasen aufspringend.

„Heda! So warte doch! Beim Teufel! So lauf doch nicht wie ein Narr davon, und höre weiter! — Er liest den Brief; es stehen vortreffliche, niedliche, schöne Sachen darin. ..."

„Kunigunde! theure Kunigunde!“ rief ihr Liebhaber mit gerungenen Händen aus.

„So höre doch! Der Freiherr wird wüthend, so rasend, daß er über seine Frau und Tochter herfällt, und sie auf das Gemeinste mißhandelt.“

„Der Tiger! O, wäre ich doch zugegen gewesen!“

„Er hätte sie ermordet, wenn nicht ein Theil der Dienerschaft herbeigelaufen wäre. Hierauf stürzte er in den Schloßhof, und schrie, daß er dich in Stücke hauen, und deine ganze Familie verbrennen wollte. Arnold, der, wie du weißt, deiner Familie sehr zugethan ist, hat kaum noch Zeit genug, nach der Hütte zu laufen, und sie von der ihr bevorstehenden Gefahr zu benachrichtigen. Der Freiherr kommt an, aber während der Zeit, daß er seine Waffenknechte versammelte, sind die armen Leute entflohen, Niemand weiß wohin. Man sagte dem Freiherrn, daß du schon seit drei oder vier Tagen verschwunden wärst; er läßt rasch aufsitzen, ich weiß nicht wie viel Reiter, und verspricht dem eine an-

sehnliche Belohnung, der dich todt oder lebendig einbringen würde. In's Schloß wieder zurückgekommen, schließt er die Baroninn und das gnädige Fräulein in ihre Zimmer ein; den ganzen Tag bringt er mit wüthendem Schreien und Fluchen zu. Kurz, Jedermann glaubte, daß er eine Legion Teufel im Leibe habe. Ein elender Sklave, ein Leibeigner, wiederholte er unaufhörlich, von meiner Tochter geliebt zu sein! Das bringt mir den Tod! den Tod! — Aber wie ich noch gestern zu Arnolden, doch ganz heimlich sagte: der gnädige Herr schreit beständig: ein Sklave, ein Sklave, ein Leibeigener! Was will das heißen? .... Nichts! Es beweiset nur, daß der Hahn auf dem Hofe besser schmeckt, als der Adler, welcher doch so hoch nistet! .... Fleisch bleibt Fleisch; also findet doch wol zwischen einem großen adligen Herrn und einem elenden Unterthan kein so bedeutender Unterschied Statt, wie sie es uns gern glauben machen möchten!" —

Gustav hörte kaum mehr die Worte des guten Horst; unbeweglich, gleich einer Statue,

mit halbgeöffnetem Munde, saß er da, wie vom Blitze getroffen. Als ihn endlich dieser Zustand verließ, sprang er wüthend auf, um zur Rache zu eilen; Horst hatte, voll Schrecken, kaum noch Zeit genug, ihn aufzuhalten.

„Wohin, zum Teufel, junger, rasender Mensch?“

„Mich rächen an dem Grausamen, rief er mit funkelnden Augen aus; mich rächen oder sterben; laß mich, Horst!“

„Nein, bei meiner Seele nicht! Ich werde dich nicht wie einen Thoren deinem Untergange entgegen laufen lassen. Glaubst du denn übrigens, daß es so leicht ist, jetzt in's Schloß hinein zu kommen? O, man muß Wort für Wort seinen Stammbaum hernennen, wenn man hinein will. Weißt du denn nichts von den großen Fortschritten der protestantischen Armee, und daß ihre Vortruppen schon ganz nahe umherstreifen? Die Zugbrücke ist wieder hergestellt, der Graben aufgeräumt, und Alles auf den Kriegsfuß gesetzt.“

„Ach, sagte Gustav traurig, guter Horst! verschaffe mir doch eine Unterredung mit

Arnold, damit ich erfahre, wo meine armen Aeltern geblieben sind."

„Beim Teufel! das ist keine kleine Sache! Doch! .... Ja so! .... So wird es gehen! .... Da hier! nimm meine Jagdtasche, worin du noch Lebensmittel finden, und deßwegen gerade nicht verhungern wirst. — Hier, nimm auch meine Flinte, auf den Nothfall! Bringe hier die Nacht zu, so gut du kannst; es ist hier immer noch besser, als in dem Thurme von Duttingstein. Dann will ich sehen! .... Wenn es nicht zu gefährlich wäre, wollte ich dich mit in meine Hütte nehmen. Aber es ist unmöglich! Eine Nacht wird's hier schon gehen!" —

Gustav war entzückt, so viel es ihm in seiner Lage möglich war, über die Anerbietungen des guten Horst. Er nahm sie an, und schloß ihn brüderlich in seine Arme, als derselbe sich bald darauf entfernte, mit dem Versprechen, ihn nicht allzu lange warten zu lassen.

So war es also unwiderruflich von Kunigunden getrennt! .... Die Unglückliche liebte ihn. .... Ja, dieß versüßte ihm noch

einigermaßen seine jetzige Lage. Sie hatte ihm ihr Bildniß bestimmt! .... O, warum stand es nicht in seiner Macht, noch heute das Schloß zu stürmen, um dieses köstliche Pfand einem unmenschlichen, grausamen und unerbittlichen Vater wieder abzujagen! —

Einen Theil der Nacht brachte Gustav in seinem Nachdenken hin; aber es war eine Oktobernacht, und es fing ihn an zu frieren. Mit Hülfe des Feuerzeugs, das er in der Jagdtasche fand, machte er sich also ein tüchtiges Feuer an, um sich wieder etwas zu erwärmen. Nach und nach überfiel ihn darauf eine Anwandlung zum Schlafe, der er nicht länger widerstehen konnte; er schlummerte wirklich ein, die Flinte neben sich, um sich ihrer im Nothfall zu bedienen.

Kaum hatte er so zwei Stunden geschlafen, als er plötzlich von dem lauten Geschrei erwachte, welches vier wohlbewaffnete Männer, die auf ihn zu gesprungen waren, und sich bereits seiner Flinte bemächtigt hatten, erhoben. Außer Stande, sich zu vertheidigen, da sie ihn auf dem Erdboden, zum Theil auf

ihn knieend, festhielten, banden sie ihm die Hände und Füße mit starken ledernen Riemen, nahmen ihn zwischen zwei Pferde, und jagten mit ihm in starkem Trabe davon, ohne sich im Geringsten um seine Drohungen und seine wiederholten Fragen zu bekümmern.

Fünftes Kapitel.

Die Erzählung, welche Horst Gustaven gemacht hatte, war durchaus der Wahrheit angemessen. Der Freiherr war in der Hauptstadt mit einem seiner vertrautesten Freunde, dem Grafen Siegfried, zusammen getroffen, und dieser hatte sich gleich anfangs nach dem Befinden seiner Gemahlinn und Tochter angelegentlich erkundigt. Die letztere hatte er bei ihrer Anwesenheit in der Hauptstadt mit dem unbeschreiblichsten Vergnügen kennen gelernt, und schon damals hatte der Freiherr mit großer Zufriedenheit bemerkt, wie sehr seine Tochter ihm gefiel; denn der Graf, überdieß sein besonderer Freund, war unbezweifelt eine der reichsten und glänzendsten Partieen im ganzen Lande. Bald machte Graf

Siegfried dem Freiherrn den Antrag um die Hand seiner Tochter, und man kann denken, wie gern dieser darein willigte. Kunigunden darüber zu befragen, fiel ihm durchaus nicht ein; Siegfried war reich und mächtig, was konnte also den Freiherrn alles Uebrige angehen?

Der Graf war viel in der großen Welt gewesen; sein ganzes Wesen hatte einen Anstrich von Höflichkeit, natürlichem Verstande, und einer großen Geläufigkeit in allen Angelegenheiten, die ihm vorkommen konnten. Er war ein vortrefflicher Kriegsmann, und stand überdieß auch, durch seine ausgezeichneten Rathschläge in verschiedenen Staatsangelegenheiten, bei Hofe in großem Ansehen. Aber sein Charakter war durchaus verdorben. Allen Ausschweifungen ergeben, liebte er vorzüglich das weibliche Geschlecht, ohne daß er sich indessen bisher hatte fesseln lassen, da er nur schwer an ihre Tugend glaubte. Kunigundens Anblick allein hatte auf ihn einen Eindruck gemacht, der ihm bisher fremd geblieben war, und in ihm den Entschluß hervorbrachte, sich

mit ihr zu vermählen. Mit dem Versprechen Siegfrieds, bald zu einem Besuche nach Duttingstein zu kommen, trennten sich die beiden Freunde, vollkommen über Kunigundens zukünftiges Schicksal; einig und in Folge dessen hatte der Freiherr, wie schon oben erzählt, gleich nach seiner Rückkunft auf dem Schlosse, seine Tochter mit seinem Willen bekannt gemacht.

Kunigunde war seit jenem schrecklichen Vorfall, ungeachtet ihres festen und muthigen Charakters, eine Beute der unbeschreiblichsten Furcht, in Absicht auf ihren Geliebten; denn wie leicht konnte er nicht den von ihrem Vater ausgesendeten Reitern in die Hände fallen! Und dann war es um sein Leben geschehen, da sie die Grausamkeit des Freiherrn nur allzugut kannte. Als indessen ein Tag nach dem andern verging, ohne daß man von Gustav irgend eine Nachricht hörte, öffnete sich ihr Herz der Hoffnung wieder. Nach Verlauf von zehn Tagen litt es nach ihrer Meinung keinen Zweifel mehr, daß der Jüngling wirklich die Gegend verlassen habe, und vielleicht

schon unter dem Panier irgend eines tapfern Ritters sich Ruhm und Ehre erwerbe. Gewiß, dachte sie, würde er eines Tages auf den Flügeln der Liebe zurückkehren, um sie als den Preis für seine ruhmvollen Thaten vor den Altar zu führen; bis dahin nahm sie sich vor, treu seinem Andenken zu bleiben, und alle Versuche ihrer Mutter, selbst die Wuth ihres Vaters muthig von sich abzuweisen.

Nun denke man sich ihren Schrecken, als sie mitten unter ihren süßesten Hoffnungen ihr Kammermädchen Emma, entstellt und außer Athem, ins Zimmer treten sah, die ihr die Nachricht von Gustavs Verhaftung mittheilte, wovon sie so eben durch Reichard unterrichtet worden war, den der Freiherr als den Wächter des interessanten Gefangenen bestellt hatte. Emma machte ihrer Gebieterinn mitten unter Thränen und Schluchzen die Erzählung dieses traurigen Ereignisses; denn Gustav war auch ihr überaus theuer geworden, seitdem sie wußte, wie innig ihre angebetete junge Herrschaft denselben liebte.

Bei dieser fürchterlichen Nachricht fehlte

wenig, daß die Unglückliche ihr Bewußtsein verlor; Emma hatte nur noch Zeit genug, ihr in der Geschwindigkeit mit einem Riechfläschchen zu Hülfe zu kommen, und machte sich innerlich die heftigsten Vorwürfe, ihr diese Nachricht nicht mit mehr Vorsicht beigebracht zu haben. Sie suchte nun durch Trostgründe ihren Fehler wieder gut zu machen.

„Aber, meine theure Gebieterinn, so hören Sie mich doch erst ruhig an. Ich weine, ja, es ist wahr; aber doch nicht, weil ich etwas für ihn fürchte; denn der Zorn Ihres Vaters ist bei Weitem nicht mehr so schrecklich, als in dem ersten Augenblick ... Ja, hätte er ihn an demselben Tage noch in seine Gewalt bekommen, so bin ich gewiß, daß es mit seinem Leben am Ende gewesen wäre ... Aber jetzt! ... Im Gegentheil, gnädiges Fräulein, gerade bei solchen Gelegenheiten muß man den Kopf nicht verlieren, und seinen ganzen Muth entwickeln.“

Kunigunde unterbrach die beredte Emma durch die Frage, auf welche Art und wo Gustav entdeckt worden sei.

„Ach, du lieber Gott, gnädiges Fräulein, im Walde! Der arme Unglückliche schlief daselbst ganz ruhig, und dieß war freilich eine Unvorsichtigkeit von ihm, wie man sagt; denn er hatte sich ein Feuer angemacht, wahrscheinlich, um sich gegen die Kälte zu schützen, die jetzt schon herrscht, und besonders des Nachts. Alles ganz natürlich! aber gerade dieses verdammte Feuer hatte ihn verrathen. Vier von jenen Schurken, Bernhard an ihrer Spitze, welche in der Gegend umherstreiften, erblickten den Schein des Feuers, stiegen vom Pferde, schlichen ganz leise näher und bemächtigten sich seiner während des Schlafs. Aber dieß ist wahrlich noch ein Glück; denn hätte Gustav sie früher bemerkt, so würde er gewiß haben entfliehen wollen, und dann war es um ihn geschehen; alle vier hätten ihre Flinten auf ihn angelegt, wie auf ein wildes Thier."

„O Gott! .... Und weiß mein Vater schon, daß er in seiner Gewalt ist?"

„Ohne Zweifel; denn schon vor einer guten halben Stunde war Bernhard bei ihm."

„Gott! was nun anfangen!“ rief Kunigunde, die Hände ringend.

„Der Herr im Himmel wird uns helfen,“ antwortete Emma; „nur müssen wir nicht verzweifeln. Ich eile jetzt, noch fernere Nachrichten einzusammeln, um sie Ihnen dann mitzutheilen.“ Mit diesen Worten sprang sie aus dem Zimmer.

Unterdessen saß Gustav in einem engen Kerker des Thurmes, wo durchaus kein Tageslicht hineindringen konnte. Wohl wußte er jetzt, daß er sich in der Gewalt eines Mannes befand, dessen Eigenliebe durch ihn beleidigt war, dessen Rache keine Grenzen kannte, und von dessen Willkür allein sein Schicksal abhing. Nur durch ein Wunder war er zu retten; aber man weiß, wie wenig auf Wunder zu rechnen ist. Seitdem er Kunigunden liebte, war ihm sein Leben doppelt theuer geworden; indessen brachte ihn sein unerschütterlicher Muth zu dem Entschlusse, wenn er doch einmal gezwungen wäre, es aufzuopfern, wenigstens als Mann zu sterben; er

wollte durch sein Ende sich selbst und Kunigunden ehren, seinen Verfolger beschämen.

Mitten in diesen wenig tröstlichen Gedanken wurde er durch ein dumpfes Geräusch unterbrochen, und bald darauf trat Reichard, von einigen bewaffneten Knechten begleitet, in's Gefängniß, um ihn vor den Freiherrn zu bringen. Stillschweigend folgte er ihnen in den großen Rittersaal, wo Thassilo, von einem großen Theile seiner Vasallen, von seinen bewaffneten Knechten und der Dienerschaft umgeben, seiner harrte. Lange Zeit hatte dieser darüber nachgedacht, wie er mit Gustav verfahren sollte; er hatte daher eine würdevolle und ernste, ruhige Miene angenommen, die aber den aufmerksamen Beobachter über das, was in seinem Innern vorging, nicht täuschen konnte. Eine wilde Freude leuchtete durch seine Blicke hindurch, gleich der eines halbgesättigten Tigers, welcher seine Beute zwischen den Klauen hält.

„Tritt näher, elender Sklave, rief er Gustav zu', und antworte ohne Umschweife auf meine Fragen!“

„Seit wann unterhältst du deine verbrecherische Verbindung mit der Tochter deines Herrn?"

„Seit meiner Kindheit, antwortete Gustav mit Festigkeit; aber Gott ist mein Zeuge, ich habe niemals die Achtung verletzt, die ich ihr schuldig bin, und ich bin daher kein Verbrecher."

Thassilo, von dem einfachen und edlen Tone überrascht, mit welchem der Jüngling sich ausdrückte, dachte einige Zeit lang nach, und fuhr dann fort.

„Woher hast du diese Sprache, statt derjenigen der Unterwürfigkeit, die einem Leibeigenen gegen einen freien Mann zukommt?"

„Ich verdanke sie eurer Tochter, die mir ihre erlangten Kenntnisse mittheilte; das Nachdenken und mein Abscheu vor der Sklaverei haben das Uebrige gethan."

Eine Bewegung des Erstaunens entstand bei dieser Antwort in der ganzen Versammlung; der Freiherr gebot Stille, und fuhr fort:

„Aber weißt du, daß du durch deine Kühn-

heit dennoch nicht der Leibeigenschaft und dem Gehorsam gegen mich entzogen bist?"

„Wol weiß ich es, leider!"

„Wie kam meine Tochter dazu, dir Unterricht zu ertheilen?"

„Es gefiel ihr so, in ihren Erholungsstunden."

„Habt ihr einander Geständnisse gemacht?"

„O ja, oft!"

„Oft? wiederholte der Freiherr, außer sich über diese Freimüthigkeit. Also wußtest du doch, daß sie dich liebte, und ohne Rücksicht auf die Achtung, die du deinem Herrn und ihr selbst schuldig bist, wagtest du dennoch, ihr deine verbrecherische Leidenschaft zu gestehen?"

„Man kann einen und denselben Gegenstand zu gleicher Zeit lieben und achten. Dieß habe ich gethan; dieß hat die Natur, welche die eitlen Unterschiede, die ihr zwischen den Menschen macht, nicht anerkennt, uns beiden vorgeschrieben."

„Unverschämter, eine solche Sprache wagst du vor mir zu führen? — Und wo warst du in den letzten zehn Tagen?"

„Das ist mein Geheimniß.“

„Erbärmlicher Sklave! rief der Freiherr wüthend. Weißt du, daß dein Leben in meiner Hand ist? Also beantworte meine Frage, oder zittere!“

„Ich beantworte sie nicht, und zittere nicht.“

„Wohlan! Es ist um dich gethan. Doch, damit du nicht glaubst, daß ich hier meiner persönlichen Leidenschaft, und nicht der Gerechtigkeit Gehör gebe, so will ich dir gnädig deine Richter bewilligen. Noch in dieser Woche werde ich die edlen Ritter, meine Bundesgenossen, versammeln; vor ihnen, als deinen Richtern, wirst du dich wegen deiner beiden Hauptverbrechen der Verführung der Tochter deines Herrn, und der heimlichen Entweichung von meinen Gütern, zu vertheidigen haben.“

Mit diesen Worten, das Antlitz glühend vor Zorn, stand er auf und befahl, den Verbrecher in sein Gefängniß zurückzuführen.

Emma hatte kein Wort von diesem Verhör verloren, und eilte, es sogleich ihrer jungen Herrschaft mitzutheilen, welche, bei aller

Bewunderung der Festigkeit ihres Geliebten, die lebhafteste Besorgniß vor dem Ausgange hegte.

„Der Freiherr hat ihm Richter bewilligt, sagte Emma; großer Gott, aber was für Richter! Sie wissen, gnädiges Fräulein, es sind Alles seine Brüder bei der Flasche, und noch dazu Adlige, wie er selbst, die gewiß seiner in ihren Augen höchst gefährlichen Kühnheit keine Nachsicht angedeihen lassen werden. Und warum hat er ihm Richter gegeben? bloß, damit die Schande seines Todesurtheils nicht auf ihn allein zurückfalle!“

Kunigunde fühlte nur zu sehr die Richtigkeit dieser Betrachtungen; ihr Zustand war unbeschreiblich fürchterlich. Aber plötzlich belebten sich ihre Augen von einem wunderbaren Feuer, und fast außer sich rief sie aus: „Er muß gerettet werden; ja, wir müssen ihn retten!“ —

„Wohl! sagte Emma; aber wie, gnädiges Fräulein? Untersuchen wir zuerst, wer ihn im Schlosse liebt, oder vielmehr, wer ihn im Schlosse nicht liebt? .... Niemand, etwa den

abscheulichen Bernhard ausgenommen, der keinen Menschen auf der Welt liebt, selbst seinen Herrn nicht; sonst ist Gustav Jedermann theuer, vorzüglich aber dem Gärtner, der für ihn durch's Feuer gehen würde. Eben so dem Jäger, aber mit dem ist's für jetzt nichts; denn der arme Teufel ist verschwunden, sobald er von der Gefangennehmung seines Schützlings hörte, da er ihm seine Jagdtasche und seine Flinte zurückgelassen hatte. — Doch halt! da fällt mir noch Jemand ein, der ihm jetzt gerade die besten Dienste leisten könnte."

„Wer?" fragte Kunigunde eifrig.

„Reichard, der jetzt sein Wächter ist, und dem überdieß alle Pferde im Stalle zu Gebote stehen. Gewiß könnte er ihm jetzt am meisten nützlich sein, wenn er wollte; aber .... es ist doch ein gewagtes Spiel für ihn .... und dann müßte er doch mit dem Gefangenen zugleich das Weite suchen, und ...."

Hier entstand eine lange Pause. Wird man sich darüber wundern? Emma fühlte den ganzen Werth des Verlustes, der ihr dann

bevorstand ... Man liebt niemals ungestraft, und vielleicht bereuete es das arme Mädchen schon, in ihrem Eifer zu weit gegangen zu sein.

Kunigunde blickte sie verwundert an. „Nun, Emma, du hältst plötzlich inne? Wenn Reichard guten Willen genug und die Macht dazu hätte, ihn zu retten, warum wolltest du nicht mit ihm reden?“

Emma erröthete. Nach einiger Ueberlegung sagte sie mit einer Art von entschlossener Miene: „Wohlan! es ist gleichviel! Mag daraus entstehen, was Gott gefällt; aber ich will mit ihm reden. Wenn auch der arme Junge das Schloß verlassen muß ....“

„Du liebst ihn also,“ rief Kunigunde lebhaft aus, weil du über seine Abwesenheit trauern würdest ... Ach! gerade so, wie es mir mit Gustav geht ... Aber bedenke doch wenigstens, daß es sich hier um das Leben eines Unschuldigen handelt .... Gott!“

„Ich weiß es, ich weiß! Also sprechen Sie nicht mehr davon; die Sache ist beschlossen. Es soll nicht heißen, daß meine Leiden-

schaft sich seiner Rettung entgegen gesetzt hat, damit Sie dann auf ewig den Tod eines so guten Jünglings beweinen müßten; ich würde mir mein ganzes Leben hindurch Vorwürfe darüber machen. Also genug, ich gehe sogleich zu ihm, ihn zu bitten, ja ihm zu befehlen, daß er Gustav rette."

Mit diesen Worten eilte Emma von dannen, ihren Geliebten aufzusuchen, und als sie ihn endlich gefunden hatte, begann sie sogleich mit der ihr eigenthümlichen Lebhaftigkeit ihren Angriff.

„Reichard, liebst du mich?"

„Nun, beim Himmel, das ist mir eine ganz neue Frage .... und d u fragst mich danach?"

„Ja," sagte Emma, „und ich will noch heute einen Beweis davon sehen."

„Zwei, drei, hundert, tausend Küsse, wenn du willst, und wenn du dadurch überzeugt bist," antwortete Reichard schalkhaft.

„O, hier ist nicht zu lachen! Ich muß andere Beweise haben. Behalte deine Küsse für ein anderes Mal, wenn du mir den

Dienst, den ich von dir verlange, erwiesen haben wirst."

„Hoho! warum handelt es sich denn hier?" sagte Reichard, eine ernsthafte Miene annehmend.

„Du bist doch mit der Bewachung Gustavs beauftragt?"

„Ohne Zweifel."

„Wohlan, du mußt ihn befreien und dich mit ihm retten."

Bei diesen Worten erblaßte Reichard, und blickte seine Geliebte mit Verwunderung und Erstaunen an.

„Blicke mich nur immer an! dieß verlange ich von dir, oder nichts, verstehst du wohl?"

„Aber, liebe Emma, weißt du auch, was du forderst?"

„Gewiß weiß ich es, und weiß auch, wenn ich ein Mann wäre, und mir so wie dir die Pferde und der Schlüssel zu dem Gefängnisse eines Jünglings zu Gebote ständen, an welchem meine junge Gebieterinn so lebhaften Antheil nimmt, daß ich nicht einen Augen-

blick anstehen würde, den armen unschuldigen Gefangenen zu befreien.“

„Das ist leicht gesagt, Emma; allein du vergißt die bewaffneten Knechte gänzlich, welche mich stets begleiten, wenn ich dem Gefangenen Essen reiche, und du rechnest die aufgezogene Brücke, welche nicht mehr, wie sonst, beständig herabgelassen ist, für Nichts.“

„Ich behaupte auch nicht, daß das Unternehmen ohne Schwierigkeiten sei; denn wenn es deren nicht dabei gäbe, wie wäre es ein Verdienst? In dieser Hinsicht ist es deine Sache, der du doch ein kluger Bursche bist, dein Probestück abzulegen.“

Die Lobeserhebungen sind von jeher ein so süßes Gift gewesen, daß sie fast immer eine gute Wirkung hatten; auch nahm Reichard nach diesen Worten sogleich die Miene eines nachsinnenden Helden an. Doch schreckte er im Augenblick wieder vor den fast unbesiegbaren Hindernissen zurück. — „Hol' mich der Teufel!“ sagte er, „dieses Probestück ist wahrlich keine Kleinigkeit. Glaube nicht, daß es mir an Muth oder an gutem Willen für

den armen Gustav fehlt, der ohne Zweifel, wenn er leben bleibt, der beste Stallmeister, nach mir versteht sich, im ganzen Lande werden könnte; ich habe schon mehr als ein Mal an ihn gedacht; aber er ist ja noch nicht verurtheilt; also sehen wir erst ....“

„Ja, sehen wir erst, und lassen wir ihn hängen, und dann retten wir ihn, nicht wahr? — Ich suche den Gärtner allenthalben, aber er ist nirgends zu finden; doch ist nichts gewisser, als daß er sich gern mit dir verbinden wird. Also bemühe dich, mit ihm eine Unterredung zu haben. Mache deine Anstalten, wie du es für gut hältst, aber rette ihn, oder .... ich verbiete dir, jemals wieder an mich zu denken; denn ich würde dich als einen muthlosen, kraftlosen Menschen betrachten, und du weißt, Gott sei Dank, ob ich die feigen Männer liebe. .... Hiernach richte dich .... und ich sage dir weiter nichts. .... Lebe wohl! — und vergiß nicht, mich zu benachrichtigen.“ — Mit diesen Worten flog sie blitzschnell davon, und ließ ihren Liebhaber in dem vollendetsten Erstaunen zurück.

„Nie mehr an sie denken, für einen feigen Menschen gelten, oder ihn retten, sagte Reichard seufzend. Fort ist sie. .... Ei, zum Teufel, was will sie denn, daß ich thun soll? Wie leicht könnte ich ertappt werden, und ich baumele zum Spaße zehn Fuß hoch von der Erde in der Luft! .... Meiner Treu! es ist doch ein närrisches Ding um die Mädchen. .... So innig sie unser einen auch lieben können, so wohlfeilen Kauf's legen sie uns in gewissen Augenblicken den Strick selbst um den Hals." —

Indessen bittet eine Geliebte niemals vergebens, und die kluge Emma hatte einen so geschickten Angriff auf das Herz des verliebten Reitknechts gemacht, seine Eigenliebe so geschickt mit in's Spiel gebracht, daß er endlich, nachdem er lange Zeit alle Gefahren des Unternehmens überdacht hatte, dennoch beschloß, ihnen zu trotzen. In dieser Absicht eilte er, den unternehmenden Arnold aufzusuchen, dessen große Zuneigung für Gustaven er kannte; aber alle seine Bemühungen waren vergebens. Arnold war verschwunden, und voll Betrüb-

niß theilte Reichard Abends seiner Geliebten diesen widrigen Umstand mit.

Sechstes Kapitel.

Erst am folgenden Tage ließ sich Arnold im Schlosse blicken, und Reichard gesellte sich sogleich zu ihm, um ihn seine Befürchtungen wegen Gustavs, so wie seinen Entschluß, ihn zu retten, mitzutheilen. Wie sehr erstaunte er aber, als dieser kurzweg sagte, daran sei gar nicht zu denken. Vergebens machte ihm Reichard alle nur mögliche Vorstellungen, und bemerkte, wie wenig er ihn begreifen könne, da er doch immer so vielen Antheil an Gustav bewiesen habe. Arnold zog sich hinter die Unmöglichkeit und die Gefahren des Unternehmens zurück.

„Bist du müde zu leben, der du versuchen willst, dem Rachen des Tigers seine Beute zu entreißen? Und glaubst du nicht, daß der Freiherr Grausamkeit genug besitzt, seine Schlachtopfer mit leichter Mühe zu vervielfältigen? .... Höre mich! Das Leben des Menschen ist für jede Minute schon im Vor-

aus berechnet, und kein Sterblicher kann ohne den Willen des Höchsten auch nur ein Haar auf dem Haupte seines Gleichen krümmen. Wenn Gustavs Stunde gekommen ist, so wird keine menschliche Macht sie aufhalten; also folge mir, und verhalte dich ruhig."

„Wie? sagte der Liebhaber, durch diese traurige Moral und durch die Trägheit Arnolds entmuthigt; wenn Muth und Entschlossenheit dem Verbrecher nicht die Mittel raubt, Böses zu thun, wird dieser nun dennoch davon abstehen?"

„Ja, erwiederte Arnold, wenn Gott ihm die Mittel dazu benimmt, oder seinen Willen ändert."

„Aber welchen Grund haben wir, zu glauben, daß Gott dieses Wunder jetzt thun wird?"

„Keinen, doch gleichviel!"

„Wohlan! sagte Reichard, durch diesen Widerspruch erbittert; ich habe dich für einen ganz andern Mann gehalten .... es thut mir leid, aber. ...." Ohne noch ein Wort

hinzuzusetzen, verließ er den Gärtner mit einer Miene der Verachtung.

Er fand bald Gelegenheit, seiner Geliebten von Arnolds Betragen Kenntniß zu geben. Diese erstaunte, verwünschte sich und alle Menschen, beschloß aber doch, ihrer theuren Gebieterinn von diesem betrübten Umstande ein Geheimniß zu machen. Reichard erbot sich nun, allein an Gustavs Befreiung zu arbeiten, wofür ihm Emma allen möglichen Dank wußte; aber sie hütete sich dießmal sehr, seinen Muth noch mehr anzufeuern, da alle Pläne, die er ausgedacht hatte, durchaus nicht ausführbar waren. Unterdessen trug ein Vorfall noch mehr dazu bei, ihren Muth gänzlich daniederzuschlagen. Der Freiherr fürchtete nämlich, daß sich zu Gustavs Gunsten irgend eine heimliche Verbindung bilden möchte, da er wußte, daß er sich mit der ganzen Dienerschaft sehr gut gestanden hatte; und er ließ daher durch seinen Haushofmeister Bernhard im Schlosse bekannt machen, daß Jeder mit dem Tode bestraft werden sollte, der mit dem Gefangenen nur das geringste Einverständniß

anknüpfen würde. Auch befahl er, seine Wache jeden Abend abzulösen, und das Amt eines Kerkermeisters täglich einem Andern zu übertragen.

Diesen für Emma schrecklichen Befehl verbarg sie sorgfältig vor Kunigunden, und erhielt bei derselben vielmehr die Hoffnung, daß Gustav gerettet werden würde. Der Plan dazu, sagte sie ihr, sei untrüglich, und die Ausführung desselben auf den Tag festgesetzt, wo er verurtheilt werden würde.

Dieser Tag, wo Gustav vor seinen Richtern erscheinen sollte, war endlich angebrochen, und schon am frühen Morgen suchte Reichard den Gärtner auf, der nach seiner Meinung alle seine frühere Energie verloren hatte. „Nun, Arnold," sagte er zu ihm, „der entscheidende Augenblick ist gekommen; fängst du noch nicht an, dir über deine Muthlosigkeit Vorwürfe zu machen? Ehe der Freiherr jene strenge Maßregel nahm, war ich noch Gustavs Kerkermeister; wir hätten ihn retten können, wenn du mir gefolgt wärst; aber jetzt!"

„Jetzt ist Alles noch, wie es früher war."

„Nun, und?“

„Laß sie machen.“

„Und wenn er todt ist?“

„So war es Gottes Wille; der Mensch kann daran nichts ändern.“

„Eine schöne Moral, Arnold! Aber dir zum Trotz will ich ihn dennoch mit Gefahr meines eigenen Lebens retten, wenn er verurtheilt wird.“

„Dieß macht deinem Herzen Ehre, aber nicht deiner Klugheit.“

„Was willst du damit sagen?“

„Weiter nichts, als das.“

„Ich sehe wohl, du hast diesen guten Jüngling nie wirklich geliebt, weil du es nicht wagst, dein Leben, wie ich das meinige, für ihn daran zu setzen.“

„Ich habe ihn nie geliebt? du irrst dich, Reichard.“

„Aber nun den Beweis davon!“

„Den Beweis? ... Ich würde ihn dir geben .... wenn du dich nicht in die ganze Sache mehr aus Antrieb der Weiber, die

dich zu mir senden, als aus eigenem Antriebe gemischt hättest."

„Ich verstehe dich nicht."

„Nur allzugut! ... Aber wenn du mir heute deinerseits einen Beweis gäbest, anstatt ihn von mir zu fordern, daß du bloß aus Liebe zu Gustav und aus keiner andern Ursache dein Leben für ihn wagen willst .... daß du selbst, wenn ein Dolch über deiner Brust schwebte, schweigen kannst .... du solltest nicht mehr daran zweifeln, daß ich ihn liebe, diesen guten Jüngling, wie meinen Sohn liebe. .... Aber von dem Munde eines Liebhabers zu dem Ohre seiner Geliebten ist der Weg nur so kurz, daß die Geheimnisse des Freundes, auch die wichtigsten, bald die ihrigen werden, und dann ... lebe wohl, Sicherheit; denn man würde eher einen Strom in seinem Laufe aufhalten, als ein Weib verhindern, zu reden.

Reichard zweifelte nun nicht länger daran, daß Arnold irgend einen Plan haben möchte, welchen er Niemanden mittheilen wolle, und der, nach seiner gewöhnlichen Klugheit zu ur-

theilen, gewiß gut angelegt war. Aber zu gleicher Zeit durch sein geringes Zutrauen beleidigt, schwur er, daß alle, auch die schönsten Mädchen in der Welt, selbst Emma, nicht im Stande sein würden, ihm ein so wichtiges Geheimniß zu entreißen.

„Wenn dem also ist," sagte Arnold, „so blicke auf, schaue nach Osten!"

„Gut, ich sehe hin."

„Eine schwarze Wolke wird von dort herkommen, welche alle Lichter des Weingeistes verfinstern wird."

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich auch nur ein Wort von Allem verstehe."

Arnold fuhr mit prophetischem Tone fort: „Die Ketten, die Riegel werden gesprengt werden durch den bloßen Hauch eines Schutzgeistes. .... Wenn ich dir also rathen soll, so halte diesen Stern des Ostens im Auge, der vielleicht noch, gleich einer blendenden Sonne, glänzen wird ..... vor Allem aber vertraue keinem lebendigen Wesen an, was Arnold dir gesagt hat. ..."

„Hol's der Teufel,“ sagte Reichard, „ich werde mich wol hüten; denn ich müßte ein Hexenmeister sein, wenn ich ein Wort von dem, was du mir gesagt hast, verstehen sollte.“

„Ich habe dir mehr gesagt, als ich vielleicht meinem Vater sagen würde, wenn er noch lebte. Also hoffe und schweige!“ Mit diesen Worten entfernte sich der prophetische Gärtner, und ließ ihn in der größten Verwunderung stehen.

Bald entriß ihn die im Schlosse entstandene Bewegung seinem Nachdenken; die Ritter, welche der Freiherr eingeladen hatte, Gustavs Urtheil zu fällen, langten an, von einem zahlreichen Gefolge begleitet. Die Zugbrücke blieb daher niedergelassen, um das Aus- und Eingehen im Schlosse zu erleichtern. Um zwei Uhr waren sämmtliche Richter in dem großen Saale versammelt, von ihrem Gefolge und der Dienerschaft des Schlosses umgeben, worunter sich auch Arnold, in seinem Sonntagsanzuge, und Reichard befanden. Eine feierliche Stille herrschte, bis endlich, von zwölf Bewaffneten begleitet, Gustav eingeführt ward.

Sein edler Anstand schien auf die ganze Versammlung einen besondern Eindruck zu machen, und Arnold warf ihm einen ermuthigenden Blick zu. Die Anklageakte wurde hierauf vorgelesen, ihn der Verführung Kunigundens und der Entweichung von den Gütern seines Herrn beschuldigend. Jetzt erhob sich der Aelteste unter den Richtern.

„Du hörtest so eben, junger Mensch, wessen man dich beschuldigt; hast du etwas zu deiner Vertheidigung vorzubringen, so rede!“

„Zu demjenigen, was ich bereits meinem Anklägergesagt, habe ich weiter nichts hinzuzufügen, und ich bin bereit, es hier zu wiederholen, sagte Gustav. Was den ersten Punkt betrifft, so kann ich für die angebliche Leidenschaft nicht verantwortlich gemacht werden, die ich der Tochter meines vormaligen Herrn eingeflößt haben soll.“

„Deines vormaligen Herrn? Er ist es noch! unterbrach ihn hier der Richter lebhaft. Junger Mensch, eine solche Sprache kommt Niemanden zu, der sich in deiner Lage befindet, und am wenigsten dir, der du als Leibeigener

geboren bist. Beweise deinen Richtern mehr Achtung, oder zittere! Denn du könntest sonst schon deßwegen verurtheilt werden."

„Ich weiß nicht, sagte Gustav, welche Gesetze euch berechtigen, einen Menschen wegen der Art sich auszudrücken zu verurtheilen."

„Unerhört! rief der Ritter zornig; das ist zu viel! Sind wir denn hier, um von diesem elenden Sklaven Lehren anzunehmen? Doch genug! Antworte noch auf eine Frage: Ist es wahr, daß ihr, du und die Tochter deines Herrn, euch Geständnisse gemacht habt?"

„Ich will es nicht leugnen; aber beweist dieß ein Verbrechen?"

„Hinreichend! Schon genug! .... Schreiber, nehmt das Geständniß des Verbrechers zu den Akten, und daß er des ersten Anklagepunktes schuldig ist. Nun zum zweiten!"

„Aber um's Himmels Willen," sagte Gustav, „um einen Menschen zu verurtheilen, muß man doch beweisen, daß seine That ein Verbrechen sei!"

„Still! junger Mensch; da hätte der Richter viel zu thun, wenn er jeden Verbrecher

von der Schuld seiner That erst überzeugen sollte!“

Der heftigste Unwille glühte auf dem Gesichte Gustavs über eine solche Parteilichkeit seiner Richter; doch mäßigte er seinen Zorn. —

„Nun antworte weiter!“ fuhr der Ritter fort. „Warum bist du dem Aufrufe deines Herrn, der unter Trompetenschall öffentlich bekannt gemacht worden ist, daß alle junge Leute deines Alters sich unter sein Panier stellen sollten, nicht gefolgt?“

„Ich war abwesend und von diesem Aufrufe nicht unterrichtet.“

„Abwesend, ja! aber absichtlich. Du bist also des Ungehorsams, der Widersetzlichkeit, ja Empörung schuldig.“

„Ich bin unschuldig!“

„Beweise es!“

„Dieß kann ich nur durch meinen Eid.“

„Dein Eid ist ungültig gegen das Zeugniß deines Herrn.“

„Wenn das ist, so bin ich also verurtheilt.“

„Allerdings, wie du hören wirst.“

„Nun, dann war es auch ganz unnöthig,

mich erst vor euch erscheinen zu lassen, wenn das Urtheil, die Verdammung des Unschuldigen schon im Voraus beschlossen war."

„Verwegener Sklave," rief der Richter heftig, „wirst du denn nicht deine Zunge mäßigen lernen?"

„Und warum?" schrie Gustav jetzt im höchsten Zorne; „welche Rücksichten hätte ein Verurtheilter noch gegen seine ungerechten, erkauften, von ihrer Meinung bestochenen Richter zu beobachten?"

Dieser Ausfall brachte eine allgemeine Bewegung im Saale hervor; aber in den Augen des Freiherrn glänzte Freude, da er vielleicht sehr auf den Ungestüm des Jünglings gerechnet hatte, um seine Richter noch mehr gegen ihn einzunehmen. — Endlich schritten diese zur Abstimmung, und der Erfolg war, daß Gustav mit sieben Stimmen gegen fünf zum Tode verurtheilt wurde. Er hörte die Sentenz mit größter Ruhe an; Arnold war auf's Aeußerste niedergeschlagen; der Freiherr triumphirte. —

Noch einmal bat Gustav jetzt um die

Erlaubniß, sprechen zu dürfen, und erhielt sie, unter der Bedingung, sich keine beleidigenden Ausfälle zu Schulden kommen zu lassen.

„So werdet Ihr doch wenigstens eurem Schlachtopfer erlauben ....“

Eine Bewegung des Unwillens über diesen Ausdruck im Saale hinderte jedoch Gustaven nicht, weiter zu reden.

„... von diesem Urtheile an das höhere Gericht zu appelliren, damit die erste Gunst, die mir erwiesen wurde, mich wie einen freien Menschen vor ein Gericht zu stellen, nicht unvollkommen bleibe. Dieß ist das einzige Mittel, meinen Ankläger von dem Verdachte zu befreien, als habe er gegen mich nur einen Schein von Gerechtigkeit beobachtet ....“

„Wie!“ schrie der erste Richter, „ein elender Leibeigener wagt es, in Gegenwart derer, die sein Urtheil fällten, davon zu appelliren? Das heißt, sie auf's Höchste beleidigen, und ihnen in's Angesicht sagen, daß sie ungerecht und boshaft geurtheilt haben.“

„Ich habe nichts als die Wahrheit gesagt; übrigens entschuldigt meine Unbekanntschaft

mit den Formen und dem vorschriftmäßigen Verfahren bei dieser Gelegenheit."

„Deine Unwissenheit wird dich nicht retten; auch ist sie nicht so groß, als du uns wohl glauben machen wolltest, da du doch auf ein Recht Anspruch machst, das dir nicht einmal zukommt, wohl aber für einen freien Mann vorhanden ist. Dein Herr hat dir eine erste Gunst bewilligen können, ohne deßwegen noch zu einer zweiten gezwungen zu sein, deren du dich übrigens unwürdig gemacht hast.

In diesem Augenblick drang ein Unbekannter durch die im Saale versammelte Menge; ein dumpfes Gemurmel erhob sich; jetzt trat er in die Schranken. Es war ein Greis mit langen silberweißen Haaren, der sich neben Gustav stellte, und mit lauter Stimme ausrief:

„Nun, so wisset denn, daß ich es bin, der seine Appellation bewirken wird!"

Das Erstaunen der Richter, des Freiherrn, aller Zuschauer war auf's Höchste gestiegen, den Gärtner Arnold ausgenommen, der dem

neben ihm stehenden, wie alle Uebrige verwunderten Reichard auf das Lebhafteste die Hand drückte. — Ein langer Talar, mit diamantenen Agraffen um die Schultern befestigt, und nach hinten zurückgeschlagen, ließ zum Theil die reichen Kleidungsstücke des fremden Greises erblicken; seine majestätische Haltung, sein hoher Wuchs, sein ausdrucksvolles und edles Gesicht, die eine Hand vertraulich auf Gustavs Schulter gelegt, die andere über den vor den Richtern befindlichen Tisch hinausgestreckt, gaben von ihm eine Vorstellung, wie sie Arnold ziemlich glücklich durch den Ausdruck Schutzgeist bezeichnet hatte. In der That schien er in diesem Augenblick den unschuldig verfolgten Jüngling mit seiner Aegide zu bedecken. — Unsere Leser werden ohne Zweifel schon in diesem edlen Fremden den Greis Orlando wieder erkannt haben, welchem Gustav das Leben rettete, und auch bereits merken, daß Arnold auf irgend eine Art mit in diese Begebenheit verflochten war. Vor Allen aber ward der Freiherr auf's Höchste durch diese

plötzliche Erscheinung beunruhigt, da ihm der Greis nicht unbekannt war, er sich indessen seiner durch das Unglück und die Veränderung des Klimas sehr gealterten Züge nicht genau erinnern konnte.

„Zeigt mir dieses schändliche Urtheil, fuhr der Greis fort, damit ich die Unterschriften derjenigen lesen kann, die sich mit einer solchen Schmach bedecken, um die Leidenschaft eines verbrecherischen und grausamen Gutsherrn zu befriedigen. Mögen sie es wagen, diese Ritter, diese Freiherren, welche so die Gerechtigkeit ausüben, mit mir vor dem Richterstuhl des Kaisers selbst zu erscheinen! — Ich, ich allein übernehme die Vertheidigung und die Rächung des Unterdrückten! Unglück allen denen, welche an diesem abscheulichen Urtheile Antheil haben!“

Wie ein fürchterlicher Donnerschlag, wie der Anblick des verderblichen Würgengels selbst, wirkten diese Worte auf die Richter, welche erbleichend, stillschweigend einander anblickten. Gustav aber hatte sich, überwältigt von dem Gefühl seiner Dankbarkeit, in die

Arme des Greises geworfen, ihn seinen Befreier nennend, und Arnold zertrat im Geheimen fast die Füße seines Freundes Reichard, um ihm seine Freude zu bezeigen.

„Wer seid Ihr?" wagte endlich der Freiherr zu fragen, da er fühlte, wie sehr seine Ehre es erheischte, seiner und der Ritter Würde Achtung zu verschaffen. „Wer seid Ihr, und mit welchem Rechte wagt ihr es, hier auf meinem Schlosse, Beleidigungen ...."

„Thassilo! ich beleidige nicht — ich mache nur die Rechte der Menschen geltend, die du ganz verkennst! —"

„Genug von diesem Gewäsch, rief jetzt der älteste Richter aufstehend; es ist erstaunlich, daß sich hier ein Fremder in Sachen mischt, die ihn nichts angehen. Unsere Ehre und Würde erheischt es, das gerechte Urtheil eines widerspenstigen Leibeigenen aufrecht zu erhalten."

„Ein schamloses Urtheil! um nicht noch mehr zu sagen, erwiederte Orlando. Und Ihr wollt dem Verurtheilten noch das Recht ver-

sagen, an ein höheres Gericht zu appelliren? Wisset, daß dieses Recht auch für die geringsten Klassen der menschlichen Gesellschaft existirt, nach den uralten Gesetzen des deutschen Reichs, die euer Hochmuth, Euer erbärmlicher Adelstolz nur zu unterdrücken versucht. Auch ich bin edler Abkunft wie Ihr, worauf Ihr Euch so viel einbildet; aber ich würde mich schämen, meine Vorrechte durch eine solche Ausübung der Gewalt zu besudeln. Ich wiederhole es Euch, daß ich die Sache dieses Jünglings vor ein höheres Gericht bringen will, und mache Euch für alle Folgen verantwortlich, die aus der Vollstreckung Eures Urtheils entstehen könnten. Ihr sollt zittern, mit mir vor dem höchsten Tribunal zu erscheinen! — Mit meinem Kopfe, guter Jüngling, fuhr er zu Gustav gewendet fort, bürge ich für dein Leben."

Nach diesen Worten war der Greis im Begriff, sich zu entfernen. „Um's Himmels willen," rief jetzt der Freiherr, „sagt, Herr, wer seid Ihr? Das Urtheil ist noch nicht unterzeichnet; es könnte noch gemildert werden ..."

„So setzt den Angeklagten in Freiheit, wenn Ihr den Tag meiner Ankunft hierselbst nicht verewigen wollt. Ein Eilbote ist in Bereitschaft; ich erwarte nur Eure Antwort, um dann den Erzbischof in Kenntniß zu setzen, der, wie Ihr wißt, Mitglied des höchsten Gerichtshofes ist. Aber ich will gänzlich schweigen, wenn Ihr mir diesen Jüngling ausliefert. Ich nehme ihn mit mir.“

So groß war der Eindruck, den das Benehmen des Greises machte, daß alle Zuhörer das tiefste Stillschweigen beobachteten. Bald aber fingen die Richter an, sich leise zu besprechen, und Alle waren der Meinung, dem Fremden nachzugeben, da sie wenig Lust hatten, sich eine so üble Sache auf den Hals zu ziehen. Nur der älteste der Richter stimmte für gewaltsame Maßregeln; er behauptete, daß die Ehre des Freiherrn und ihre eigene aufrecht erhalten werden müßte, und rieth also, den Verwegenen selbst zu verhaften, der es gewagt hatte, den Freiherrn in seinem eigenen Schlosse zu beschimpfen. Dieser ergriff eiligst diese Partei, um seine Ehre zu

retten; eine stolze, gebieterische Miene annehmend wandte er sich also an den Fremden:

„Ihr habt gesehen, wie wir uns hier berathschlagt haben; vielleicht habt Ihr geglaubt, daß Eure unerhörte Dreistigkeit die Vollstreckung des Urtheils verhindern könnte; aber Ihr irrt Euch .... im Gegentheil."

Ein ironisches Lächeln schwebte auf den Lippen Orlando's. Der Freiherr bemerkte es, und fuhr beleidigt fort:

„Wir sind hier Alle der Meinung, daß Eure Unverschämtheit nicht unbestraft bleiben kann; nur Euer Alter hat uns bis jetzt abgehalten; Ihr werdet Euch aber nicht wundern, wenn wir Euch, einen Unbekannten. ..."

„Ich verstehe Dich, Thassilo, mit halbem Worte; als ehrenfester Ritter möchtest du, ein bloßer Baronet, den Grafen Francesco di Monferino jetzt verhaften."

„Wie!" schrie der Freiherr erblassend, „wär' es möglich? Ihr seid es, mein alter Freund?" Und er wollte auf ihn zueilen. Aber der Greis streckte die Hand vor sich hin, ihn abzuhalten, und rief mit starker Stimme:

„Nicht einen Schritt weiter, und nenne mich niemals deinen Freund!"

„Was könnte uns jetzt noch von einander trennen?"

„Du selbst!" rief Orlando, ein Stück Papier aus seinem Gürtel ziehend, einige Worte darauf schreibend, und es dem Freiherrn hinwerfend. Lies, und dann fahre fort, mich zu fragen, wenn du es wagst!"

„Jetzt," fügte er hinzu, „die außerordentliche Blässe des Freiherrn bemerkend, welcher krampfhaft das Papier in seiner Hand zerdrückte, und scheue Blicke um sich her warf; „jetzt glaube ich diesen Jüngling mit mir nehmen zu dürfen, ohne zu befürchten, daß deine Trabanten dreist ihre Hand an mich legen werden. Lebe wohl... und versuche es nicht, wieder Verhältnisse mit mir anzuknüpfen, oder zittere ... Ich verlasse dich jetzt, lebe wohl auf immer!"

Als hätte er einen magischen Kreis rings um sich und seinen Schützling gezogen, eilte er nach diesen Worten aus dem Saale, ohne daß Jemand auch nur daran dachte, sich

ihm zu widersetzen; so sehr waren Alle verwirrt und erstaunt über diese außerordentliche Szene, so sehr war der Freiherr zermalmt durch die auf dem Papier enthaltenen geheimnißvollen Worte, welche die schrecklichsten Erinnerungen in ihm zu erwecken schienen.

Siebentes Kapitel.

Eine Beute des Entsetzens, der Furcht und des Erstaunens, vergaß der Freiherr gänzlich, wo er war, was er that, was er den bei ihm versammelten Rittern schuldig war; er eilte, sich in seinem Zimmer einzuschließen, und ließ, ohne sich zu entschuldigen, seine Gäste wie versteinert zurück, die nicht wußten, ob, was sie gesehen und gehört, Traum oder Wirklichkeit sei. Mit ganz andern Gesinnungen, als sie nach dem Schlosse gekommen waren, verließen sie es jetzt, von einem geheimen, unerklärlichen Schrecken ergriffen. — Stumm blickten die Knappen, die Dienerschaft des Freiherrn einander an, unschlüssig, ob die plötzliche Erscheinung des fremden Greises, oder die Macht, die er über den Freiherrn

ausgeübt, einen größern Eindruck auf sie hervorgebracht habe. Nur Arnold verlor in dieser allgemeinen Verwirrung nicht den Kopf, und sagte triumphirend zu Reichard:

„Nun, Freund, was habe ich dir gesagt? Hast du gesehen, wie jene Wolke aus Osten die tiefste Finsterniß verbreitet hat? Wirst du mir nun glauben, wenn ich dir künftig eine Mond- oder Sonnenfinsterniß vorhersage?“

Reichard hatte seine Sprache noch nicht wieder erhalten, als der Gärtner sehr ernsthaft fortfuhr: „Jetzt erinnere dich, Reichard, daß du mir versprochen hast, deine Zunge in Zaum zu halten; du weißt, welche Gefahr ich hier laufen würde, wenn irgend Jemand mich in Verdacht hätte, daß ich von der Ankunft des Fremden unterrichtet gewesen sei. — Weiter sage ich dir nichts.“

Reichard drückte ihm zum Zeichen der Freundschaft die Hand, und wiederholte ihm seinen Schwur, zu Niemanden, wer es auch sei, ein Wort zu erwähnen, worauf Arnold zu seiner Arbeit zurückkehrte.

Das ganze Schloß war seit dieser Begebenheit wie umgekehrt, und die Dienerschaft that fast nichts, als darüber plaudern, und sich ihre Muthmaßungen mittheilen. Die Baroninn und Kunigunde erfuhren den Hergang durch Emma, und erstaunten, aber zitterten auch im Geheimen, wenn sie näher über die einzelnen Umstände nachdachten. Wer konnte dieser geheimnißvolle Fremde sein? wie und wo kam er her? weßhalb warf er sich als den Beschützer Gustavs auf? wer hatte ihn von seiner Verurtheilung unterrichtet? was konnte das Papier Fürchterliches enthalten, daß es den Freiherrn plötzlich so sehr in Schrecken setzte? in welchen frühern Verhältnissen mochte Thassilo mit dem Fremden gestanden haben? .... Alle diese Fragen thaten sie an sich selbst, ohne sie sich im Geringsten beantworten zu können.

Ganze Tage lang war der Freiherr in seinem Zimmer eingeschlossen, sprach mit Niemanden, und nahm fast keine Nahrung mehr zu sich. Was war aus diesem noch vor Kurzem so gefürchteten, stolzen Herrn gewor-

den, vor welchem Alles zitterte, vor dessen Blick sich alle Bewohner von Duttingstein beugten? — Ein Sklave einer dunklen, aber fürchterlichen Macht, der selbst das Tageslicht scheute, und der schon bei dem Anblick des geringsten seiner Diener erbebte. —

Vierzehn Tage waren so verflossen, als sich eines Abends die Baroninn bei ihrer Tochter befand, und plötzlich Bernhard in's Zimmer trat, mit dem Auftrage des Freiherrn, daß sich beide sogleich zu ihm begeben sollten. Dieser Befehl erfüllte sie mit Schrecken, erregte aber auch zugleich ihre lebhafteste Neugierde; ... denn aller Wahrscheinlichkeit nach wollte ihnen der Freiherr das Geheimniß seines tiefen Kummers mittheilen.

Sie fanden ihn in seinem Zimmer, den Kopf in beide Hände, und die Ellenbogen auf einen Tisch gestützt, vor welchem er, in das tiefste Nachdenken versunken, saß. Er hörte das Geräusch nicht, das sie beim Eintreten machten; sie setzten sich, ohne zu reden, ziemlich nahe neben ihn, und erwarteten, daß er ihre Gegenwart bemerken würde. Nach

einer Stille von einigen Minuten, die nur durch seinen kurzen und schweren Athemzug unterbrochen ward, erhob der Freiherr endlich die Augen gen Himmel; sein Gesicht war leichenblaß, seine Haare in Unordnung. Einige Zeit lang richtete er seine Augen stier gegen die Decke des Zimmers, und als er hierauf maschinenmäßig um sich her blickte, erbebte er bei dem Anblick seiner Gemahlinn und Tochter.

„Ihr hier?“ .... rief er aus.

„Mein Gemahl, du hast uns rufen lassen.“

Einen Augenblick nachdenkend sagte er dann: „Ja, ja, es ist wahr!“ .... „Warum, wagte ihn jetzt die Baroninn mit der Sanftmuth eines Engels zu fragen, warum fliehst du uns? .... Die Unglücklichen suchen sich gewöhnlich Trost zu verschaffen, und ....“

„Trost? erwiederte er bitter; für mich giebt es keinen; behalte ihn, ich mag ihn nicht. ....“

Nach einer schmerzhaften Pause, während welcher er sich krampfhaft bewegte, rief er

mit einem fürchterlichen Tone, der sie erbeben machte: „Blut! Blut ist es, dessen ich bedarf!“ .... „Immer noch Blut!“ fügte er mit leiserer Stimme hinzu, und beobachtete nun ein tiefes Stillschweigen.

Aus diesem heftigen Zustande ging er endlich in den entgegengesetzten über, und sagte mit sanfter Stimme, indem er ihre Hände ergriff und an seinen Busen drückte: „Fühlt ihr das Klopfen dieses durch die Leidenschaft erschütterten Herzens? .... Wohlan, so schwöret mir, mich niemals über das Vorgefallene zu befragen, und auch niemals nach den Verhältnissen euch zu erkundigen, die zwischen mir und jenem gehaßten Unbekannten Statt gefunden haben. .... Schwört es mir. .... Ich fühle es, daß es zu dem Glücke meines Lebens nothwendig ist. .... Vielleicht haltet ihr mich für einen Verbrecher. .... Ich war es .... vielleicht; aber ihr seid nicht die Richter eures Gemahls, eures Vaters. .... Was ich euch hier vertraut habe, sei für euch das unverbrüchlichste Geheimniß; bedient euch dessen nie als eines

Vorwandes, um meinem Willen ungehorsam zu sein. O nein, nein! waget es nicht!" Bei diesen Worten knirschte er mit den Zähnen, und seine entflammten Augen gaben ihm das Ansehen der Wuth und Verzweiflung. Einen wilden Blick auf seine Gemahlinn und Tochter werfend, setzte er dann hinzu: „Nichts in der Welt würde Euch dann vor meiner Rache schützen."

Kunigunde stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und war einer Ohnmacht nahe; ihr Vater bemerkte es, und sagte, ihre Hände ergreifend: „Du fürchtest dich vor mir, meine Tochter! du hast Unrecht; denn vielmehr machst du deinen Vater zittern." — Kunigunde und ihre Mutter glaubten in diesem Augenblick, er sei geistesabwesend; aber wer beschreibt ihre Furcht, als er nach einigen Minuten fortfuhr: „In deiner Hand liegt das Leben, die Ruhe und die Ehre deines Vaters. Ein mächtiger Feind verfolgt, bedroht ihn; durch deinen Gehorsam kann er sich Beistand verschaffen. Du würdest alle seine Wünsche erfüllen, wenn du dich mit dem

Grafen Siegfried verbändest; nimm ihn zum Gemahl, und der Vater ist gerettet."

Ein kalter Schweiß bedeckte die unglückliche Geliebte Gustavs; es schien, der Tod habe sie mit seinem erstarrenden Mantel bedeckt, und es fehlte ihr an Kraft zu antworten. Ihr Stillschweigen schien ihrem Vater die Wirkung ihrer Einwilligung zu sein; er drückte einen brennenden Kuß auf ihre Stirn, und warf darauf einen befehlenden Blick seiner Gemahlinn zu. „Ich rechne," sagte er, „auf deinen Beistand; du kennst jetzt meinen Willen, meine Gefahr und deine Pflichten. Erinnere deine Tochter oft an die ihrigen, und mache sie bereitwillig, zur bestimmten Zeit meinen Wunsch zu erfüllen. — Jetzt entfernt Euch." —

Mit unnennbarem Schmerz erfüllt zogen sie sich zurück. Großer Gott! konnte wol Kunigunde Gustaven entsagen, und mußte ihre Mutter nicht zittern, als der Freiherr den Grafen Siegfried nannte? Siegfried, der letzte, dem sie ihre Tochter gegeben haben würde, dessen schändlichen Charakter sie so ganz

kennen gelernt hatte! Und zu dieser Vermählung sollte sie ihre geliebte Tochter überreden? O, sie hätte sie lieber zu Grabe geleitet .... und dennoch sollte sie ihr ihren Abscheu gänzlich verbergen! Welche schreckliche Lage für sie! Doch wir sehen uns jetzt nach unserm Helden um.

Dieser hatte mit Orlando kaum die Zugbrücke des Schlosses überschritten, als ihnen schon der treue Diener des letztern, Ambrosio, mit Pferden entgegen kam. Sie setzten sich auf, und mit dem Untergange der Sonne befanden sie sich bereits in dem Hause des Alten, wo ihnen Leonore voll Freude entgegenkam. Ein trauliches Gespräch, eine schmackhafte Abendmahlzeit beschloß diesen verhängnißvollen Tag, und Orlando erzählte zugleich Gustaven seine und seiner Tochter frühere Geschichte, von welcher hier nur anzuführen nöthig ist, daß Orlando, dessen eigentlicher Name, wie wir schon wissen, Monferino war, aus einer vornehmen und reichen italiänischen Familie abstammte. Mehrere Unglücksfälle, und die Ungnade, welche

er sich als Minister am Hofe seines Fürsten zuzog, weil er, nur Wahrheit und Gerechtigkeit liebend, sämmtliche Hofschranzen zu Feinden hatte, bewogen ihn, sein Vaterland auf immer zu verlassen, und sich in Böhmen anzukaufen, welches Land er auf seinen frühern großen Reisen kennen gelernt. Auch seine Tochter, Leonore, war bereits mit dem Unglück vertraut; sie hatte einen geliebten Gemahl kurz nach der Hochzeit durch den Dolch eines Banditen verloren, und die Trauer über diesen Verlust bewirkte, daß sie freudig mit ihrem Vater die Einsamkeit theilte. — Von seinen Verhältnissen zu dem Freiherrn erwähnte Orlando nichts.

Gustav wurde von nun an als ein Mitglied der Familie betrachtet, und führte in ihrem Schoße mehrere Wochen lang ein ruhiges und einförmiges Leben; aber er war nichts weniger als glücklich; Kunigunde .... Kunigunde erfüllte alle seine Gedanken. Was sollte in Zukunft aus ihm werden, was sollte er beginnen, um Kuni-

gunden zu besitzen? — Das Studium der Wissenschaften, hatte der Alte gesagt, sei ein Schutzmittel wider die Liebe. Gustav konnte sich immer noch nicht von der Wirksamkeit dieses Mittels überzeugen. O gewiß! wäre Kunigunde der Preis seines Studirens gewesen, Gustav würde in kurzer Zeit einer der ersten Gelehrten geworden sein. — Indessen lernte Gustav, oder verschlang vielmehr Alles, was ihm an Kenntnissen verschiedener Art von dem Alten vorgetragen ward, oder was die ihm übergebenen Bücher enthielten, wenn gleich ihn das Andenken an Kunigunden fast jeden Augenblick mitten in seinen Arbeiten störte.

Ein Monat war auf diese Art verflossen, als der Alte an einem schönen Morgen, früher als gewöhnlich, zu ihm in's Zimmer trat, und ihn einladete, das gute Wetter zu benutzen, um den gewöhnlichen Spaziergang mit ihm zu machen, von welchem sie der Regen mehrere Tage lang abgehalten hatte. Gustav war sogleich bereit. Der Alte führte ihn heute, wider seine sonstige Gewohnheit,

tiefer in den Wald; sie überstiegen mehrere Anhöhen; ein angenehmes Thal breitete sich endlich vor ihren Blicken aus, von einem lustig dahinrieselnden Bache durchwässert; zwei darübergelegte Balken bildeten eine Brücke, und im Hintergrunde erblickte Gustav ein weitläuftiges Gebäude, auf welches der Alte zuging. Orlando sagte, daß dieß das Ziel ihres heutigen Spazierganges sei. „Es ist eine meiner Meiereien, fuhr er fort, und ich habe erst seit Kurzem einen neuen Verwalter darin angesetzt, welcher noch nicht genau mit Allem, was ihn angeht, bekannt ist, und dem ich mit Vergnügen Anweisung gebe."

In kurzer Zeit waren sie angelangt; über einen großen Hof gingen sie in das Haus, und traten in ein Zimmer. Wie groß war das Erstaunen, die Freude Gustavs, seine ganze Familie in demselben zu erblicken! Eben so unaussprechlich war bei ihnen die Ueberraschung, das Vergnügen; in einem Augenblick war Gustav von Allen umarmt, geküßt, gedrückt und abermals umarmt. Orlando, der in einiger Entfernung stehen geblieben war, ge-

noß stillschweigend dieses rührende Schauspiel; er wurde erst, nachdem die Ordnung wieder ein wenig hergestellt war, von der Familie bemerkt und begrüßt. Die gute Brigitte, welche allein das Wort führte, erzählte nun mit geläufiger Zunge Alles, was sich seit ihrer Trennung zugetragen hatte. „Gott segne unsern unbekannten Wohlthäter, schloß sie endlich; indessen hat uns Arnold zu allem diesen verholfen. Von seiner Schwester, wo er uns zuerst untergebracht hatte, holte er uns plötzlich vor acht Tagen ab, und führte uns hierher, in diese prächtige Meierei, wie du siehst, die mit Allem wohl versehen ist. Kannst du das Alles begreifen? Darauf sagte er, daß wir hier unser ganzes Leben hindurch bleiben könnten, wenn wir wollten, daß wir einen guten Herrn haben würden... Hast du schon je dergleichen erlebt?“ —

„Und dieser gute Herr,“ rief Gustav voll Entzücken aus, „dieser großmüthige Wohlthäter, Euer und mein Beschützer, Ihr kennt ihn nicht? — Hier steht er, umarmt seine Kniee!“ —

O Himmel! ist es möglich? Und die ganze Familie war im Begriff, sich vor ihm niederzuwerfen; nur mit Mühe konnte sie Orlando davon abhalten.

„O, meine Freunde, meine Kinder!“ rief er mit zärtlicher Rührung aus, „ich selbst, ich allein bin Euch Dankbarkeit schuldig; mein Leben verdanke ich Gustaven, und ich fühle mich glücklich, daß der Himmel mir Gelegenheit verschafft hat, für einen so großen Dienst erkenntlich zu sein. Nun seid ruhig, ich bitte Euch; wir wollen zusammen zu Mittag essen; ich werde heute bei Euch bleiben.“

Freude und Vergnügen herrschte nun im ganzen Hause; der alte Grollmann, dessen gewöhnliche Kälte durch seine außerordentliche Zufriedenheit einigermaßen aufgethaut zu sein schien, wurde von Orlando auf dem ganzen Gute umhergeführt und mit allem Nöthigen bekannt gemacht, während die übrige Familie sich mit der Zubereitung der Mahlzeit beschäftigte, und auch Gustav dabei half, so gut er konnte. Bald nach dem Essen trat

Orlando den Rückweg nach seinem Hause an, ließ sich aber nur von Gustav begleiten, der indessen an demselben Tage noch wieder nach der Meierei zurückkehrte, um einige Zeit in dem Schoße seiner Familie zuzubringen.

Achtes Kapitel.

Alle waren erfreut, ihn wieder zu sehen, denn sie hatten einander noch so viel zu erzählen und zu fragen; und Gustav befriedigte ihre Neugierde vollkommen. Als er endlich auch erwähnte, wie er jetzt zwar, unter der Leitung Orlando's, ausschließlich damit beschäftigt sei, sich Kenntnisse in den Wissenschaften zu erwerben, daß aber der Alte ihm seinen Entschluß bekannt gemacht habe, ihn binnen Kurzem unter seinem Familiennamen, und also auch mit seinem Grafentitel, zur Armee zu senden, um sich dort Ruhm und Ehre zu erkämpfen, was er natürlich höchst erfreut angenommen habe: da machten Alle große Augen. Grollmann sah Brigitten mit einem Ausdruck an, der Gustaven auffiel und unerklärlich war. Grollmann schien dar-

auf in tiefes Nachdenken versunken zu sein; bald nachher stand er auf, und gab Brigitten ein Zeichen, ihm zu folgen; er nahm das Licht, welches auf dem Tische stand, und ging, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer, zum großen Erstaunen seiner Kinder, welche er in der Finsterniß zurückließ.

Was bedeutete dieses geheimnißvolle Betragen? Die jungen Leute blickten lange Zeit starr nach der Thür, durch welche Grollmann mit ihrer Mutter verschwunden war; hierauf thaten sie sich gegenseitig Fragen, welche sie nur mit andern Fragen beantworteten. Endlich traten ihre Aeltern wieder ein; Grollmann trug ein kleines Kästchen unter dem Arme, welches die Kinder noch nie im Hause gesehen hatten, setzte es auf den Tisch, und sich vor denselben, auf seinen frühern Platz.

Jetzt will er sprechen, die Aufmerksamkeit ist auf's Höchste gespannt; denn er hat dreimal gehustet und dreimal mit der Hand Stillschweigen geboten, das doch Niemand zu unterbrechen Willens war. Endlich sagte er, sich an Gustav wendend:

„Was du uns so eben von den Planen deines und unseres Wohlthäters mitgetheilt hast, hat uns Anlaß zu großem Nachdenken gegeben, mir und deiner Mutter. Da du, wie es scheint, entschlossen bist, in den Krieg zu ziehen, so habe ich nichts dagegen zu erinnern; allein, weil du nun auch, wie du sagst, in kurzer Zeit abreisen wirst, so scheint es uns nöthig, dich jetzt von einer Sache zu unterrichten, die du außerdem erst in sechs Monaten erfahren haben würdest; denn in sechs Monaten bist du achtzehn Jahr alt."

Bei diesen Worten schien Vater Grollmann sich auf die Fortsetzung seiner Rede besinnen zu wollen; ohne auf die Ungeduld seiner Zuhörer zu achten, welche wie auf glühenden Kohlen saßen, zog er sein Schnupftuch, und räusperte sich zu verschiedenen Malen. Fast außer sich wollte Brigitte die Gelegenheit wahrnehmen, ihre Zuhörer mit zwei Worten von dem Stande der Dinge in Kenntniß zu setzen; aber mit großer Strenge befahl ihr Grollmann, zu schweigen. Endlich fuhr er fort:

„Es ist sehr möglich, ja, der Fall könnte sehr leicht eintreten, daß die Tochter unseres ehemaligen Herrn, des Freiherrn, nicht gar so hoch über dir stände, wie so Manche wol glauben. .... Wer kann es wissen? Denn, wenn man es recht betrachtet ....“

„Ich beschwöre Sie bei allen Heiligen, lieber Vater, was wollen Sie sagen?“

„O, du mein Gott, rief jetzt Brigitte aus, die ihre Zunge vor Ungeduld nicht länger im Zaume halten konnte, wozu denn so viel Umschweife, um ihm zu sagen, daß er nicht unser Sohn ist?“

„Ich bin nicht euer Sohn?“

„Nein,“ sagte Grollmann, voll Aerger über die Unterbrechung durch seine Frau; „diese alte Schwätzerinn, die niemals zur rechten Zeit schweigen kann, ist eben so wenig deine Mutter, als ich dein Vater.“

Man denke sich das Erstaunen, die Ueberraschung, welche diese plötzliche Erklärung auf die drei Kinder, vorzüglich auf unsern Helden hervorbrachte.

„Ich bin nicht Euer Kind?“ wiederholte Gustav. „Großer Gott! wer bin ich denn?“

„Meiner Treu! wir wissen es so wenig, als du selbst,“ sagte Grollmann, seine Frau schnell unterbrechend, da sie die Erzählung anfangen wollte. „Aber höre, was ich dir sagen werde. Du erinnerst dich wol noch, daß wir früher in Mähren gewohnt haben, von wo wir durch die Kriegsunruhen vertrieben wurden. Wohl! — Brigitte und ich, wir waren noch nicht lange verheirathet, und so eben durch den Tod unseres ältesten Kindes, Namens Philipp, in die höchste Betrübniß versetzt worden: als wir eines Abends noch gegen neun Uhr vor der Thür unserer Hütte saßen. Plötzlich kam ein Reiter in vollem Galopp dahergesprengt, hielt sein Pferd bei uns an, stieg ab, und legte ein kleines Packet auf Brigittens Schooß. Und was war es? Ein ganz kleines, zartes Kind, höchstens drei Wochen alt. .... Mit einem Wort, du warst es, Gustav! — Hier, sagte der Reiter, habt ihr ein Kind, welches der Himmel euch an die Stelle desjenigen sendet, das ihr verloren

habt; nennet es Gustav, nehmt es wohl in Acht, und erzieht es gut, so wird euch Gott segnen. In einigen Jahren komme ich wieder, um das Kind wieder abzuholen, oder ein Anderer wird statt meiner erscheinen; aber übergebt es nur demjenigen, welcher euch die drei Worte sagt: Unglück! Rache! Schutz! — Behaltet die Worte wohl. — Uebrigens erzieht das Kind, als wenn es das eurige wäre; aber verhehlt ihm das Geheimniß seiner Geburt und dieser Umstände. Sollte es aus irgend einer Ursache nicht abgeholt werden können, so darf es nur erst nach zurückgelegtem achtzehnten Jahre davon unterrichtet werden. Verstanden? — Mit diesen Worten saß er wieder auf, und jagte in vollem Galopp davon. Wir haben ihn nie wieder gesehen, woran vielleicht unsere Auswanderung schuld ist."

„O, rief Brigitte aus, du erwähnst ja nichts von dem Kästchen, von der wohlgefüllten Geldbörse, die uns zur Bestreitung von Gustavs Ernährung eingehändigt wurde, und von jener großen Dame ...."

„Du hast Recht, sagte Grollmann; was aber die Börse betrifft, so ist es unnütz, davon zu sprechen, sie hat uns gute Dienste gethan; auch von dem Kästchen brauche ich weiter nichts zu sagen, da es hier vor unsern Augen steht, und Gustav schon selbst sehen wird, was es enthält; denn nie haben wir daran gedacht, es zu eröffnen, da dieß uns verboten war. — Von der Dame wissen wir ebenfalls weiter nichts, als daß sie groß und schön war, daß sie während zwei Jahre wöchentlich wenigstens einmal kam, und stets weinte, wenn sie dich umarmte, daher wir auch glaubten, daß es deine Mutter war; aber auf einmal blieb sie gänzlich aus, und wir haben sie nie wieder gesehen."

„Nun, um endlich fertig zu werden, so gieb ihm doch das Kästchen," sagte Brigitte, die es fast mit ihren Augen verschlang. —

„Das will ich auch," erwiederte Grollmann, die Absicht seiner neugierigen Ehehälfte sehr wohl errathend; „aber da dieß nur sein Geheimniß ist, und nicht das unsrige, so muß er auch Herr darüber bleiben. Lassen wir ihn

also hier allein, damit er das Kästchen ganz in Ruhe untersuchen kann; wir Uebrigen wollen schlafen gehn." — Mit diesen Worten zündete er eine Lampe an, übergab Gustaven das Kästchen, und befahl hierauf Brigitten, Fritz und Marien, ihm zu folgen. Ein Donnerschlag für unsere drei Zuhörer, besonders für die arme Brigitte, deren Neugierde keine Grenzen mehr kannte! — Aber es half nichts, einem Befehle Grollmanns war durchaus nicht zu widersprechen. —

Sobald Gustav allein war, eilte er, obgleich mit zitternder Hand, das kostbare Kästchen, welches sein ganzes Schicksal zu enthalten schien, zu öffnen. Was mochten die drei Worte: Unglück! Rache! Schutz! bedeuten? — Ohne Zweifel etwas Fürchterliches. Nachdem er das Kästchen hin und her besehen hatte, entdeckte er endlich einen kleinen silbernen Knopf, auf welchen er drückte; der Deckel sprang auf, aber er sahe nun, daß der erste Kasten nur die Umhüllung eines zweiten war, von einer weit kostbarern Arbeit und Materie. Er war von Ebenholz,

reich mit Gold ausgelegt, durch ein kleines Vorhängeschloß, zu welchem der Schlüssel fehlte, verschlossen. Nach vieler Mühe gelang es ihm endlich, mit Hülfe eines Nagels das Schloß zu öffnen; sein Herz klopfte laut. —

Das Innere des Kästchens war in zwei Fächer getheilt; aus dem einen zog Gustav zwei prächtig gestickte Börsen hervor, deren eine ganz mit Goldstücken, die andere mit Brillanten gefüllt war, zum Theil noch mit abgebrochner silberner Fassung versehen. In dem zweiten Fache lagen Pergamenttafeln, mit goldenen Rändern eingefaßt, und in einer Gustaven durchaus fremden Sprache beschrieben. Unter diesen Tafeln entdeckte Gustav ein Miniaturgemälde, einen jungen Ritter von kriegerischem Ansehen und einem edlen Ausdruck in den Gesichtszügen vorstellend, in einen reich mit Brillanten besetzten Rahmen gefaßt. Unter dem Bilde fand er die Worte: Gustav von Piercy, und auf der Rückseite des Bildes in deutscher Sprache: Der innig Geliebte. Endlich erblickte er noch in dem zweiten Fache eine große blonde

Haarlocke. Dieß war Alles, was das geheimnißvolle Kästchen enthielt.

Ein dunkler, undurchdringlicher Schleier verbarg also immer noch die Abkunft Gustavs. Augenscheinlich waren seine Aeltern vornehmen Standes, aber warum nannte sich seine Mutter nicht? Dieser Gustav von Piercy, dessen Vornamen er führte, und dessen Bildniß er vor sich hatte, war ohne Zweifel sein Vater; gewisser schien es ihm aber noch zu sein, daß höchst unglückliche Begebenheiten seiner Geburt vorangegangen oder gefolgt sein mußten. Eine Menge schrecklicher Vorstellungen bemächtigte sich allmählich Gustavs; mitten aus denselben aber ward er plötzlich durch das süße Andenken an Kunigunden gerissen.

„Kunigunde! rief er mit Entzücken aus, jetzt bist du mein, mein auf ewig! Ich eile, meine Familie aufzusuchen, und mich von ihr anerkennen zu lassen; die unübersteigliche Scheidewand zwischen uns beiden ist nun gefallen; dein Vater, so stolz auf seinen Adel, darf jetzt nicht mehr fürchten, durch unsere Verbindung eine Mißheirath einzugehen!“

Bei diesen Worten funkelte die lebendigste Freude in den Augen dieses Sohns der Geheimnisse und des Unglücks; voll Entzücken und Rührung küßte er die Haarlocke, welche ohne Zweifel seiner Mutter angehören mußte; aufmerksam betrachtete er die edlen Züge seines muthmaßlichen Vaters, in welchen er einige Aehnlichkeit mit den seinigen zu finden glaubte. — Er beschloß endlich, mit Tagesanbruch zu seinem väterlichen Freunde Orlando zu eilen, und ihn von dieser unerwarteten Begebenheit in Kenntniß zu setzen, welche nothwendigerweise die Plane, die er mit ihm vorhatte, ändern mußte. So brachte er die ganze Nacht mit Nachdenken, Zweifeln, Hoffen und Fürchten zu. —

Endlich erscheint die Morgenröthe; er ist allein im Hause wach; leise schleicht er, sein Kästchen unter'm Arm, hinaus, und wie auf Flügeln eilt' er dem Hause seines Beschützers zu; denn es ist ja der Gedanke an seine nahe Verbindung mit Kunigunden, der ihn antreibt. In Kurzem steht er vor der Thür, und klopft zu wiederholten Malen an; sich die Augen

reibend, öffnet ihm endlich Ambrosio; die Sonne ist ja noch kaum am Horizont erschienen.

„Ist dein Herr schon aufgestanden, Ambrosio?"

„Nein, wahrlich nicht! Wie sollte er auch um diese Zeit! ...."

„Nun, so sage ihm, daß ich hier bin, und ihn eilig sprechen muß; er wird nicht zürnen, so früh geweckt zu werden, wenn er hört, was ich ihm zu sagen habe."

Ambrosio ging, und Orlando, welcher bereits von dem Lärmen an der Thür erwacht war, erstaunte, als er erfuhr, daß es sein junger Schützling sei. Er kleidete sich sogleich an, und ging zu Gustav in das Besuchzimmer hinunter. Dieser eilte auf ihn zu, und umarmte ihn mit der heftigsten Bewegung.

„Ho ho! junger Mann! Was giebt es denn so Außerordentliches, daß du mich heute so früh aus meinem Bette ziehst?" sagte der Greis lächelnd.

Gustav entschuldigte sich, so gut er konnte,

mit der Wichtigkeit seiner Nachrichten, und erzählte ihm kurz seine Geschichte; darauf zeigte er ihm sein Kästchen, dessen Inhalt Orlando genau untersuchte. Er erkannte, daß die Juwelen von sehr hohem Werthe seien; die Pergamenttafeln waren mit verschiedenen Gedichten und philosophischen Sentenzen in englischer Sprache beschrieben, und da der Alte derselben mächtig war, so übersetzte er sie seinem Schützling. Als er endlich das Miniaturgemälde sehr aufmerksam betrachtet, und die Unterschrift gelesen hatte, sagte er zu Gustav: „Wenn dieser Mann dein Vater ist, wie es scheint, so bist du ohne Zweifel der Sprößling einer der vornehmsten Familien in England.“

Gustavs Herz klopfte laut vor Freude. „Sollten Sie dieselbe vielleicht kennen?“

„Nein, aber ich glaube dir schon erzählt zu haben, daß ich lange Zeit in London gewesen bin. Zwar habe ich mit den Piercy's nicht in Verbindung gestanden, doch sind sie mir dem Rufe nach bekannt. Seit jener Zeit haben aber fürchterliche Revolutionen in Eng-

land Statt gefunden, bei denen deine Familie eine große Rolle spielte, aber zu der unterdrückten Partei gehörte."

„Wohlan, ich eile nach England, mich von dem Schicksal meiner Familie zu unterrichten. O, mein Wohlthäter! mein zweiter Vater! rathen Sie mir, leiten Sie mich; noch nie habe ich mehr Ihrer Rathschläge bedurft."

„Gewiß, mein Sohn! die Sache muß reiflich überlegt werden; doch scheint mir deine Reise nach England unerläßlich. Die Zeit wird vielleicht zu deinem Glücke das Geheimniß deiner Geburt entschleiern."

„Ach, rief Gustav aus, auch ich hoffe es; wie sehr hat diese Hoffnung von Neuem meine Liebe zu Kunigunden belebt!"

„Kunigunde? sagte der Greis mit einem fürchterlichen Tone; Unglücklicher, welchen Namen nennst du da!" —

„Wie! rief Gustav voll Schrecken; sollte ich jetzt nicht mit Recht die entzückende Hoffnung nähren dürfen, sie einst zu besitzen?"

„Niemals, junger Mann, nie!"

„Und warum nicht? Meine Geburt ist ja

jetzt der ihrigen gleich, wenn sie dieselbe nicht noch übertrifft ....“

„Eben, deine Geburt trennt dich jetzt auf immer von ihr.“

„Aber, mein Gott, wie so? Warum? ...“

„Fliehen mußt du sie, fliehen auf immer; bekämpfen deine unwürdige Leidenschaft. Einem Sprößling des erlauchten Hauses der Piercy, des Stolzes von England, ziemt es nicht, sich mit dem Blut des erniedrigten Freiherrn von Duttingstein zu vermischen! — Es ist nothwendig, daß ich dich von Allem unterrichte; daß ich deinem Herzen eine schmerzhafte, aber heilsame Wunde schlage; folge mir, und frage dann deinen Muth und deine Ehre um Rath!“

Bei diesen Worten zog der Alte den erstaunten Gustav mit sich fort; durch mehrere offenstehende Zimmer führt er ihn, bis er endlich eine Thür aufschließt, und mit ihm in einen schwarz ausgeschlagenen Saal tritt. Zwei Lampen brennen hier über zwei marmornen Grabmälern; ein kleiner Altar mit einem Kruzifix und zwei Stühle machen das

ganze Meublement dieses traurigen Verhältnisses aus. Gustav erstaunt, fühlt sich gleichsam gelähmt in allen Gliedern.

„Blicke um dich, sagte Orlando; vor Allem aber, höre mir aufmerksam zu! Das fürchterliche Geheimniß, das ich auf ewig in mir verbergen wollte, von welchem mein Abscheu gegen den Freiherrn herrührt, gegen den unwürdigen Vater deiner Geliebten, du sollst es jetzt erfahren; aber schwöre mir bei diesen Gräbern hier, es niemals zu verrathen. Ich vertraue es dir an, aber nur, um dich von deiner unglücklichen Leidenschaft zu befreien."

Gustav hob maschinenmäßig seine Hand empor, um seine Verschwiegenheit zu betheuern.

„Hier! lies diese beiden Inschriften; sie sind einfach, aber bedeutend: Der Liebe! der Freundschaft! — Meine Tochter hat diese beiden Denkmäler zum Andenken an zwei Wesen, die ihr theuer waren, errichtet. — Dieses hier ist dem einzigen Manne, den sie je geliebt hat, geweiht, von dessen traurigem Ende ich dir schon erzählt habe; das andere erinnert

sie an ihre einzige wahre Freundinn, an die unglückliche Henriette von Duttingstein, die Schwester des Freiherrn, welche er .... ermordet hat! ...."

„Großer Gott!" rief Gustav voll Schrecken aus, und kniete vor dem Grabmal nieder.

„Dieß ist es, was mich auf ewig von einem Manne trennt, den ich einst mit dem süßen Namen eines Freundes belegte. — Der Wütherich! Ich kenne die Ursache seines abscheulichen Verbrechens nicht; aber ein unverwerflicher Zeuge desselben lebt bis jetzt noch in dem Schlosse: Arnold, der so vielen Antheil an dir nimmt. Vernimm, wenn du kannst, diese schreckliche Geschichte!"

„Ach! lassen Sie uns erst diesen traurigen Ort verlassen," rief Gustav aus, und eilte nach der Thür. Orlando folgte ihm in sein Kabinet, wo er sich mit ihm einschloß, um in seiner Erzählung nicht unterbrochen zu werden.

Neuntes Kapitel.

„Du erinnerst dich ohne Zweifel noch, hob Orlando an, als ich dir meine Geschichte

erzählte, daß ich bei dem Zeitpunkt abbrach, wo ich mit dem Freiherrn Bekanntschaft machte. Damals lebte sein älterer Bruder noch, welcher also den Titel und die Reichthümer der Familie besaß; aber schon seit mehrern Jahren war er siech und krank, mit einem Fuße bereits im Grabe. Ungeachtet der Vortheile, die der Tod des ältern Bruders augenscheinlich dem jetzigen Freiherrn brachte, so schien Thassilo doch, wenigstens wie er Allen sagte, über den nahen Verlust untröstlich zu sein. — Ich lernte ihn in Mailand kennen, wohin er mit seiner Schwester, der schönen Henriette, unvergleichlich in Hinsicht ihrer Grazie, Talente und Tugenden, gekommen war, und wo er sich über zwei Jahre lang aufhielt. Henriette wurde bald die unzertrennliche Gefährtinn, die innigste Freundinn meiner Tochter, und auch ich fand den größten Geschmack an dem Umgange mit Thassilo, welcher alle Eigenschaften eines liebenswürdigen Mannes und wahren Freundes zeigte. Um die schöne Henriette hatte sich unterdessen eine Schaar von Anbetern ver-

sammelt, von denen jedoch keiner weder ihr Herz rührte, noch dem Ehrgeiz ihres Bruders schmeichelte, bis endlich auch ein großer mächtiger Herr aus Sicilien an ihren Triumphwagen gefesselt ward. Wirklich warb dieser bald darauf bei Thassilo um die Hand seiner Schwester, und erhielt sogleich seine Zusage. Als Thassilo mich, in seinem Entzücken über diese bevorstehende mächtige Verbindung, davon unterrichtete, bemerkte ich ihm, daß er doch gewiß der Neigung seiner Schwester keine Gewalt anthun wolle; er antwortete mir, daß sie bis jetzt zu keinem Manne eine Neigung fühle, und daß er daher um so leichter ihre Einwilligung zu erhalten hoffe. Indessen täuschte er sich, und binnen drei Monaten war es ihm noch nicht gelungen, seine Schwester zu dieser Heirath zu vermögen; er wurde düster und nachdenkend, selbst gegen mich zurückhaltend.

Wie groß war mein Erstaunen, als ich plötzlich von Thassilo ein Schreiben erhielt, worin er mir seine Abreise nach Duttingstein meldete, und sich deßwegen entschuldigte, da

er Nachricht von dem bevorstehenden Tode seines Bruders erhalten hätte, wodurch seine so große Eile veranlaßt wäre. Zugleich bat er mich, mein gegebenes Versprechen recht bald zu erfüllen, und ihn in seinem Vaterlande zu besuchen. Ich nahm Alles so, wie er mir schrieb; meine Tochter, untröstlich über den Verlust ihrer Freundinn, trug noch mehr dazu bei, meinen Entschluß zu dieser Reise zu bestärken; immer aber hielten mich noch meine Geschäfte im Dienste meines Fürsten davon ab, bis ich endlich, wie ich dir schon erzählt habe, in Ungnade fiel. Jetzt beschloß ich, meinen künftigen Aufenthalt hier in Böhmen zu nehmen, und das Ende meiner Tage in der Nähe meines Freundes und in der Einsamkeit abzuwarten. Schon früher hatte ich meine jetzige Wohnung und ihre reizende Lage kennen gelernt; ich wünschte meinen Freund Thassilo zu überraschen, und sendete daher meinen Haushofmeister im Geheimen hierher, mit dem Auftrage, dieses Gut um jeden Preis für mich unter dem Namen Orlando zu kaufen, sich aber durchaus Niemanden zu erkennen

zu geben. Er richtete seinen Auftrag aufs Beste aus, und sogleich trat ich meine Reise in Begleitung meiner Tochter, Ambrosio's und der alten Gertrude an. Glücklich erreichte ich meine neue Wohnung, und nahm von meinem Gute Besitz.

Ich war im Begriff, dem Freiherrn unter meinem angenommenen Namen mit meiner Tochter einen Besuch abzustatten, und ihn so zu überraschen, als eines Abends Ambrosio außer Athem herbeigelaufen kam, und mir erzählte, daß er im Walde, dicht hinter meinem Garten, zwei Flintenschüsse habe fallen hören, worauf ein Jammergeschrei erfolgt sei, so daß er vermuthe, man habe Jemanden ermorden wollen. Sogleich bewaffneten wir uns, und eilten an den bezeichneten Ort. In der That fanden wir auch einen unglücklichen Bauer in seinem Blute schwimmend liegen, der aber noch sein ganzes Bewußtsein hatte, uns zu erzählen, daß er von zwei Räubern angefallen worden sei, die auf ihn Feuer gegeben hätten, da er sich mit seinem Stocke zur Wehre gesetzt habe. Wir waren noch

eben zur rechten Zeit gekommen, um seine völlige Ermordung zu verhindern, da die Räuber bei dem Geschrei, das wir erhoben, die Flucht ergriffen. Ich untersuchte darauf die Wunde; sie war nur leicht, da die Flintenkugel bloß durch das dicke Fleisch an der Schulter gegangen war, ohne den Knochen zu verletzen. Da ich einige Kenntnisse von der Wundarzneikunst habe, so verband ich sie, nachdem ich den Verwundeten hatte in mein Haus bringen lassen, und ließ ihn auf jede Weise erfrischen und ihm zu Hülfe kommen.

Die Dankbarkeit des armen Mannes war grenzenlos; wie groß war aber mein Erstaunen, als ich ihn näher befragte, zu hören, daß er der Gärtner vom Schlosse Duttingstein sei, und daß er sich auf dem Rückwege von der Stadt befinde, wo er Früchte verkauft habe. Es war mir angenehm, auf diese Weise sichere Nachricht von dem Freiherrn und seiner Schwester erhalten zu können; ich fragte daher weiter, wie es auf dem Schlosse zuginge.

„Ach! es ist wüst, verlassen!“

„Wie! verlassen?“

„Ja wol! verlassen! .... Sollten Sie vielleicht den Freiherrn kennen?“

„Sehr gut, sehr genau sogar.“ Ich ertheilte ihm hierauf von meinen Verhältnissen zu ihm, und von der Freundschaft meiner Tochter zu seiner Schwester Henriette Nachricht. Der Gärtner starrte mich mit großen Augen an. — Zuletzt sagte ich ihm noch, daß ich mich bloß, um in des Freiherrn Nähe zu sein, hier angesiedelt hätte, und daß ich im Begriff sei, ihm einen Besuch abzustatten. — Der Gärtner schüttelte traurig mit dem Kopfe, und sagte mit thränenden Augen: „Ach, Herr, ich höre wol, Sie wissen nichts von dem, was sich hier seit einigen Jahren zugetragen hat ... Dürfte ich Ihnen davon erzählen?“ — „O, verbirg mir nichts, guter Freund, erwiederte ich; hätte vielleicht der Freiherr in Absicht auf sein Vermögen einen Unglücksfall gehabt? Sage es mir, ich bitte dich; du kannst dadurch deinem Herrn einen Dienst erweisen.“

Der Gärtner unterbrach mich: „Sein

Vermögen? O nein; aber — Sie haben mir das Leben gerettet .... ich darf Sie nicht im Irrthum lassen, Ihnen nichts verhehlen. ... Aber ich beschwöre Sie vor allen Dingen, verrathen Sie mich nicht! Es schmerzt mich, einen so großmüthigen Herrn, als Sie, über einen Mann im Irrthum zu lassen, den Sie ihren Freund nennen, der aber niemals eines Freundes würdig gewesen ist. Hüten Sie sich, jemals in Duttingstein zu erscheinen."

Denke dir, wie sehr dieser Eingang der Rede des Gärtners mich und meine Tochter in Erstaunen setzte! — Hätte seine aufrichtige Miene und sein Interesse, uns zu unterrichten, uns nicht überzeugt, wir würden an der Wahrheit seiner Rede gezweifelt haben. Ich bat ihn, mir Alles zu erzählen.

„Ach, Herr! fuhr der Gärtner fort, schon der Tod des armen Bruders des jetzigen Freiherrn hat uns nicht recht natürlich geschienen; wenn Sie ihn gekannt hätten, in seinem Alter von dreißig Jahren, Sie hätten ihm hundert Jahre zu leben gegeben. Aber plötzlich verfiel er in einen unbegreiflichen Zustand

des Dahinschmachtens, und in weniger als sechs Jahren war es mit ihm vorbei. Sein Bruder hat darüber nicht so viel Kummer empfunden, als er uns wol glauben machen wollte. Kaum war er im Besitz der Herrschaft, als er sich auch schon als den härtesten und grausamsten Gutsherrn im ganzen deutschen Reiche zeigte. Seine vortreffliche Schwester, die mit ihm aus Italien zurückgekehrt war, ein himmlisches Geschöpf, wegen ihrer Engelsgüte und ihrer Schönheit, wurde immer trauriger und niedergeschlagener, je härter ihr Bruder sich zu gleicher Zeit zeigte, und je finsterer er gegen Jedermann war. Wie oft habe ich die unglückliche Henriette im Stillen weinen sehen; Niemand kannte die Ursache ihres Kummers. Eines Abends aber, ungefähr vier Monate nach ihrer Rückkehr, war ich wie gewöhnlich im Garten, als ich plötzlich Fräulein Henriette laut schluchzen, und ihren Bruder hart mit ihr sprechen hörte. Ueberrascht stand ich still; ich befand mich hinter einem dichten Gebüsch, und horchte.

„Du sollst ihn heirathen, sage ich dir!"

„Nein, nein, niemals! Du bist ein Ungeheuer in meinen Augen!"

„Ich sage dir, der Graf Riego wird nie etwas davon erfahren."

Unmöglich, unmöglich!

„Nichtswürdige Schwester! Entweder du willigst ein, oder ... fürchte meinen Zorn ... du verzichtest noch heute auf deine Freiheit, und vielleicht .... auf dein Leben!" fügte er mit leiser Stimme hinzu. —

Nach diesen Worten warf sich die unglückliche Henriette ihrem grausamen Bruder zu Füßen. — Voll Abscheu und zitternd vor Furcht, eilte ich mich zu entfernen; es wäre um mich geschehen gewesen, wenn er mich entdeckt hätte. Aber nun hören Sie, und bewundern Sie die List des schändlichen Verbrechers.

Gegen Abend erschien eine Kutsche, mit guten Pferden bespannt, unten an der Thür des Parks; man brachte Gepäck hinein; man sah das Kammermädchen des Fräuleins einsteigen, eben so Werner, den Stallmeister

des Freiherrn; einige von der Dienerschaft versicherten, das Fräulein sei schon vorher eingestiegen. Endlich erschien der Freiherr am Wagen, und wünschte seiner Schwester eine glückliche Reise, welche, wie es hieß, nach einem ihrer Güter fahren wollte. Vierzehn Tage nachher kam Werner zurück; in kurzer Zeit dachte man nicht mehr daran, und ich selbst glaubte, daß das Fräulein nach irgend einem Kloster gebracht worden sei; aber nach einiger Zeit wurde ich auf eine schreckliche Weise aus meinem Irrthum gerissen. In einer Nacht befand ich mich etwas unwohl, und setzte mich daher an das Fenster meines Zimmers, um frische Luft zu schöpfen, als ich plötzlich zwei Gestalten längs der Mauer nach dem kleinen abgelegenen Hofe hinter der Kapelle schleichen sah'. Ich glaubte sogar auf einen Augenblick den Schein einer Blendlaterne zu bemerken, indem die Gestalten bei einer kleinen Thür in der Kapelle still standen. Voll Unruhe, ohne zu wissen, was ich hiervon denken sollte, bewaffnete ich mich mit meiner Flinte und zwei guten Pistolen, schlich

den Gestalten nach, mich hinter einigen großen Linden, die sich nicht weit von jener kleinen Thür befinden, in Hinterhalt zu stellen, und ihre Rückkehr abzuwarten, fest entschlossen, Feuer auf sie zu geben, so wie ich sie wieder erblicken würde. — Eine gute Viertelstunde hatte ich schon gewartet, als ich leise Tritte hörte; ich setzte mich in Bereitschaft, aber denken Sie sich meinen Schreck, als ich ganz deutlich die Gestalt des Freiherrn aus der Thür treten sah, und Werner, der eine Blendlaterne trug, sie aber sogleich wieder zumachte. Wie gelähmt, nahm ich meine Flinte aus dem Anschlage; sie sprachen miteinander, und ich vernahm folgende Worte:

„Jetzt bin ich es satt; sie muß entweder einwilligen, oder sterben! Ich habe eine Reise vor! Die Sache muß nun ihr Ende erreichen.“

„Nur noch etwas Geduld, sagte Werner; sie wird gewiß endlich einwilligen!“

„Nein, nein! durchaus nicht länger!“

„Geduld, ich bitte! Nur noch einen Monat!“

Weiter konnte ich nichts verstehen, indem sie sich Beide entfernten. Ich war außer mir, und konnte mich nur erst nach langer Zeit so weit wieder erholen, daß ich nach meiner Hütte zurückschlich. Es schien mir nur allzu klar, daß Fräulein Henriette keinesweges das Schloß verlassen hatte, wie man uns glauben machen wollte; daß sie vielmehr in einem schrecklichen Gefängniß schmachte, ganz in der Gewalt eines grausamen, schändlichen Bruders. Was sollte ich thun? den Freiherrn gerichtlich anzeigen? dazu fehlte es mir an hinreichenden Beweisen. — Mit einem Wort, ich sah' mich zur völligen Unthätigkeit verdammt, wenn ich nicht einen Mord an meinem eigenen Herrn begehen wollte; denn alle Nächte konnte ich von nun an dem nämlichen Spiele zusehen, mit dem Unterschiede, daß sie bald Beide kamen, bald nur einer von ihnen. In einer Nacht endlich, mehrere Wochen nachher, wo auch nur einer von Beiden nach dem Gefängniß gegangen war, bemerkte ich, daß er, anstatt den gewöhnlichen Rückweg zu nehmen, gerade über den Hof ging. Die Nacht war

außerordentlich finster, und ich konnte weiter nichts unterscheiden; aber einen Augenblick später hörte ich ein Pferd in vollem Galopp davonjagen. Vergebens suchte ich mir diesen Vorfall zu erklären; am andern Morgen aber schien der Freiherr wüthend zu sein. Bald war im ganzen Schlosse bekannt, daß Werner verschwunden sei, und einige Tage nachher verbreitete sich das Gerücht, daß Fräulein Henriette durch Werner ermordet worden wäre. Der Freiherr schien in der tiefsten Betrübniß zu sein; er ließ seinem Stallmeister auf allen Wegen nachsetzen, sein Verbrechen allenthalben bekannt machen, aber ohne Erfolg. Man hörte nichts von Werner mehr; nur ich ließ mich durch diese Spiegelfechtereien nicht täuschen, denn ich bin fest überzeugt, daß der treue Werner unschuldig an dem Morde ist, und sich nur entfernt hat, um der Theilnahme davon zu entgehen. Uebrigens wurde, nach einer vierzehntägigen Abwesenheit des Freiherrn, ein Sarg nach dem Schlosse gebracht, worin, wie es hieß, der Körper der unglücklichen Henriette enthalten

war. Er wurde mit der größten Feierlichkeit beigesetzt. Der Freiherr verließ das Schloß gänzlich, und ließ nur mich darin zurück. Kurz darauf vermählte er sich mit einer reichen Erbinn in Neustadt, wo er jetzt seinen Sitz aufgeschlagen hat. — „Urtheilen Sie nun selbst, Herr, schloß endlich der Gärtner, ob der Freiherr noch der Freund eines redlichen Mannes sein kann." —

Du kannst wol denken, fuhr der Alte in seiner Erzählung an Gustav fort, daß ich jetzt nicht mehr daran dachte, meine Bekanntschaft mit dem Freiherrn zu erneuern; ich bat vielmehr den guten Arnold, denn dieß war der verwundete Gärtner, Niemanden etwas von dem zu entdecken, was ich ihm in Beziehung auf mich selbst gesagt hatte; und Arnold hielt Wort. Seit jener Zeit hat mich der Gärtner wöchentlich besucht, und durch ihn erfuhr ich auch die schreckliche Lage, in der du dich befandest. Ich beschloß, dich auf jede Weise zu retten, und du kennst den Erfolg; auf dem Zettel, den ich dem Freiherrn unmittelbar vor deiner Befreiung überreichte,

standen nur folgende Worte geschrieben, als Antwort auf seine an mich gerichtete Frage: „Was könnte uns jetzt noch von einander trennen?“ — „Das Grab Henriettens!“ — Der Freiherr weiß jetzt, daß ich von seinem Geheimniß unterrichtet bin, und ich bin überzeugt, daß er mich in Ruhe lassen wird, selbst wenn er auch meinen hiesigen Aufenthalt entdecken sollte. —

So endigte Orlando seine Erzählung, welche in Gustav das Gefühl einer dumpfen Betäubung hervorbrachte.

Zehntes Kapitel.

Orlando wandte darauf alle Unterredungskunst an, Gustaven zu überzeugen, daß das Verbrechen des Vaters den Schimpf auf seine ganze Familie, und also auch auf Kunigunden fortpflanze; daß er also, ein Abkömmling der edlen Piercy's, diese Verbindung, wenn sie je möglich werden sollte, fliehen müsse, weil er einmal die Meinung der Welt gegen sich haben würde. Aber alle nur mögliche Gründe waren nicht hinreichend, Gustaven in seiner

Liebe zu Kunigunden wankend zu machen; auf Alles wollte er verzichten, nur nicht auf Kunigunden; Kunigunde oder der Tod! schloß er jedesmal seine Rede, womit er die Gründe des Alten zu widerlegen suchte. — Orlando sahe wohl ein, daß dieses junge, ungezähmte Herz, das von dem Feuer der ersten Leidenschaft entbrannt war, durch Gewalt von seinem Entschlusse nicht abzubringen sein würde; er hoffte, von der Zeit einen bessern Erfolg erwarten zu dürfen.

„Wohlan! sagte er zu Gustav, du bist jung und feurig! Noch hat das Unglück dir keine nützlichen Lehren gegeben, aber du wirst einst besser erkennen lernen, was ich dir jetzt gesagt habe. Auf alle Fälle ist es unmöglich, daß du jetzt an deine Verbindung mit Kunigunden denken kannst. Theils bist du noch zu jung, theils darfst du nur erst um sie werben, wenn du deine Familie gefunden haben wirst. Verächtlich würde dich jetzt der Freiherr abweisen; du würdest deiner Geliebten Verfolgungen aller Art von seiner Seite zuziehen, und sogar ihre Verbindung mit

einem Andern beschleunigen. Diese Gründe werden hinreichend sein, dich zur Geduld zu bestimmen. — Vor allen Dingen mußt du sogleich nach England abreisen, wohin ich dir meinen Ambrosio mitgeben werde; er ist der Sprache des Landes mächtig, und daselbst mit mir gereist. Ohne Zweifel wirst du deine Familie auffinden, sie ist in England bekannt genug; allein ich rathe dir, für jetzt unter meinem Namen zu reisen, weil du so sicherer sein wirst. Von deinen gemachten Entdeckungen giebst du mir sogleich Nachricht. Für jetzt bist du noch mein adoptirter Sohn, und ich werde dich in Stand setzen, meinem Namen Ehre zu machen."

Diese leztern Worte sagte Orlando mit einer Zärtlichkeit, welche Gustaven auf's Innigste rührten. Entzückt umarmte er den Alten, seinen Wohlthäter, seinen Beschützer, seinen zweiten Vater, und versprach, ihm zu gehorchen. „Nur kann ich wegen meiner Handlungen nicht verantwortlich sein, schloß er seine Danksagungen, so lange ich mit Kunigunden eine und dieselbe Luft einathme;

beschleunigen Sie also meine Abreise so viel als möglich."

Orlando antwortete ihm, daß er nur noch drei Tage warten müsse, welche Zeit er der Familie seiner Pflegeältern widmen möchte; doch forderte er ihn auf, den Namen seines Vaters für jetzt durchaus noch nicht zu nennen, weil dieß die Klugheit erfordere. Gustav versprach es, und nahm endlich nach dem Frühstück von dem Alten Abschied. In kurzer Zeit kam er in der Meierei seines Pflegevaters an.

Hier harrte man seiner mit Ungeduld, und brannte vor Begierde, wenigstens einen Theil seiner geheimnißvollen Geschichte zu erfahren. Gustav erzählte ihnen Alles, was er selbst davon wußte; nur verschwieg er seinen Namen, und bat deßhalb um Entschuldigung, da wichtige Gründe es nöthig machten. Der Name war weder für Brigitten, noch für Fritz und Marien wesentlich; nur das war ihnen wichtig, daß sie jetzt nicht mehr daran zweifeln durften, Gustav sei ein großer Herr. Vorzüglich war seine bevorstehende Reise nach

England für sie ein Gegenstand der Bewunderung. Die ganze Familie beeiferte sich, Gustaven die wenigen Tage seines Hierseins so angenehm als möglich zu machen; den alten Grollmann sah' man aber mehr als einmal heimlich eine Thräne vom Auge wischen, die ihm der Kummer über die nahe Trennung von seinem Pflegesohn entlockte. Gustav, stets von dem Gedanken an seine geliebte Kunigunde beherrscht, suchte sich dann diesem wehmüthigen Anblicke zu entziehen, und machte kleine Spaziergänge in der Gegend umher.

An dem Abend vor seiner Trennung von der Familie hatte ihn der Wunsch nach Einsamkeit weiter als gewöhnlich von der Meierei entfernt. In tiefes Nachdenken versunken, war er den Fußsteigen auf's Gerathewohl gefolgt, die sich ihm zufällig darboten, und sah' sich so plötzlich in dem tiefsten Dickicht des Waldes, ringsum von hohen Felsen und von einer schauerlichen Stille umgeben. Ach, wie wohl that sie seinem zerrissenen Herzen! Morgen sollte er abreisen, morgen sollte

er Alles, was ihm lieb und theuer war auf Erden, verlassen! War es gewiß, daß er jemals zurückkehren würde? — Mit einem geheimen Vergnügen, das er sich selbst nicht erklären konnte, folgte er dem Fußsteige, den er betreten hatte, und welcher ihn immer tiefer in den Wald führte. — Plötzlich erschallten die Töne von Jagdhörnern, und hemmten seine Schritte. Horchend stand er einen Augenblick still, und eilte dann maschinenmäßig der Gegend zu, wo ihm die Töne hergekommen zu sein schienen.

In einem Nu stürzte pfeilschnell ein ungeheurer Eber, ungefähr dreißig Schritte entfernt, bei ihm vorüber, und verlor sich darauf in einem dicken, fast undurchdringlichen Gebüsche. Ein durchdringendes Geschrei erschreckt unmittelbar darauf unsern Helden; sogleich erscheint auch, einem Blitze gleich, ein schäumendes Pferd, mit vom Halse herabhängenden Zügeln, in vollem Lauf; auf seinem Rücken eine weibliche Gestalt, sich nur kaum noch im Sattel erhaltend, mit fliegenden Haaren, den Kopf auf die Mähne des wüthen-

den Renners hinabgebeugt, wo die Hände der Unglücklichen nur allein noch einigen Anhalt gefunden hatten. —

Kunigunden in der Reiterinn erkennen, sich auf die Zügel des Pferdes losstürzen, und es mit solcher Gewalt anhalten, daß es mit dem Hintertheile seines Körpers auf die Erde niederstürzte, wodurch die halb ohnmächtige Schöne ziemlich unsanft auf das Gras niedergesetzt ward — alles dieß war für Gustav das Werk eines Augenblicks! — Himmel! welcher glückliche Zufall mußte ihm heut seine Geliebte in die Arme führen? Welches Entzücken für unsern Helden! Eilig band er das Pferd an dem nächsten Baum fest, und flog nun Kunigunden zu Hülfe. —

Kunigunde hatte ihn erkannt, sie hatte ihn beim Namen gerufen; Gustav, eine ihrer Hände in den seinigen haltend, lag ihr bereits zu Füßen, und fragte ängstlich, ob sie Schaden gelitten. — Glücklicherweise war sie mit dem bloßen Schrecken davongekommen. Aber wie war es möglich, daß sie sich bei einer Jagd befand, sie, die in ihrem ganzen Leben der-

gleichen noch nicht beigewohnt hatte? — Ohne Zweifel! dieß war eins von den Wundern, die der Himmel manchmal zu Gunsten der Liebenden geschehen läßt. Kunigunde eilte, es Gustaven zu erzählen, und war eben so vergnügt, ihm hier zu begegnen, wie er es zu sein schien. —

Alles erzählte sie ihm, was seit dem Tage seiner Befreiung sich auf dem Schlosse zugetragen hatte; von dem tiefen Eindruck, den diese Begebenheit auf ihren Vater gemacht hatte, von der gänzlichen Veränderung seines Betragens gegen sie und ihre Mutter, und von seinem sanften Benehmen, seitdem er ihr den Grafen Siegfried zum Gemahl vorgeschlagen habe. —

Gustav schauderte; Kunigunde bemerkte es, aber beruhigte ihn auch sogleich wieder durch ein bezauberndes Lächeln. Endlich schloß sie ihren Bericht, indem sie ihm erzählte, daß ihr Vater, der ihr jetzt alle mögliche Zerstreuungen zu machen bemüht sei, sie diesen Morgen mitgenommen habe, um ihr eine Vorstellung von einer Jagd zu geben; lange Zeit

sei sie ihm immer zur Seite geblieben, habe ihn jedoch endlich aus dem Auge verloren, als er eifrig in der Verfolgung eines Wildes begriffen war. Seit dieser Zeit sei sie nicht im Stande gewesen, sich wieder zurecht zu finden; plötzlich aber sei dicht neben ihr ein Eber aus dem Gebüsche aufgefahren, wodurch ihr Pferd scheu geworden, und darauf mit ihr durchgegangen sei.

Nach dieser kurzen Erzählung hatten sich unsere beiden Liebenden noch tausend Fragen zu beantworten, und Gustavs Zweifel wurden bald gänzlich auf die Seite geschafft, als die zärtliche Kunigunde mit Enthusiasmus zu ihm sagte:

„Vergebens sucht man dich in meinen Augen herabzusetzen, oder mir einen andern Gemahl aufzuzwingen! Deinetwegen verschmähe ich Rang, Vermögen, ja eine Krone. Kunigunde ist dein, dein bis zum Grabe! .... Aber befolge den Rath deiner Freundinn; mache dich auf, theurer Geliebter, und erkämpfe dir Ruhm; dadurch wirst du dich adeln, und diejenigen, welche dich jetzt verachten, erröthen

machen. Zum Ersatz für die Mängel deiner Geburt steht dir das Erbtheil eines Kriegers offen, wenn du Muth genug hast, darum zu kämpfen. Mein Herz sagt mir, daß du ihn hast, also täusche meine Erwartung nicht; ziehe hin, und kehre mit Lorbeeren geschmückt zurück, deine Kunigunde als Preis zu empfangen, welche dir ewige Treue schwört!"

Kunigunde ließ sich bei diesem feierlichen Schwure auf die Kniee nieder, und Gustav, auf dem Gipfel des Glück's, trunken vor Liebe, bis in den kleinsten Nerven von einem elektrischen Feuer durchdrungen, wagte durch einen glühenden Kuß den Schwur, nur ihr anzugehören, zu erwiedern.

„Kunigunde! theure Kunigunde! rief er aus, dein Versprechen ist eingegraben in dem Buche des Ewigen, wie in dem Innern meines Herzens, und ungeachtet des Verbrechens deines Vaters ...." Erschrocken über diese ihm entschlüpften Worte hielt er inne.

Kunigunde ergriff lebhaft eine seiner Hände. „Das Verbrechen meines Vaters, sagst du? Vollende! .... Wußtest du davon? ...."

Gustav wandte sich ab, und wagte kaum seine Geliebte anzublicken. Sie dringt in ihn, und bittet ihn, sie von Allem zu unterrichten. .... Er schweigt, und betrachtet sie mit einem zärtlichen Ausdruck, wodurch er sie zu bitten scheint, ihm das Reden zu erlassen.

„Wie! rief Kunigunde aus; Gustav schweigt? Gustav hat kein Vertrauen zu derjenigen, die, ohne Rücksicht auf ihren Rang, ihre Geburt und tausend andere Gründe, so eben erst ihr zärtliches Herz zu ihm sprechen ließ; die ihm so eben erst den fürchterlichen Schwur leistete, dem Willen ihres Vaters ungehorsam zu sein? ....“

„Halt ein, theure Kunigunde! Beim Himmel! höre auf, mich mit Vorwürfen zu überhäufen; verzeihe einem Unglücklichen, der beinahe meineidig geworden wäre. Dieses Geheimniß gehört mir nicht an, ich habe bei einem Grabe geschworen, es niemals zu enthüllen. .... Es sei dir genug, zu wissen, daß dein Vater ein mit Blut befleckter Tiger ist. .... Es sei dir genug, zu wissen, daß du, die Seele meines Lebens, das Meisterstück

der Schöpfung, der Engel der Unschuld und Güte, mit ewiger Schande bedeckt werden würdest, wenn sein schändliches Verbrechen je bekannt würde. An die Stelle der Bewunderung, welche dein Anblick einflößt, würde Verachtung und Abscheu treten; dich fliehen, würde eine Pflicht für mich sein, wenn ich dich weniger leidenschaftlich liebte! ....“

Kunigunde seufzte tief bei dieser halben Eröffnung; eine Todtenblässe bedeckte ihr Gesicht; sie war auf dem Punkt, ihr Bewußtsein zu verlieren. Was für Vorstellungen zerrissen in diesem Augenblick ihr liebendes Herz! Ein Strom von Thränen machte ihm endlich Luft. Gustav war außer sich bei diesem für ihn so schrecklichen Anblick; er fühlte, welche Wunde er seiner Geliebten geschlagen hätte; er errieth ihre Gedanken, und sah kein anderes Mittel übrig, sie von der Verzweiflung abzuziehen, als ihr einen Theil seines Geheimnisses zu entdecken. Zu ihren Füßen, ihre Hände mit Küssen bedeckend, rief er aus:

„Beruhige dich, Kunigunde; meine süße Freundinn, tröste dich! Die ganze Welt, im

Bunde wider mich, würde mich niemals zwingen können, diesem gehässigen Vorurtheile, welches das Verbrechen deines Vaters auf dich fortpflanzen möchte, auch nur einen Augenblick Gehör zu geben. So erfahre denn, theure Kunigunde, zum Beweise dessen, daß meine Geburt wenigstens eben so edel als die deinige ist; daß ich dir im Range gleichkommen, durch Reichthum dich noch übertreffen kann. Ich eile nach England, um mir die letzten noch mangelnden Beweise dafür zu verschaffen. .... Bewahre mir deine Treue, wie du mir so eben geschworen hast; die meinige ist dir gewiß, und ich betheure dir im Angesicht des Himmels, daß keine Andere als du meine Gemahlinn werden soll."

Diese unerwartete Eröffnung zerstreute plötzlich die trüben Wolken auf Kunigundens Gesicht; der tiefe Schmerz in ihrem Innern wich dem süßesten Taumel des Vergnügens und dem vollkommensten Erstaunen. Kaum hatte sie sich einigermaßen erholt, so war sie auch schon im Begriff, ihm tausend Fragen vorzulegen: als das Geräusch von Hufschlägen

sie in Schrecken setzte, und sie erinnerte, daß es gefährlich sei, diese wonnige Unterredung noch zu verlängern. Auch Gustav theilte ihretwegen ihre Furcht, und hatte kaum noch Zeit genug, ihr wieder auf's Pferd zu helfen.

Bei ihrer Verwirrung, bei der Unordnung, in welche ihr Anzug gerathen war, ließ sie beim Aufsitzen ihren Schleier fallen, welchen Gustav eilig erhaschte, und in seinen Busen steckte. Kunigunde sah' es, und erröthete; aber weit entfernt, ihn zurück zu fordern, eilte sie davon, und warf dem liebenswürdigen Räuber einen Blick zu, in welchem sich zu gleicher Zeit ihre Liebe, und der Schmerz der Trennung malte.

Bald darauf begegnete Kunigunde ihrem Vater, der sie suchte, und erzählte ihm, was ihr zugestoßen sei, doch versteht sich, mit so manchen wesentlichen Auslassungen. Der Freiherr erschrak über die Gefahr, in der sie sich befunden hatte, und wovon ihm der Verlust ihres Schleiers ein sicherer Beweis schien; er forderte sie auf, ihrer Mutter nichts davon zu sagen, um sie nicht zu beunruhigen, und

fragte, ob sie, ihren Unfall ausgenommen, nicht Vergnügen bei dieser Jagd gehabt habe. Sie bejahte es mit dem aufrichtigsten Herzen von der Welt, und der Freiherr versprach ihr, sie von nun an öfters mitzunehmen. Die innigste Freude im Herzen, kam Kunigunde auf's Schloß zurück, und nahm nun mit neuem Eifer ihre Studien wieder vor, die bis dahin ganz vernachlässigt worden waren. Ihre Mutter bemerkte es mit geheimem Vergnügen, und glaubte schon, daß sie die Freiheit ihres Herzens wieder erlangt habe. —

Gustav, im Besitz eines Andenkens an seine Geliebte, betrachtete sich jetzt als den glücklichsten der Sterblichen; seine Liebe war in ihrer ganzen Stärke wieder bei ihm in Thätigkeit, und auf immer war Orlando's Moral, jedes Vorurtheil, das gegen seine Leidenschaft stritt, aus seinem Herzen verschwunden. Mit Kunigunden beschäftigt, kam er nach der Meierei seines Vaters zurück, und fand hier den Gärtner Arnold und den Jäger Horst, welchen der Erstere mitgebracht hatte, um ihm Lebewohl zu sagen. Die Freude des

Wiedersehens von beiden Seiten war unaus-sprechlich; doch hatte sich eine gewisse Scheu der beiden Freunde Gustavs bemächtigt, da sie von seiner Familie unterrichtet worden waren, wie er plötzlich ein großer Herr geworden sei. Horst erzählte, wie er, ohne von dem Freiherrn im Geringsten befragt worden zu sein, nach Gustavs Befreiung auf seinen Posten zurückgekehrt sei. Jene Begebenheit hatte das Andenken an ihn und seine Flinte, die bei Gustav gefunden worden war, gänzlich aus dem Andenken verwischt. —

Als sich am Abend bereits Jedermann nach seinem Lager begeben hatte, benutzte Gustav, welcher beschloß, von Arnolds Anwesenheit Gebrauch zu machen, die Ruhe, um an seine geliebte Kunigunde zu schreiben. Er empfahl ihr in seinem Briefe das tiefste Stillschweigen über Alles, was sie von ihm erfahren hatte; doch unterrichtete er sie nicht von den einzelnen Umständen, die seine edle Abkunft wahrscheinlich machten, so wenig, wie von dem Namen seiner Familie. Er beschränkte sich darauf, sie von der Gewalt seiner Liebe und

von seinen Hoffnungen zu unterhalten; er schrieb ihr, daß er nach England abreise, und im Monat Mai wieder zurück zu sein gedenke; er beschwor sie, wie man sie auch verfolgen möchte, sie zu irgend einer Vermählung zu zwingen, Alles anzuwenden, um Zeit zu gewinnen. Er versicherte nochmals, daß er zur bestimmten Zeit, mit den nöthigen Beweisen versehn, erscheinen würde, auf eine um so größere Wirkung hoffend, je unerwarteter sie käme. — Nach Beendigung dieses Briefes warf er sich auf sein Lager, und träumte von seinem Glück; denn Kunigunde, mit allen ihren Reizen, beschäftigte seinen Geist auch während seines Schlafes.

Am folgenden Morgen zog er den Gärtner bei Seite, und bat ihn, den Brief im Geheimen zu befördern. —

„Bedenke, guter Arnold, sagte er, wie nöthig du jetzt zwei liebenden Unglücklichen bist, die ihr Schicksal von einander trennt, aber die sich einst vereinigen werden. Wache über meine Kunigunde, über diesen Schatz, der mir theurer als mein Leben ist. Du bist

klug, unternehmend, vorsichtig; versuche also Alles, die Schläge des Schicksals von uns abzuwenden, wenn in meiner Abwesenheit der Freiherr seine Tochter zwingen sollte, einen andern Gemahl zu nehmen; werde der Rathgeber deiner jungen Gebieterinn, und ihr Retter an meiner Stelle."

Arnold schüttelte den Kopf, und sagte traurig: „Für Sie .... ja, gewiß würde ich durch's Feuer gehen; aber um Ihrer Liebe zu Kunigunden zu dienen .... nicht! .... Glauben Sie mir, Ritter Gustav, es giebt Dinge ... Ursachen .... welche Ihnen unbekannt sind.... Genug davon. ... Aber, wenn Sie mir glauben wollten .... wenn Sie die Vernunft zu Rathe ziehen wollten .... Sie würden nicht mehr daran denken ....Sie verdient es freilich, daß man sie liebt, das theure Kind .... Sie ist Ihrer ganzen Liebe würdig! O, das muß man freilich bekennen! .... Aber ...."

„Ich weiß Alles, schrie der ungestüme Liebhaber! das Verbrechen ihres Vaters, willst du sagen. Ohne Zweifel; aber es kann Kunigunden nicht beflecken."

„Wie! sagte der Gärtner erschrocken, erbleichend drei Schritte zurücktretend, Sie wissen ....“

„Alles weiß ich, sage ich dir! Aber sei ruhig! Glaube mir, Orlando hat seine gute Ursachen gehabt, es mir anzuvertrauen, und ich weiß, durch wen er selbst unterrichtet ist. Sei ruhig! Das Geheimniß ist vollkommen sicher bei mir! — Aber was auch immer Orlando angewendet hat, mich von meiner Leidenschaft abzuziehen, ich fühle es, die Liebe würde die Unschuld und Schönheit unter ihren Schutz nehmen. Kunigunde hat meinen Schwur, und unser Ehekontrakt ist bereits im Himmel unterzeichnet! —“

„Gerechter Gott! rief der Gärtner erstaunt und gerührt aus. — Doch genug! ich will Ihren Brief übergeben. Was aber meine Macht betrifft, Ihnen nützlich zu sein, so ist diese sehr geringe. — Sie wissen wohl, ein armer Teufel, wie ich ....“

„Der gute Wille ist schon genug, sagte Gustav ihn umarmend; so lange dein Eifer für mich fortdauert, bin ich gewiß, daß sich

dir auch Gelegenheit darbieten wird, uns zu helfen."

Sie brachen diese Unterredung ab, um sich mit der Familie zu vereinigen, welche bereits zum Frühstück versammelt war. Die Mahlzeit war bald beendigt, da Arnold und Horst auf ihre Posten zurückkehren mußten, und Gustav seinem Beschützer Orlando versprochen hatte, mit dem Frühesten bei ihm zu sein. Der Abschied war herzlich und traurig, und lockte manche Thräne aus ungewohnten Augen. Endlich trennte man sich mit den aufrichtigsten Wünschen; Gustav eilte dem Hause Orlandos zu.

Eilftes Kapitel.

Sobald Gustav daselbst angekommen war, führte ihn der Alte in sein Kabinet, und unterhielt sich sehr lange mit ihm, indem er ihm vortreffliche Rathschläge ertheilte, wie er sich in der großen Welt, die er nun kennen lernen sollte, zu betragen habe. Hierauf übergab ihm Orlando ein Empfehlungsschreiben an ein Mitglied des englischen Parlaments,

den Lord Dunkan, welcher einer seiner besten Freunde gewesen war, als er sich einst in England aufhielt. Gustav war in diesem Briefe als ein Neffe des Grafen Monferino aufgeführt. Zugleich übergab ihm der Alte eine sehr bedeutende Summe in Goldstücken, und bat ihn, nicht allzu sparsam damit umzugehen, da er mehr erhalten sollte, wenn er es brauchen würde, und da ein Monferino seinem Range gemäß reisen müsse. „Denn, sagte er mit der ganzen Zärtlichkeit eines Vaters, du bist mein Sohn, so lange du nicht deine Aeltern wirklich wiedergefunden hast.“

Gustav wollte ihn unterbrechen, um ihm seine innige Dankbarkeit zu bezeigen; aber der Alte verhinderte ihn, und fuhr fort:

„Du bist noch nicht völlig ausgerüstet; geh' in dieses Zimmer, du wirst darin eine angemessene Kleidung finden. Laß mir deine jetzigen Kleidungsstücke zurück; es sind dieselben, welche du an dem Tage trugst, wo wir Bekanntschaft mit einander machten. .... O, mein Sohn, wie theuer sind mir diese Klei-

der! ....“ Eine Thräne glänzte in dem Auge des Alten, und Gustav fiel ihm mit kindlicher Zärtlichkeit um den Hals. Darauf ging er in das ihm bezeichnete Zimmer, und fand daselbst zu seiner größten Freude einen vollständigen, zwar einfachen, aber sehr geschmackvollen Anzug, welchen Orlando nach seinem Wuchs hatte machen lassen. Dieser Anzug war nur zur Reisekleidung bestimmt; in einem Kasten befanden sich noch zwei andere, deren Reichthum und Pracht Gustav mit Erstaunen betrachtete. Dem Reiseanzuge war ein mit Edelsteinen besetztes Wehrgehenk beigefügt, und ein Schwert, dessen Güte noch die Schönheit übertraf; ferner ein Helm, durch einen prächtigen grünen Helmbusch beschattet, und zwei Paar mit Perlmutter und Silber ausgelegte, vortreffliche Pistolen.

Eine Zeit lang blieb Gustav ganz erstaunt vor allen diesen Kostbarkeiten stehen; sein Herz klopfte laut vor innerem Vergnügen; endlich aber schickte er sich an, seine neue Kleidung anzulegen. Dieß gelang ihm zwar mit den Unterkleidern; als er aber an

die Rüstung kam, sah' er sich in Verlegenheit. Orlando sah' ihm lächelnd zu, und Gustav erröthete. „Laß nur gut sein, sagte der Alte, ich hoffe, in zwei Tagen soll es dir scheinen, als wenn du nie eine andere Kleidung getragen hättest." Er rief nun Ambrosio herbei, und befahl ihm, seinen jungen Herrn zu rüsten; „denn du weißt, fügte er hinzu, daß dieß zum Dienste eines guten Knappen gehört. Du wirst von nun an dem adoptirten Sohn des Grafen Monferino dieselben Dienste leisten, welche du einst mir selbst geleistet hast."

Ambrosio gehorchte mit Freuden, und in einigen Augenblicken stand der junge Leibeigene von Duttingstein in einen der schönsten Ritter von ganz Deutschland verwandelt da. Sein hoher, schlanker Wuchs wurde noch durch die Leichtigkeit und Grazie seiner Bewegungen verschönert, und sein edles, regelmäßiges Gesicht schien unter dem Helme des Kriegsgottes männlicher, sein Auge feuriger und kühner geworden zu sein. Orlando betrachtete ihn eine Zeit lang mit einer Art von Bewunderung; es schien dem guten Greise,

als wenn wirklich sein Sohn vor ihm stände. Hierauf ergriff er seine Hand, und stieg mit ihm in das Besuchzimmer hinab, um ihn Leonoren vorzustellen, welche bei seinem Anblick erröthete. Ein Seufzer schien anzukündigen, daß Gustav dieser Unglücklichen die Gestalt ihres verlornen Geliebten in's Gedächtniß zurückgerufen habe. Vor Allen aber erstaunte die gute Gertrude, welche nicht in das Geheimniß eingeweiht worden war, und in ihrem Entzücken kein Ende finden konnte.

Man setzte sich heute früher als gewöhnlich zu Tische, und aß, fast ohne zu sprechen; nur Orlando kam von Zeit zu Zeit auf seine frühern Ermahnungen und guten Rathschläge zurück, diejenigen, welche Kunigunden betrafen, nicht ausgenommen. Gustav seufzte, und schwieg; wol zwanzigmal war er im Begriff, seinem Beschützer das gestrige Abentheuer zu erzählen, aber immer hielt die Furcht vor seinem Tadel seine Zunge im Zaume. Endlich trat der Augenblick des Scheidens ein, und Orlando selbst gab dazu, durch sein Aufstehen von der Tafel, das Zeichen.

„Es ist Zeit, mein Sohn, sagte der Alte gerührt, daß du deine Reise antrittst; ich hoffe, daß du deinen Zweck erreichen wirst; aber vergiß nicht, wenn deine Nachsuchungen auch nicht gelingen sollten, daß ich dich immer mit offnen Armen empfangen werde, und daß du dann stets meinen Namen führen sollst." Mit diesen Worten umarmte er ihn zärtlich; Leonorens Thränen flossen reichlich, und die gute Gertrude schluchzte laut, als auch an sie die Reihe des Abschiedskusses kam. Noch immer von ihren Armen umschlungen, und von ihren Thränen gebadet, war Gustav bereits die Stufe der Vortreppe hinabgestiegen. Im Hofe hielt Ambrosio, als Knappe gerüstet, nur mit Mühe einen reich geschmückten Hengst, den der großmüthige Orlando für Gustav hatte kaufen lassen. Das edle Thier zeigte seine brennende Ungeduld, indem es die flatternden Mähnen schüttelte, und mit dem Hufe stolz auf das Pflaster stampfte, daß es Funken sprühete. — Endlich entreißt sich Gustav mit Gewalt den allzurührenden Umarmungen, und schwingt sich mit Leichtigkeit

auf den Rücken des feurigen Rosses, welches spielend unter seiner Last einhertanzt. Er wendet und lenkt es mit der größten Anmuth und Geschicklichkeit, giebt endlich noch das letzte Zeichen des Abschiedes, das nur durch Thränen erwiedert wird, und sprengt im vollen Galopp davon. Der treue Ambrosio eilt seinem jungen Herrn nach, dem er bereits mit der innigsten Anhänglichkeit zugethan ist. — Lassen wir sie reisen, um uns unterdessen nach Kunigunden umzusehen.

Arnold hatte noch an demselben Tage, wo Gustav abreisete, Gelegenheit gefunden, seiner jungen Gebieterinn heimlich den ihm anvertrauten Brief zu übergeben, und Kunigunde eilte sogleich, sich in ihr Zimmer einzuschließen, um ihn mit ganzer Lust vier-, fünfmal zu überlesen. Mit tausend Küssen bedeckte sie diese theuren Züge einer geliebten Hand; zwar hätte sie gern den neuen Namen ihres Gustav gekannt; aber ohne Zweifel mußte er wichtige Gründe haben, ihn noch geheim zu halten. Die süße Vorstellung seiner Rückkehr im Monat Mai, wie er versprochen hatte, ver-

drängte jetzt jeden andern Gedanken in ihr. O, wie werden ihre Aeltern staunen, wenn er mit Titel, Rang und Vermögen, im letztern Punkte vielleicht noch den Grafen Siegfried übertreffend, vor ihnen erscheinen wird!

Kunigunde hatte jetzt ihre ganze vorige Munterkeit, ihren Eifer für die Studien wiedererhalten, und ihre Mutter zweifelte nicht, daß sie ihre Leidenschaft zu Gustav gänzlich vergessen habe. Sie wäre jetzt ganz glücklich gewesen, wenn nicht der Gedanke an die Verbindung ihrer Tochter mit dem Grafen Siegfried sie wieder auf's Höchste beunruhigt hätte. Der Freiherr hatte sich zu bestimmt ausgesprochen, als daß sie noch hoffen konnte, Kunigunden ihrem unglücklichen Schicksal zu entreißen; und sie selbst sollte dazu die Hand bieten! Nein, es war ihr nicht möglich, ihrer Tochter einen Mann als Gemahl zu empfehlen, dessen schändlicher Charakter ihr bekannt war, und den sie verabscheute. Sie hütete sich wohl, in ihren Gesprächen mit Kunigunden auch nur seines Namens zu erwähnen, und ungeachtet der wiederholten Be-

fehle des Freiherrn, beschränkte sie sich bloß darauf, ihrer Tochter den unbedingten Gehorsam gegen ihre Aeltern im Allgemeinen als das höchste Verdienst darzustellen.

So verging der Winter, und der wonnige Frühling brach an; ein Zeitpunkt, den Kunigunde so sehnsuchtsvoll herbeiwünschte, der aber auch die Kriegsfackel, welche damals in diesen Gegenden wüthete, von Neuem anzündete. Der Freiherr sah' jeden Augenblick dem Befehle des Kaisers entgegen, mit seinen Vasallen zum Heere aufzubrechen, da der Feind immer größere Fortschritte machte; vorher wünschte er aber noch die Vermählung mit dem Grafen Siegfried zu Stande zu bringen, und erwartete daher mit Ungeduld die versprochene Ankunft desselben.

Endlich erschien Siegfried an einem Nachmittage mit einem zahlreichen, glänzenden und wohlbewaffneten Gefolge vor den Thürmen des Schlosses, und der Schall der schmetternden Trompeten erfüllte in einem Augenblick die ganze Gegend. Voll Freude hatte der Freiherr schon von ferne das Wappen

und die Farbe des Grafen erkannt; das ganze Schloß war in Bewegung. .... Auch Kunigunde fühlte ihr Herz höher klopfen. .... Ihre Liebe täuschte sie. ... Sie glaubte, Gustav erscheine noch vor dem bestimmten Zeitpunkt, mit den glänzenden Beweismitteln versehen, von denen er in seinem Briefe gesprochen hatte, um laut seine Gemahlinn zu fordern. — Womit schmeicheln sich nicht oft die Liebenden!

„Ach! rief sie unwillkürlich aus, er ist's, er ist es selbst!"

„Wer?" fragte Emma, die sich gerade im Zimmer befand.

„Wer! antwortete Kunigunde; wer sonst, als Gustav?"

„Welcher Gustav?"

„M e i n Gustav!" sagte sie mit einer Art von Ungeduld, ohne daran zu denken, daß Emma durchaus nicht unterrichtet sei.

„Ihr Gustav? Aber mein Gott! sollte er ein großer, mächtiger Herr geworden sein, seit wir ihn nicht sahen? Meiner Treu! ich

wünsche es ihm von ganzem Herzen, aber ich fürchte nur allzusehr, daß dieß niemals eintreffen wird."

Bei diesen Worten erröthete Kunigunde, und biß sich in die Lippen; schon war sie im Begriff, ihr Alles zu erzählen, als sie sich rasch besann, und ihr den Auftrag gab, zu sehen, wer mit so vielem Glanze angekommen sei. — Emma ging, ohne sich weiter bitten zu lassen; denn auch sie brannte vor Ungeduld, es zu wissen, so gut wie Kunigunde; aber indem sie die Treppe hinabstieg, machte sie für sich die Bemerkung, daß ihre junge Gebieterinn wol den Verstand verloren haben möchte.

Es war, wie gesagt, der Graf Siegfried; der Freiherr empfing ihn mit der größten Achtung und Freundschaft. Er gab sogleich Befehl, es seinen Leuten an nichts fehlen zu lassen; und die neugierige Emma, nachdem sie sich Alles wohl angesehen, den Einen und den Andern, vorzüglich aber ihren Reichard, befragt hatte, und von Allem unterrichtet war, eilte nun zu Kunigunden zurück, und rief, indem sie die Thür öffnete:

„Gnädiges Fräulein! wissen Sie, wer es ist? der Graf Siegfried!“

Dieser Name rief Kunigunden sogleich den Mann in's Gedächtniß zurück, den ihr Vater ihr als künftigen Gemahl bezeichnet hatte. Es fehlte wenig, daß sie nicht ohnmächtig rücklings übergefallen wäre. Sie erwartete ihren Gustav .... und im Gegentheil war es ein Mann, den sie verabscheute, ohne ihn zu kennen. .... Welcher Abstand! .... welcher schreckliche Schlag! .... Emma wollte ihr zu Hülfe eilen, als sie sich plötzlich wieder faßte. Gustavs Brief fiel ihr ein, und sein Rath, aufzuschieben, Zeit zu gewinnen. Sie hatte ja hiernach schon längst ihren Plan entworfen, nur die Ueberraschung hatte ihn einen Augenblick lang in Vergessenheit gebracht. Mit einem Wort, sie war kurz darauf so ruhig, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, und Emma war nun noch mehr überzeugt, daß Kunigunde den Verstand verloren haben müsse. Zitternd befragte sie ihre Gebieterinn; diese antwortete mit dem größten Gleichmuth, denn schon war ein neuer Plan in ihrem Köpfchen

reif geworden, den sie sogleich auszuführen beschloß.

„Liebe Emma, kleide mich doch rasch an, denn ich glaube, daß mein Vater heute sehr strenge auf die Etikette halten wird.“

„Wie fröhlich Sie mir das sagen, gnädiges Fräulein, und doch waren Sie vor einem Augenblick noch einer Ohnmacht nahe!“

„Es war nichts, durchaus nichts, als eine Idee, die mir so in den Sinn kam.“

„Ho ho! sagte Emma, dahinter steckt etwas, das nicht mit rechten Dingen zugehen kann.“

„Du bist närrisch Emma ... so eile doch!“

„Aber, in der That, gnädiges Fräulein, ich werde es doch Ihrer Frau Mutter sagen müssen.“

„Meiner Mutter! rief Kunigunde lebhaft aus; o nein, Emma, ich bitte dich, sage ihr nichts! — Was wolltest du ihr sagen?“

„O viel, sehr viel! Für's Erste, daß es wohl gerathen sein möchte, einen Arzt holen zu lassen; denn wahrhaftig, glauben, daß Gustav ein großer Herr geworden ist, mich ab-

schicken, um zu sehen, ob er gekommen sei, dann beinahe in Ohnmacht fallen, als ich die Nachricht bringe, es ist ein Anderer, und plötzlich wieder froh und lustig werden ... das sieht doch wol ganz so aus, wie ... wie ... ich mag das Wort nicht aussprechen; aber gleichviel, ich glaube fest, daß Sie krank sind."

Kunigunde lachte über diese scharfsinnigen Schlüsse Emmas aus vollem Halse, und dieses Lachen bestärkte die Letztere nur noch in ihrer Meinung. Doch fürchtete Kunigunde in der That, Emma möchte ihre Mutter benachrichtigen, und sie entschloß sich daher, ihr ihre Geheimnisse, Gustav betreffend, mitzutheilen. Sie ließ sich zuerst den heiligsten Eid der Verschwiegenheit leisten, und vertraute ihr hierauf Alles, las ihr sogar den Brief Gustavs vor. Emma staunte, und war außer sich vor Freuden, nun die Vertraute ihrer geliebten Gebieterinn zu sein. Jetzt ging es an die Vermuthungen, an die Hoffnungen und Prophezeihungen der Zukunft, alle so glänzend und so sehr nach dem Geschmacke

Kunigundens, daß sie sich Glück wünschte, doch Jemanden zu haben, mit dem sie sich ungestört von ihrem geliebten Gustav unterhalten könnte.

Mitten unter diesem glücklichen Gespräche trat Kunigundens Mutter ein, sehr erstaunt, ihre Tochter bereits angekleidet zu sehen, da sie doch nur gekommen war, um sie hierzu zu bewegen. Sie fragte sie, ob sie schon wisse, wer im Schlosse angekommen sei. Mit anscheinender Gleichgültigkeit antwortete Kunigunde, daß es ein mächtiger, vornehmer Ritter sein müsse.

„Wohl, antwortete die Baroninn; du weißt also nicht, wer es eigentlich ist; erinnerst du dich noch, meine Tochter, des Namens des Grafen, dem dein Vater deine Hand geben will?“

„Siegfried,“ sagte Kunigunde.

„Er ist es, liebe Tochter. Ich sage nicht, daß er mit dem Vorsatze gekommen sei, das Schloß nur als dein Gemahl wieder zu verlassen, aber ....“

„Ach! sagte Kunigunde, ich glaube nicht,

daß mein Vater grausam genug sein kann, es zu verlangen, und gewiß wird meine beste Mutter ihre Tochter, die sie so zärtlich liebt, nicht aufopfern lassen."

„Du hast Recht! rief die Baroninn gerührt aus, mit meiner Zustimmung gewiß niemals; aber du weißt, wenn dein Vater darauf bestände, so würde am Ende nichts übrig bleiben, als ihm zu gehorchen!"

„O Himmel, rief Kunigunde schaudernd; theure Mutter, was sagen Sie? Nejn gewiß, Sie können nicht zugeben, daß Ihre Tochter sich mit einem Manne vermählen soll, den sie durchaus erst kennen lernen muß. — Nur unter der Bedingung, daß mir dazu die Zeit vergönnt werde, kann ich mich entschließen, vor dem Fremden zu erscheinen."

Entzückt über diese glückliche Stimmung ihrer Tochter, sicherte ihr die Baroninn in dieser Hinsicht Alles zu, was sie verlangte; mehr als jemals war sie überzeugt, daß ihre Liebe zu Gustav gänzlich erloschen sei, und sie verließ sie daher vollkommen zufrieden. Indessen nahm sie sich vor, bei dem Freiherrn

Alles anzuwenden, um diese Heirath zu hintertreiben, und sie glaubte in diesem Augenblicke mehr Abscheu davor, als ihre Tochter selbst, zu empfinden.

Zwölftes Kapitel.

Eine halbe Stunde nachher ward Kunigunde benachrichtigt, daß es Zeit sei, sich in den großen Saal zu begeben, wo die Abendtafel gedeckt war. Sie nahm ihren ganzen Muth zusammen, und gestärkt durch das Andenken an Gustav, gelang es ihr, mit Ungezwungenheit und Würde vor dem Grafen Siegfried zu erscheinen. Dieser konnte bei ihrem Anblick einen Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken. Er beeilte sich, sie um ihre Hand zu bitten, um sie an ihren Platz zu führen, und sagte ihr eins der schmeichelhaftesten Komplimente, welches Kunigunde mit Verstand und ohne die geringste Verlegenheit beantwortete. — Bei Tische bot Siegfried Alles auf, ihr die feinsten Aufmerksamkeiten zu erweisen. Die Unterredung wurde lebhaft

und anziehend; denn der Graf war viel gereis't, und wußte sich vortrefflich auszudrücken. Aber so groß der Eindruck war, den Kunigunde auf ihn hervorgebracht hatte, so war er seinerseits nicht eben so glücklich; und gewiß, wenn das Herz der Geliebten Gustavs auch frei gewesen wäre, so würde doch Siegfried der Mann nicht gewesen sein, der es mit Liebe erfüllt hätte. Denn der Ausdruck seines Gesichts hatte etwas Hartes und Falsches, das mit seinen Worten und seinem Betragen in Widerspruch stand. Seine bleiche Gesichtsfarbe, seine tief und hohl liegenden, aber funkelnden Augen, und sein dicker, aber grauer Knebelbart gaben ihm etwas Verdächtiges und Abstoßendes.

Man sprach von den Angelegenheiten des Hofes, und kam dann auf die Kriegsbegebenheiten, wobei der Graf erzählte, daß der Feind den Feldzug bereits eröffnet, und einige bedeutende Vortheile erkämpft habe. Der Freiherr meinte, daß, bei dem bevorstehenden Aufgebot des ganzen Landes durch den Kaiser, die Rebellen leicht entweder zum Gehorsam

zurückgebracht, oder gänzlich vernichtet werden würden; allein Siegfried widersprach ihm, und nachdem er zur Unterstützung seiner Behauptung angeführt hatte, daß die feindliche Armee wenigstens sechszigtausend Mann stark sei, und aus lauter muthigen, erfahrnen und durch die Religion, für die sie die Waffen ergriffen, fanatisirten Soldaten bestehe, deren Anführer eben so ausgezeichnet seien durch Tapferkeit, als durch Klugheit, Vorsicht und Kenntniß des Kriegshandwerks, fuhr er fort:

„Einen ganz kürzlich erst geschehenen Vorfall muß ich noch erzählen, welcher allgemeine Bewunderung erregt hat. Es hat sich nämlich ein Ritter, in Begleitung von hundert unerschrockenen Männern, plötzlich an die feindliche Armee angeschlossen, und sogleich seine Ankunft den Unsrigen durch unerhörte Thaten schrecklich gemacht. Es ist ein furchtbarer Krieger; Niemand weiß, woher er gekommen sei; nichts ist von ihm bekannt, als sein Name: er nennt sich Rolf. Noch vor wenigen Tagen hat er mit seiner Schaar viertausend Mann von den Truppen des

Kaisers, welche den Paß bei Pilsen verthei- digten, angegriffen, und gänzlich vernichtet."

„Wahrlich, eine unbegreifliche Begeben- heit! sagte der Freiherr; so muß er wol mit dem Teufel selbst im Bunde stehen!"

„Das behauptet auch der Aberglaube des großen Haufens allgemein, antwortete Sieg- fried, weßhalb man bereits der Schaar des unbekannten fürchterlichen Ritters den Namen der Höllenschaar beigelegt hat."

Das Gespräch nahm bald darauf eine andere Wendung; man kam auf die Angele- genheiten des Hofes zurück, und Siegfried erzählte von den daselbst gewöhnlichen Lust- barkeiten, von den Damen des Hofes und ihren Talenten. Dieß führte endlich auf die Musik, und da der Graf eine Harfe im Saale stehen sah', so fragte er, ob Kunigunde musi- kalisch sei. Der Freiherr bejahte es, und Siegfried bat nun dringend, ihm einen Ge- nuß zu verschaffen, da er die Musik leiden- schaftlich liebe. —

Kunigunde sah' wohl ein, daß sie endlich den Bestürmungen des Grafen würde nachge-

ben müssen. Sie setzte sich daher vor ihre Harfe, präludirte mit unbeschreiblicher Grazie, und sang hierauf mit einer schönen, reinen Stimme eine höchst gefühlvolle Romanze, in welche sie einen so zarten Ausdruck legte, daß Siegfried außer sich vor Entzücken war. Nach einem Strom von Lobeserhebungen, welcher die liebenswürdige Kunigunde auf's Höchste erröthen machte, drang der Graf von Neuem mit Bitten in sie. Ein Blick ihres Vaters bestimmte sie endlich dazu, noch eine Romanze zu singen, und Siegfrieds Bezauberung stieg auf den höchsten Gipfel. Da es endlich schon spät in der Nacht war, mußte man sich trennen, und Kunigunde eilte froh, ihrer Marter los zu sein, auf ihr Zimmer.

Die folgenden Tage, welche der Graf auf dem Schlosse zubrachte, verflossen wie der erste, unter beständigen Lobeserhebungen, womit er die arme Kunigunde überhäufte. Diese aber war auf Alles gefaßt, und da sie bemerkte, wie stark die Leidenschaft des Grafen sei, so zog sie wenigstens daraus für sich den guten Schluß, daß Siegfried um so ge-

neigter sein würde, aus Zartgefühl ihrem Verlangen um Aufschub, selbst wider den Willen ihres Vaters, nachzugeben. Endlich, am Tage vor seiner Abreise, machte der Graf, in Gegenwart ihres Vaters und ihrer Mutter, nach einem langen Eingange, den förmlichen Antrag um ihre Hand. — Sie erröthete, aber sammelte sich sogleich, und war im Begriff zu antworten, als ihr Vater sie zu unterbrechen eilte.

„Statte dem Grafen Siegfried, dem Haupte eines der ersten Häupter in ganz Deutschland, deinen Dank für die Ehre ab, die er dir anthut, dich einer Menge von weit glänzendern Partieen vorzuziehen.“

Der Graf schien mit einer Art von Aengstlichkeit die Antwort Kunigundens zu erwarten. Diese wendete sich mit eben so viel Zuversicht als Würde an ihren Vater, und sagte, daß es bei einer Angelegenheit von solcher Wichtigkeit erst nöthig sei, sich näher kennen zu lernen; und da dieß nicht in einigen Tagen geschehen könne, so bäte sie, sie nicht mit der

Antwort auf den ehrenvollen Antrag des Grafen zu übereilen.

Der Freiherr runzelte die Stirn; aber Siegfried, der in diesen Worten eine Einwilligung zu sehen glaubte, welche nur mit dem Schleier der jungfräulichen Schamhaftigkeit bedeckt sei, befand sich auf dem Gipfel seiner Wünsche. Er versicherte, daß sie Herrinn über sein Schicksal sei, aber daß dieser betrübende Aufschub wol nicht so nöthig sein möchte, als sie glaube. „Ach! ich beschwöre Sie, schöne Kunigunde, schloß er seine Rede, sagen Sie, daß Sie einwilligen!“ — Kunigunde eilte, ihn aus seinem Irrthum zu ziehen.

„Es würde nicht großmüthig sein, Herr Graf, antwortete sie, mich so zu übereilen; denn vorausgesetzt, daß Sie selbst, bei Ihrer großen Nachsicht für mich, einen Aufschub nicht für nöthig halten, so fühle ich doch für meine Person, ohne Sie beleidigen zu wollen, daß ich Zeit haben muß, einen Entschluß zu fassen. Ich weiß die Ehre zu würdigen, die Sie mir bei Ihrem Range, Ihrem Vermögen und

Ihren liebenswürdigen Eigenschaften anthun; aber ich wünschte mich auch davon zu überzeugen, daß unsere Charakter übereinstimmen. Glück und Vermögen sind dem Wechsel des Zufalls unterworfen, die körperlichen Vorzüge verschwinden mit dem Alter; aber die Eigenschaften der Seele bleiben zurück, und bestimmen das Glück oder Unglück einer Ehe."

Siegfried war überwunden, und sein Erstaunen kam wenigstens dem des Freiherrn gleich, der weit entfernt war, eine solche Festigkeit und so viel Verstand bei seiner Tochter zu vermuthen. Er warf sowol ihr, als ihrer Mutter einen zornigen Blick zu; allein der Graf, welcher es bemerkte, rief mit Enthusiasmus aus: Ihre Tochter ist ein Engel, Baron! Ihre Freimüthigkeit verdient nichts weniger als Vorwürfe, vielmehr das höchste Lob. Sie setzt mich durch ihren Verstand eben so sehr in Erstaunen, als sie mich durch ihre Talente und Liebenswürdigkeit bezaubert hat. — „Wolan denn, theure Kunigunde, auf wie lange schieben Sie ihre Entscheidung auf? Ich beschwöre Sie, handeln Sie nicht

grausam gegen mich! Bei Ihrem durchdringenden Verstande werden Sie nicht langer Zeit bedürfen; sprechen Sie mein Urtheil, ich erwarte es zu Ihren Füßen."

Siegfried warf sich wirklich im Uebermaß seiner Leidenschaft vor ihr auf die Kniee nieder, und ergriff flehend ihre Hand. Der Freiherr und ihre Mutter blickten sie mit sichtbarer Unruhe an. Kunigunde fühlte zugleich das Zarte und Gefährliche ihrer Lage, sie sprach endlich leise einen Aufschub von sechs Monaten aus.

„Sechs Monat!" rief der Graf, lebhaft aufspringend.

„Sechs Monat! wiederholte der Baron, in einem Zorne, den er nicht länger zurückhalten konnte. Kunigunde, bedenkst du nicht das Lächerliche, Uebertriebene deiner Forderung? Der Herr Graf thut dir tausendmal mehr Ehre an, als du verdienst, und ...."

„O nein! nein! rief Siegfried, ihn unterbrechend. Ich kenne kein weibliches Wesen, welches Ihrer Tochter an Verdiensten gleich kommt! Nur muß ich gestehen, setzte er leiser

und mit trauriger Miene hinzu, daß dieser Aufschub Alles, was ich befürchtete, übersteigt. O liebenswürdige, aber grausame Kunigunde, kürzen Sie diese Marter ab, wenn Sie mir nicht den Tod geben wollen, welcher in dieser verzweiflungsvollen, langen Zeit unfehlbar mein Loos sein würde."

Die wüthenden Blicke des Freiherrn zwangen Kunigunden endlich, zu kapituliren; sie ließ die Hälfte des Aufschubes ab. Zwar beklagte sich der Graf von Neuem, aber sie wußte ihn auf eine geschickte Weise fühlen zu lassen, wie sehr er diese Nachgiebigkeit zu schätzen habe; und er mußte sich zufrieden geben. — Der Freiherr war wüthend; indessen hatte Siegfried eingewilligt, und es wäre unklug gewesen, wenigstens in seiner Gegenwart, seinem Zorn freien Lauf zu lassen. Kunigunde triumphirte, und sobald es der Anstand zuließ, ergriff sie die erste Gelegenheit, sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen, wo sie Emma von ihrem glücklichen Erfolge unterrichtete. Dieses treue Mädchen war darüber fast so vergnügt, als ihre junge Gebieterinn selbst; und in der

That, drei Monate waren mehr als zur Hälfte hinreichend, Gustavs Ankunft abzuwarten, der im Mai zurück sein wollte; man war ja schon im Monat April. ....

Einige Stunden nachher ergriff der Freiherr die Gelegenheit, den Grafen zu verlassen, und sich auf das Zimmer seiner Tochter zu begeben; er mußte seinen Zorn an ihr auslassen. Allein Kunigunde blieb fest, bei allen seinen Vorwürfen; nur die Erwähnung ihrer Liebe zu Gustav hätte sie beinahe außer Fassung gebracht. Die hohe Röthe, welche bei diesem Namen ihr ganzes Gesicht überzog, ließ ihrem Vater keinen Zweifel mehr über den wahren Grund ihres Aufschubes übrig, und er wurde wüthend. Indessen erholte sich Kunigunde. Sie bestand auf der dreimonatlichen Bedenkzeit, die ja selbst der Graf bewilligt hatte; und da der Freiherr sich in Rücksicht auf ihn mäßigen mußte, so verließ er seine Tochter mit einer rasenden Wuth in seinem Innern, und mit den schrecklichsten Verwünschungen gegen Gustav. Er nahm sich vor, herauszubringen, was für Hoffnungen

Kunigunde, in Absicht auf diesen elenden Leibeignen vielleicht wol noch hegen könnte. —

Am folgenden Tage nahm endlich Siegfried, trunken von Liebe und Hoffnung, Abschied, und ermangelte nicht, sich von Neuem über die Martern zu beklagen, welche er während der Bedenkzeit, und in der Abwesenheit von Kunigunden würde erleiden müssen. Er hatte indessen mit dem Freiherrn verabredet, daß derselbe sich binnen Kurzem nach der Hauptstadt an den Hof begeben sollte; zugleich versprach der Graf, ihm die wichtige Stelle des Gouverneurs der Festung Aust durch seinen Einfluß zu verschaffen. Wirklich kam auch schon in der nächsten Woche eine Staffette mit der Ernennung des Freiherrn zu diesem Posten an, und sogleich wurden die Anstalten zur Abreise nach Prag getroffen.

Für Kunigunden und ihre Mutter war diese Nachricht ein Donnerschlag; ach, wie schwer wurde der Erstern der Abschied von allen den geliebten Gegenständen, in deren Nähe sie sich einst der Gegenwart ihres Gustav erfreut hätte. Endlich war der fürchter-

liche Morgen der Abreise angebrochen, und Kunigundens Traurigkeit nahm zu, je mehr sie die Thürme von Duttingstein allmählich am Horizont verschwinden sah.

Man kam in Prag an, wo der verliebte Siegfried sie schon erwartete. Er hatte für den Freiherrn ein prächtiges Haus gemiethet, in welchem die Damen bleiben sollten, während Thassilo sich in der ihm anvertrauten Festung würde aufhalten müssen. Dieß hatten beide verabredet, weil die Gegend umher durch den vordringenden Feind immer unsicherer werde. Der Freiherr mußte daher schon nach drei Tagen nach Auſt abgehen, da es von einer Belagerung bedroht ward. Er stellte indessen vorher noch der Fürstinn seine Gemahlinn und Tochter vor, welche beide mit großer Auszeichnung aufnahm; besonders machte die Schönheit Kunigundens bei Hofe ein gewaltiges Aufsehen. Auch der Graf Siegfried mußte bald darauf die Hauptstadt verlassen, um sich dahin zu begeben, wohin seine Pflicht ihn rief, da er eine der ersten Befehlshaberstellen bei der kaiserlichen Armee inne

hatte. Kunigunde war froh, seiner los zu werden, und da sie auch ihre erste und vertrauteste Freundinn, die schöne Adelheit, wiedergefunden hatte, so verlebte sie theils in ihrer und ihrer Mutter Gesellschaft, theils am Hofe, so vergnügte Tage, als es die Abwesenheit Gustavs nur immer zuließ. —

In der letzten Schlacht, welche zwischen den beiden feindlichen Armeen vorgefallen war, hatte einer der ersten feindlichen Anführer, Graf Hartenfels, das Unglück, in die Gefangenschaft der kaiserlichen Truppen zu gerathen. Allein das große Ansehn, in welchem er wegen seiner Tapferkeit bei beiden Armeen stand, war Ursach, daß er mit der möglichsten Schonung während seiner Gefangenschaft behandelt ward. Man gab ihm die Erlaubniß, auf sein Ehrenwort frei in der Hauptstadt herumzugehen, mit der Bedingung, sich unter keinem Vorwande aus derselben zu entfernen. Graf Hartenfels hatte mehr als einmal Gelegenheit, Kunigunden zu sehen. Ihre Reize fesselten sein Herz, und bald erkannte der Held, verzehrt von dem Feuer der heftigsten Liebe, daß er zum zweiten Male gefangen sei. Er zog nähere Erkundigungen nach ihr ein, und erfuhr bald, daß ihre Aeltern sie dem Grafen Siegfried zur Gemahlinn bestimmt hätten.

Dieser Name setzte ihn in Wuth. — Siegfried, das Haupt jener gehaßten Familie, gegen welche die seinige schon seit Jahrhunderten im Kriege begriffen war, und die heftigste Feindschaft ausübte; er, den er schon seit seiner Kindheit verabscheuen gelernt hatte, sollte der glückliche Besitzer eines solchen Schatzes werden! ... Bei dieser Vorstellung wurde sein Haß auf das Fürchterlichste angefacht; er schwur, diese Vermählung um jeden Preis zu verhindern.

Um sich nähere Nachrichten zu verschaffen, richtete er zuerst seine Aufmerksamkeit auf diejenigen Personen, welche am häufigsten mit Kunigunden umgingen; und da er von der vertrauten Freundschaft zwischen ihr und Adelheit unterrichtet war, deren Geliebten, den jungen Ritter Hermann, er genau kannte, weil er unter seiner Division diente, baute er hierauf seinen Angriffsplan. Es gelang ihm mit leichter Mühe, bei der Freundinn Kunigundens Eingang zu finden, indem er sie sich durch beständige Lobeserhebungen Hermanns, dem er übrigens dadurch nur Gerechtigkeit widerfahren ließ, geneigt zu machen wußte. Bald faßte sie Zutrauen zu ihm, und nun wagte er es, mit ihr von Kunigunden zu sprechen. Er erfuhr weit mehr, als er zu

wissen wünschte; denn sie unterrichtete ihn nicht nur von der unüberwindlichen Abneigung Kunigundens vor der Vermählung mit dem Grafen Siegfried, sondern auch von ihrer geheimen Liebe zu einem jungen Bauer auf dem Gute ihres Vaters.

Hartenfels erstarrte über diese Eröffnung, aber obgleich er hierdurch für sich selbst alle Hoffnung verloren sah, so beschloß er doch, zu verhindern, daß ein so liebenswürdiges Fräulein wie Kunigunde nicht den eigennützigen Absichten ihres Vaters aufgeopfert werden sollte, vorzüglich da durch dieses Opfer ein verabscheuter Feind, wie Siegfried, beglückt worden wäre. Mit Hülfe Adelheits erhielt er bald nachher im Hause der Baroninn Zutritt, und durch die nähere Bekanntschaft mit Kunigunden, deren sämtliche vortreffliche Eigenschaften und Talente er nun in der Nähe bewundern konnte, stieg seine Leidenschaft auf den höchsten Gipfel; allein sein edles Herz, sein Gefühl für Ehre hielt ihn ab, irgend etwas zu versuchen, das Kunigunden neue Unruhe hätte verursachen können. Er begnügte sich, sie im Stillen anzubeten, in der Hoffnung, sich vielleicht durch sein ehrerbietiges und zuvorkommendes Betragen nach und nach ihre Zuneigung zu gewinnen, und

so allmählich das Bild ihres frühern Geliebten aus ihrem Herzen zu verdrängen, da er sich schmeichelte, daß ihre geheime Liebe vielleicht noch nicht allzutiefe Wurzeln geschlagen haben möchte.

Eines Tages befand sich Hartenfels in einer zahlreichen, bei der Baroninn versammelten Gesellschaft ebenfalls gegenwärtig, als das Gespräch unvermerkt auf die Liebe kam, und auf den mächtigen Einfluß, welchen diese Leidenschaft bei beiden Geschlechtern ausübte. Man fragte unter Andern den Grafen Hartenfels um seine Meinung über die gezwungenen Heirathen. „O, rief er aus, wenn ich ein Gesetzgeber wäre, ich würde sie bei Todesstrafe verbieten."

„Wie aber, erwiederte Adelheit, wenn eine Person aus den höhern Ständen unglücklicherweise eine Leidenschaft zu einer Person aus den untern Ständen fühlte, würden Sie diese Liebe begünstigen?"

„Ohne Zweifel, sagte Hartenfels lebhaft; denn von Natur sind alle Menschen gleich, sie haben dieselben Bedürfnisse, Fehler und Schwächen; nur die persönlichen Verdienste unterscheiden die Menschen von einander, und in jeder andern Hinsicht dürfte kein Standesunterschied Statt finden."

Man kann sich leicht denken, welches Aufsehen eine solche Behauptung in einer Gesellschaft wie diese machte, welche größtentheils aus Familienmüttern vom ersten Adel des Landes bestand. Daher fand auch Hartenfels lebhaften Widerspruch, hielt sich indessen tapfer in der Behauptung seiner Ansichten. Die Mutter Kunigundens, eine seiner lebhaftesten Gegnerinnen, glaubte ihm endlich einen schlagenden Beweis entgegen zu setzen, wenn sie ihm die Geschichte ihrer eigenen Tochter unter einem fremden Namen erzählte. Kaum erwähnte sie aber eines Gärtnerburschen, als Kunigunde so stark erröthete, daß es ihre Mutter bemerkte, und erstaunt über diesen Eindruck auf ihre Tochter, in ihrer Erzählung inne hielt. Sollte sie ihn wirklich noch lieben? Sie machte sich im Geheimen Vorwürfe über ihre Unvorsichtigkeit.

Diese Unterbrechung hatte zu gleicher Zeit die Blicke der ganzen Gesellschaft auf Kunigunden gezogen, welche dadurch noch mehr in Verwirrung gerieth. Hartenfels sagte mit einer unerschütterlichen Kaltblütigkeit: „Dadurch werden Sie noch nichts beweisen, gnädige Frau; ist es denn zu verwundern, wenn Flora denjenigen lieb gewinnt, der für ihre Güter Sorge trägt?“ — Jetzt war Kunigunde, durch

dieses galante Kompliment noch mehr in Verwirrung gebracht, außer sich. Sie floh aus dem Zimmer, von Adelheit begleitet, die es vergebens versucht hatte, ihr ihre Fassung zu erhalten.

Alle waren fast unbeweglich vor Erstaunen, und man fragte die Baroninn, ob es die Geschichte ihrer Tochter sei, die sie habe erzählen wollen. Ihre Verlegenheit war unaussprechlich; sie sagte, daß Kunigunde eine vertraute Freundinn jener jungen Dame gewesen sei ... man glaubte es nicht .... man war überzeugt, daß Kunigunde den jungen Gärtner noch liebte ... warum hätte sie sonst erröthen dürfen .... Was für eine vortreffliche Neuigkeit, um sie in der ganzen Stadt bekannt zu machen! —

Plötzlich erscheint Kunigunde, mit einer Würde, Ruhe und Miene des Stolzes, die der ganzen Gesellschaft auffiel. — Sanft wie ein Engel, aber in entschlossenem und festen Tone, sagt sie mit lauter Stimme: „Meine Mutter ist, in einer guten Absicht, Veranlassung gewesen, daß die hochgeehrte Gesellschaft wahrscheinlich eine falsche Meinung von mir gefaßt hat. Um wenigstens zu beweisen, daß meine Wahl nicht auf einen Unwürdigen gefallen ist, und daß der Mann, dem allein an-

zugehören, ich hier meinen Schwur wiederhole, auch die stolzeste Familie nicht erröthen machen würde, übergebe ich meiner Mutter hier diesen Brief.“ — Bei diesen Worten zog sie Gustavs Brief aus ihrem Busen, welchen die Baroninn in der Stille überlas, und ihn darauf Kunigunden zurückgab, die sich mit einer Verbeugung wieder entfernte.

Jedermann war nun neugierig, diese seltsame Geschichte zu erfahren; da indessen die Baroninn schwieg, und es unschicklich gewesen wäre, sie zu befragen, so ging die Gesellschaft bald darauf auseinander. Hartenfels entfernte sich zuerst, und obgleich nun alle Hoffnung für ihn verschwunden war, so konnte er sich doch nicht enthalten, die Charakterstärke Kunigundens zu bewundern. Die übrige Gesellschaft sah' sich gezwungen, dem Beispiel des Grafen zu folgen, um die Baroninn für heute nicht weiter zu belästigen; aber am folgenden Tage war die ganze Stadt mit der Neuigkeit dieses Abends erfüllt.

Mord und Rache,

oder

das blutige Haupt des Brautvaters als Hochzeitgeschenk.

Ein Roman aus den Ritterzeiten

von

Theodor Hildebrand.

Zweiter Theil.

Leipzig,
bei Christian Ernst Kollmann.
1825.

Dreizehntes Kapitel.

Sobald die Baroninn von ihren Gästen befreit war, eilte sie zu ihrer Tochter, bei welcher sie Adelheiten fand. Sie machte ihr zuerst Vorwürfe über ihr geringes Zutrauen; warum konnte sich Kunigunde gegen ihre Mutter nicht früher über das, was zwischen ihr und Gustav vorgefallen war, erklären? Dann machte sie ihre Tochter auf alle die üblen Folgen aufmerksam, welche die ohne Zweifel sogleich in der Stadt verbreiteten Gerüchte für ihren guten Ruf haben würden. Und wie, wenn der Freiherr und Graf Siegfried davon unterrichtet würden! Ach, was für Unglück mußte jetzt daraus entstehen, wenn Kunigunde sich nur einen Augenblick weigerte, dem Grafen Siegfried ihre Hand zu geben! —

Adelheit beschloß, den Grafen Hartenfels um Schutz für ihre geliebte Freundinn anzurufen,

und ließ ihn deßhalb am andern Morgen zu sich kommen. „Wohlan, redete sie ihn an, Herr Graf, Sie haben gestern ihre Theorie ganz vortrefflich vertheidigt; allein nun müssen Sie auch die Mittel angeben, sie in Ausübung zu bringen.“ Hierauf erzählte sie ihm vollständig Kunigundens Geschichte, machte ihn auf ihre jetzigen Gefahren von Seiten ihres Vaters und des Grafen Siegfried aufmerksam, und schloß mit den Worten: „Jetzt wissen Sie Alles; wenn Sie also noch einigen Antheil an Kunigundens Glück nehmen, so schwören Sie mir auf Ihr Ritterwort, daß Sie Alles anwenden wollen, um meiner Freundinn nützlich zu sein, aber mit aller Uneigennützigkeit eines edlen und großmüthigen Herzens, wie ich es Ihnen zutraue.“

„Ich schwöre es, erwiederte Hardenfels feurig, bei dem heiligen Kreuze und bei den Gebeinen meiner Vorfahren. Reden Sie, was muß ich thun? Obgleich ich jetzt Gefangener bin, und nicht frei handeln kann, so habe ich doch noch Freunde, welche für mich handeln werden. Ja, ich will sie retten, diese theure Kunigunde;

sie soll mit freiem Willen über ihre Hand schalten, und ihrem Geliebten treu bleiben, sollte ich sie auch selbst mit ihm zum Altare führen und sterben. Schrecklich wäre es, sie mit einem Siegfried vermählt zu sehen!"

„Gut, sagte Adelheit, ich bin zufrieden, meiner Freundinn einen solchen Beschützer verschafft zu haben. Jetzt lassen Sie uns erst ruhig erwarten, was da kommen wird, und dann unsere Maßregeln nehmen."

Hartenfels setzte seine Besuche bei der Baroninn fort, und wurde selbst in den engern Kreis ihrer Familie aufgenommen, wo er der Tröster Kunigundens und ihrer Mutter war. Aber bald entstand das Gerücht, daß Hartenfels der Geliebte Kunigundens sei; man vermuthete sogar, daß der Brief wol von ihm sein könne, und daß er selbst unter der Verkleidung eines Gärtners die Bekanntschaft seiner Geliebten gemacht habe. Dieses Gerücht und tausend andere lächerliche Dinge kamen endlich auch zu den Ohren der Baroninn; sie bat den Grafen, seine Besuche einzustellen. Auch dieses Opfer brachte Hartenfels

willig der öffentlichen Meinung; aber jetzt fühlte er das ganze lästige Gewicht seiner Gefangenschaft. O, hätte er auf das Schlachtfeld zurückkehren können, um den gehaßten Siegfried aufzusuchen und zu bestrafen!

Ungefähr vierzehn Tage später kam Siegfried in Geschäften des Staats unvermuthet in Prag an, und er war kaum zwei Stunden in der Stadt, als er schon Alles erfahren hatte, was man sich von Kunigunden in die Ohren zischelte. Mit rasender Wuth im Herzen, aber äußerlich ruhig scheinend, begab er sich gegen Abend nach dem Hause der Baroninn. Nach den gewöhnlichen Höflichkeiten fing er mit der Frage an, ob es wahr sei, daß Kunigunde öffentlich geschworen habe, ihm nie ihre Hand zu geben? —

Man mußte bestimmt antworten; die Baroninn that es für ihre Tochter, indem sie Alles, was ihn beleidigen konnte, so schonend als möglich darstellte, und ihm eröffnete, daß Kunigunde ihr, aus einem unerklärlichen Mangel an Zutrauen, Alles verschwiegen habe,

was ihre Hoffnung, sich einst mit Gustav vereinigt zu sehen, habe nähren können.

Siegfried hörte zu, ohne sie zu unterbrechen, indem er bald auf sie, bald auf Kunigunden düstere Blicke warf. Hierauf fragte er mit anscheinender Sanftmuth, ob er hiernach die Antwort abmessen könne, welche er nach Ablauf der bestimmten Bedenkzeit erhalten würde. .... Kunigunde bejahete es stumm, mit einem Zeichen ihres Kopfes. — Siegfried schwieg, aber seine Augen funkelten, und seine Bewegungen deuteten hinlänglich an, was in seinem Innern vorging. Endlich sprang er auf, näherte sich Kunigunden, und ergriff einen Theil ihres Kleides, indem er mit einer Donnerstimme ausrief: „Unglück dem, der so mit meiner Liebe gespielt hat!“ Schnell stürzte er hierauf aus dem Zimmer.

Kunigunde, bleich und zitternd bei dieser schrecklichen Drohung, warf maschinenmäßig ihre Augen auf ihr Kleid. O, unnennbarer Schrecken! Alle fünf Finger Siegfrieds waren bei der krampfhaften Zusammendrückung der Faust an fünf verschiedenen Orten durch

das Zeug gedrungen! .... Kunigunde schauderte; was ließ sich nicht Alles von diesem fürchterlichen und wüthenden Manne erwarten! —

Siegfried eilte mit starken Schritten aus der Behausung der Baroninn seiner Wohnung zu; ein Mann, in einen großen Mantel gehüllt, den er in der Dunkelheit anfangs nicht bemerkt hatte, folgte ihm. Beim Umwenden um eine Straßenecke ergriff ihn der Unbekannte beim Arme, und rief ihn mit befehlender Simme zu, Halt zu machen. Siegfried legte die Hand an sein Schwert; der Unbekannte schlug seinen Mantel von einander, und sagte: „Ich bin ohne Waffen. ... Wärest du feige genug, einen Feind ohne Vertheidigung zu ermorden? — Ich bin der Graf Hartenfels —“

Dieser Name machte einen fürchterlichen Eindruck auf Siegfried. Hartenfels, sein geschworner Feind, zu dieser Stunde, und eine so schimpfliche Behandlung! Eine solche Kühnheit mußte ihm ohne Zweifel das Leben kosten.... Sein Blut kochte in seinen Adern...

Aber dieser Feind war ein Kriegsgefangener, und überdieß ohne Waffen. Er mußte daher seine Wuth zähmen, und fragte, was er von ihm wolle. —

„So höre, du sollst es wissen. .... Du machst auf die Hand Kunigundens von Duttingstein Anspruch? Hüte dich, daran zu denken; sie liebt einen Mann, der ohne Zweifel würdiger ist als du, sie zu besitzen. Sie bleibe frei in ihrer Wahl, oder zittere! — Und um endlich unsern gegenseitigen Haß in deinem oder meinem Blute zu erlöschen, so rufe ich dich, für den Tag, wo ich meine Freiheit erhalten werde, zum Kampfe auf! Bitte den Himmel, daß dieser Zeitpunkt für dich niemals eintrete. — Genug hiermit! —"

„Halt, frecher Nebenbuhler! rief Siegfried, sich ihm entgegenstellend; danke du dem Himmel, daß er mich dich in einem Zustande finden läßt, der meinem Hasse Mitleiden vorschreibt. Aber wisse, daß ich gerade jetzt hiermit den feierlichen Schwur ablege: binnen acht Tagen ist Kunigunde meine Gemahlinn! Ich weiß, welchen Antheil du daran

nimmst, und ich freue mich, schon jetzt meine Rache anfangen zu können. Ich überlasse dir, mich zur Rechenschaft zu ziehen, wenn du kannst." —

Nach diesen Worten entfernte sich Siegfried, Haß, Liebe, Wuth und Rache in seinem Herzen. Kaum war er in seinem Hause angekommen, als er auch schon zwei Pferde satteln ließ. Jetzt, nach diesem seinem Feinde geleisteten Schwur, mußte Kunigunde sein werden, oder sterben! Noch mitten in der Nacht ritt er, nur von einem Knappen begleitet, nach Aust, wo er am folgenden Morgen, zum größten Erstaunen des Freiherrn, eintraf. Aber dieser gerieth in die höchste Wuth, als ihm Siegfried erzählte, was in Prag geschehen sei. „Ich habe geschworen, schloß der Letztere seine Erzählung, daß Kunigunde binnen acht Tagen meine Gemahlinn sein soll; sehet nun zu, was Ihr dabei zu thun habt, aber bedenkt, wohin mein gerechter Zorn mich führen könnte. Ihr habt mich getäuscht, Thassilo, denn ihr hättet mich von der Leidenschaft eurer Tochter unterrichten

sollen. Jetzt ist mir jeder Rückschritt unmöglich, und sollte ich auch bei meiner Vermählung mit ihr mein Todesurtheil selbst unterzeichnen. Macht euch auf, noch zu dieser Stunde; denn ich gehe nicht von dannen, ehe mein Schwur erfüllt ist, oder ich mich an euch gerächt habe."

Der Freiherr versicherte ihn, daß er zufrieden gestellt werden solle; schon nach einer halben Stunde war er in vollem Galopp auf dem Wege nach Prag; doch richtete er sich so ein, daß er erst des Abends daselbst ankam; anscheinend traurig und niedergeschlagen erschien er vor den Augen seiner Gemahlinn und Tochter.

Dieser Anblick brachte auf sie einen größern Eindruck hervor, als wenn er sich wie einen Wüthenden ihnen dargestellt hätte, wie sie es erwarteten. Schweigend setzte er sich ihnen gegenüber; sie wagten es nicht, ihn zu befragen; schon glaubte Kunigunde, daß Siegfried seine Rache gegen ihn bereits angefangen habe. Mit erstickter Stimme fing er endlich an: „Also dennoch habt ihr beide in

das Verderben eines Gemahls, eines Vaters einwilligen können! .... So wenig durfte ich also auf eure Liebe und Anhänglichkeit rechnen! Alle Bande, die uns mit einander vereinigten, sind also zerrissen!"

Kunigundens und ihrer Mutter Angst war unbeschreiblich. Was bedeutete dieser Eingang seiner Rede? —

„Meine Tochter! rief er nach einer berechneten Pause; meine Tochter! wenn ich dich noch so nennen darf .... erinnerst du dich jenes schrecklichen Tages, wo der fürchterliche Fremde auf meinem Schlosse erschien?"

Kunigunde bejahete es durch ein Zeichen mit dem Kopfe.

„Erinnerst du dich noch, daß ich dich an mein Herz drückte, indem ich dir das Versprechen abnahm, dich mit dem Grafen Siegfried vermählen zu wollen, der mächtig genug ist, um deinen Vater von der Schande einer fürchterlichen Anklage ... eines schimpflichen Todes zu retten? ....

Kunigunde erblaßte, und war einer Ohnmacht nahe. Diese wenigen Worte schrieben

ihr zugleich ihre Pflicht und das schmerzliche Opfer vor, welches sie der Ruhe ihres Vaters zu bringen habe.

Welcher schändliche Charakter bei einem Manne, bei einem Vater, der sich eines solchen Mittels bediente, um seine Tochter zu nöthigen, sich für ihn aufzuopfern .... ihn dadurch vor einer Gefahr zu schützen, die er gar nicht einmal fürchtete! Er bemerkte den Eindruck, den er auf sie hervorgebracht hatte, und wendete nun Alles an, ihn noch zu verstärken. Durch die Vorstellung, daß sie durch ihren Ungehorsam an dem schmachvollen Tode ihres Vaters schuld sein würde, brachte er sie auf's Aeußerste.

„O Gott! mein Vater, rief Kunigunde aus, ich bin zu Allem bereit, wenn ich Sie dadurch retten kann; ich folge Ihnen zum Altare!"

Mit dem Anschein der zärtlichsten Rührung umarmte sie der Freiherr, dankte ihr für ihren Gehorsam, und forderte sie auf, sich zur Abreise mit dem anbrechenden Tage

bereit zu halten. Stumm verließ hierauf Kunigunde das Zimmer.

Die Baroninn, welche bisher still geschwiegen hatte, sah' ihren Gemahl mit einem Blicke an, worin sich zugleich der Zorn und die Verachtung malten. Thassilo bemerkte es. „Du scheinst nicht von dem, was ich hier gesagt habe, überzeugt zu sein?“ fragte der Freiherr.

„O, unmenschlicher Vater, erwiederte sie, der nicht erröthet, in dem Andenken an seine eigenen Verbrechen das Mittel zu suchen, wodurch er seine Tochter zur Aufopferung für seinen schändlichen Ehrgeiz bewegen könne! — Aber fürchte jetzt die Verzweiflung einer Mutter, die Alles anwenden wird, ihre Tochter vor der Verbindung mit einem Verworfenen, wie Siegfried ist, zu beschützen! — Lieber wollte ich noch jenen unglücklichen Gustav, und wenn er auch ein Leibeigener wäre, zum Schwiegersohn haben! — Hier, lies diesen Brief; und wenn nur noch ein Funke von Gefühl in deinem Herzen ist, so warte wenigstens noch einige Zeit, um dich

zu überzeugen, ob deine Tochter in der That nur eingebildete Hoffnungen hegt! —" Mit diesen Worten übergab sie ihm Gustavs Brief. — Der Freiherr las ihn, und riß ihn wüthend in tausend Stücke. Mit funkelnden Augen trat er auf seine Gemahlinn zu, und sagte mit schrecklichem Ausdruck: „In drei Tagen ist Kunigunde Siegfrieds Frau, oder sie hat aufgehört zu leben! Vor deinen Augen will ich sie mit meinem Dolche durchbohren!"

Bei dieser fürchterlichen Drohung fiel die unglückliche Mutter ohne Bewußtsein auf den Fußboden nieder. Ohne ihr im mindesten beizustehen, verließ der grausame Thassilo hierauf das Zimmer, verschloß es hinter sich, und eilte zu seiner Tochter.

Sie schrak zusammen, als sie ihren Vater um diese Zeit in ihr Zimmer treten sah. „Kunigunde, wir müssen sogleich abreisen," sagte er mit dumpfer Stimme.

„Abreisen? Und um diese Stunde? Meine Mutter wird doch mit reisen?"

„Nein, jetzt noch nicht! — Nun, mach' dich fertig!"

„Ohne meiner Mutter Lebewohl zu sagen?“ rief Kunigunde, fast bewußtlos auf ihren Stuhl zurück sinkend, aus.

Der Freiherr hob seine Tochter auf, und schleppte sie bis hinunter in den Hof, wo bereits ein Pferd für sie gesattelt stand. Sie wurde in den Sattel gehoben, und in vollem Trabe flog Thassilo mit seiner Beute davon. —

Die Baroninn blieb beinah' vier Stunden in dem schrecklichen Zustande, worin sie ihr Gemahl zurückgelassen hatte; als sie erwachte, sah' sie sich von tiefer Finsterniß umgeben; nur mit Mühe konnte sie, halb erstarrt, vom Fußboden aufstehen. Sie wankt im Zimmer umher, und findet endlich nach vielem Suchen die Thür; aber sie ist verschlossen. Sie ruft um Hülfe, Niemand antwortet; die Zimmer der Dienerschaft waren zu weit entfernt, um sie hören zu können. Ein schrecklicher Gedanke kommt ihr in den Sinn, wenn der Freiherr, ihren Zustand benutzend, ihre Tochter mit sich fortgeführt hätte. .... Sie fiel bei dieser Vorstellung abermals in Ohnmacht. Als sie zum zweiten Male erwachte, war es

bereits Tag geworden; aber es war ihr unmöglich, vom Fußboden aufzustehen, so schwach fühlte sie sich. Plötzlich hörte sie weinen und schluchzen; sie versuchte um Hülfe zu rufen, aber vergebens; nur ein leises Stöhnen war die Wirkung ihrer Anstrengungen.

Es war Emma, welche weinend das ganze Haus durchlief, nachdem sie das Zimmer ihrer jungen Gebieterinn, so wie das der Baroninn, leer gefunden hatte; jetzt hörte sie Stöhnen, und trat ein. Wie erschrak sie, die Baroninn in einem so jämmerlichen Zustande zu finden! Es gelang ihr endlich, sie wieder zu sich zu bringen, aber nur auf eine kurze Zeit; denn sobald sie die Abwesenheit ihrer Tochter erfahren hatte, fiel sie von Neuem in den Zustand der Bewußtlosigkeit zurück. Man brachte sie zu Bette; ein hitziges Fieber bemächtigte sich ihrer, sie fing an zu phantasiren. Was für schreckliche Reden kamen aus ihrem Munde!

„Halt! — O rettet sie! .... er will sie morden. Ja es ist ihr Vater, ihr Henker, ihr Mörder!...Gott! was für Blutflecke!...

Sie hat nein gesagt! ... Gustav, rette sie! ich gebe sie dir! .... Ach, es ist zu spät! Seht die Blutflecken! .... O bringt mich fort, fort aus seinem Angesicht!"

Jedermann schauderte; der Arzt fürchtete für ihr Leben.

Emma eilte zu Adelheiten, und erzählte ihr Alles, was vorgefallen war: das Phantasiren der Baroninn, die fürchterlichen Worte, die sie ausstieß. Adelheit begab sich sogleich zu der Kranken, die sie aber durchaus nicht erkannte, und von der auch keine nähern Umstände der vorgefallenen Begebenheit herauszubringen waren. Indessen sah' Adelheit wohl ein, daß der Freiherr seine Tochter auf Siegfrieds Anrathen, wahrscheinlich wider den Willen seiner Gemahlinn, abgeholt habe; und da sie bereits durch Hartenfels von seinem Zusammentreffen mit Siegfried, und von dem Schwure des Letztern unterrichtet war, so blieb ihr darüber kein Zweifel mehr übrig. Sie sandte sogleich zum Grafen Hartenfels, ihn um Rath und Hülfe zu bitten.

Hartenfels kam, erfuhr Kunigundens Ab-

wesenheit und wüthete. Ach, wäre er frei gewesen, er hätte das Herz aus Siegfrieds Leibe gerissen, und sie um jeden Preis aus der Gewalt ihres Vaters befreit. Was sollte er aber jetzt thun? .... Kein Mittel fiel ihm ein. Den Kopf in beide Hände gestützt, saß er da, seine Brust von dem unbeschreiblichsten Schmerze durchwühlt; dazu kamen noch die immer wiederholten Bitten der weinenden Adelheit um Rath und Hülfe; — er war außer sich. —

Plötzlich springt er auf, läuft voll Freude im Zimmer umher, und ruft mit einer Donnerstimme: „Er ist verloren! Er ist verloren!"

„Wer?" fragte Adelheit.

„Siegfried! Und wenn die Hölle selbst ihn beschützte, nichts würde ihn vor dem Schlage retten, den ich ihm bereite."

„Erklären Sie sich doch!"

„Ein Anderer soll meine Rache an meiner Stelle erfüllen. Ohne Zweifel hat der Freiherr seine Tochter nach der Stadt abgeführt, wo er Gouverneur ist."

„Ja!"

„Nun wohl! Rolf, dieser fürchterliche Krieger, dieser schreckliche Anführer der Höllenschaar, soll meinen Plan ausführen. Haben Sie einen sicheren Mann, der ihm einen Brief überbringen kann?“

„O gewiß! ich eile ihn zu bestellen!“

Während Adelheit einen ihrer Leute, dem sie am sichersten trauen konnte, zu sich rufen ließ, und ihm befahl, sogleich das beste Pferd zu satteln, schrieb Hartenfels an seinen Waffenbruder. Als Adelheit wieder eintrat, war er bereits mit seinem Briefe fertig. „Theure Freundinn! rief er ihr entgegen; hören Sie, was ich ihm schreibe!“

Hartenfels an seinen unüberwindlichen Freund Rolf.

Beim Empfange dieses Schreibens mußt du mit List oder Gewalt über die Wälle der Stadt Aust dringen, eine junge Schöne zu retten, die ich anbete, und die ein unmenschlicher Vater aus Ehrgeiz dem schändlichen Siegfried aufopfern will; Siegfried, dem bittersten Feinde meiner Familie, der zu den

vielen Ursachen meines gerechten Hasses jetzt noch die hinzugefügt hat, daß er mir meine Geliebte entriß. Er soll morgen, vielleicht heute noch, mit ihr vermählt werden.

Das Leben, das Glück deines Freundes hängt von dem Gelingen dieser Unternehmung ab, die zwar die Kräfte eines gewöhnlichen Sterblichen übersteigt, aber von einem Krieger wie Rolf mit Erfolg durchgesetzt werden kann. — Lebe wohl! In Leben und Tod

Dein Freund
Hartenfels.

N. S. Ich vergaß in der Eile, dir den Namen des schändlichen Vaters zu nennen; es ist der Gouverneur von Aust, Thassilo von Duttingstein. Schone seines Lebens, in Rücksicht auf meine Liebe zu seiner Tochter; das Leben meines gehaßten Nebenbuhlers überlasse ich dir.

„Sie werden mir ohne Zweifel verzeihen, schöne Adelheit, daß ich mich für den Geliebten Kunigundens ausgebe; es geschieht nur, um des Eifers meines unüberwindlichen Freundes um so gewisser zu sein. — Uebrigens wissen

Sie, wie heftig meine Leidenschaft für die himmlische Kunigunde ist. .... Doch kurz, wenn dieser Brief noch vor Sonnenuntergang an seine Bestimmung gelangt, so ist Ihre Freundinn gerettet, darauf können Sie sich verlassen."

Adelheit sendete sogleich ihren Boten, nachdem sie ihn gehörig unterrichtet hatte, ab, und berechnete nachher mit Hartenfels die Zeit, wo Rolf den Brief erhalten und sein Unternehmen ausführen könnte. Ohne Zweifel konnte er noch zu rechter Zeit die Trauung verhindern, wie sehr der Freiherr und Siegfried auch damit eilen mochten. — Doch lassen wir sie bei ihren Vermuthungen, um uns wieder nach unserem Gustav umzusehen, den wir schon allzulange aus den Augen verloren haben.

Vierzehntes Kapitel.

Den Anweisungen Orlando's gemäß, hatte Gustav seinen Weg nach Hamburg genommen, wo er am neun und zwanzigsten Tage seiner Reise ankam. Hier mußte er mehrere Tage

warten, ehe ein Schiff nach England abging; endlich ward aber seine Ungeduld befriedigt, und er schiffte sich mit seinem Ambrosio und den beiden Pferden auf einem schwedischen Kauffahrer ein, der zwar nicht gerade nach London segelte, sondern nach Sunderland, einem andern englischen Hafen; von welcher Gelegenheit aber Gustav dennoch Gebrauch machen wollte, weil er seine Reise dann zu Lande fortsetzen konnte, und, wie ihm Ambrosio sagte, die Grafschaft Northumberland passiren würde, wo früher die Familie der Piercys angesessen sein mußte, da das Haupt dieser Familie den Titel eines Grafen von Northumberland führte.

Nach einer ziemlich ruhigen Fahrt von einigen Tagen kamen unsere Reisenden glücklich in Sunderland an, wo sie sich sogleich ausschifften, und am andern Morgen ihren Weg zu Lande fortsetzten. Ambrosio, welcher die Landessprache kannte, suchte durch Fragen allenthalben Erkundigungen einzuziehen, die aber durchaus nichts Wichtiges zum Erfolge hatten. Mit anbrechender Nacht am dritten

Tage kamen sie in einem kleinen Dorfe an, in welchem nur ein einziges Wirthshaus von ziemlich schlechtem Ansehen befindlich war; doch mußte man sich entschließen, darin zu übernachten.

Als Gustav eintrat, fand er an einer langen Tafel ein Dutzend Bauern sitzen, welche ihren Krügen tüchtig zusprachen, und sich unter großem Lärmen mit einander unterhielten. Bei seiner Ankunft hörten sie auf zu reden, und betrachteten ihn mit einer achtungsvollen Neugierde. Der Wirth, ein sechs Fuß hoher Mann, mit blassem Gesicht und einem Kahlkopfe, kam ihm, seine wollene Nachtmütze in der Hand, entgegen, und beschrieb so viel Halbkreise um ihn, als er Verbeugungen machte. Es war nichts Geringes für ihn, einen Reisenden von diesem Stande zu empfangen. Ambrosio nahm aber sogleich das Wort, um allen diesen Förmlichkeiten ein Ende zu machen, und fragte den Wirth, ob er seinem Herrn und ihm ein Abendbrot verschaffen könne.

Da diese Frage mit einer Art von Zwei-

fel vorgebracht wurde, so hätte sie den Wirth einigermaßen beleidigen können. Dieser ließ indessen durchaus nichts von Unmuth merken, und zählte vielmehr dem Knappen eine große Reihe von Speisen auf, die zu seinem heutigen Küchenzettel gehören sollten, sich aber in der That nur auf ein gutes Stück Rindfleisch beschränkten, dem der Schlaukopf alle Namen beilegte, die ihm gerade einfielen, mit dem Vorsatze, es nachher auf diejenige Art zu bereiten, die man wählen würde. Ambrosio merkte sogleich, woran er mit ihm war, und bat, ihn vor allen Dingen nach dem Stalle zu führen, wenn übrigens einer vorhanden wäre, woran er sich zu zweifeln stellte, um sich ein wenig auf seine Kosten zu belustigen. Aber der kluge Wirth, welcher Scherz verstand, und auch wußte, daß diejenigen immer gut bezahlen, die sich dergleichen mit dem Wirth erlauben, that, als merkte er nichts, und ging mit ihm hinaus. Unterdessen setzte sich Gustav an die Ecke eines großen Kamins, in welchem ein tüchtiges Feuer brannte.

Die Bauern, welche ohne Zweifel bemerkt

hatten, daß Gustav nicht ihre Sprache verstand, knüpften jetzt ihr Gespräch wieder an. Plötzlich hörte er den Namen Piercy, aussprechen, und richtete aufmerksam den Kopf in die Höhe. Der Bauer, welcher eben sprach, bemerkte es, und unterbrach sich sogleich; alle übrigen blickten ihn verwundert an; sie sprachen leise zu einander, und schwiegen bald gänzlich. Bald darauf kam der Wirth mit Ambrosio zurück; sogleich standen alle Bauern auf, bezahlten ihre Zeche, und entfernten sich, nachdem sie noch leise mit dem Wirth gesprochen hatten, welcher nachdenkend zu werden schien.

Unterdessen benachrichtigte Gustav Ambrosio von dem, was er bemerkt hatte, und der Letztere beschloß sogleich, den Wirth näher auszufragen. Bei diesem war indessen eine gewisse Furcht, die seine Zunge im Zaum hielt, unverkennbar, und anstatt ihn zu befragen, mußte Ambrosio vielmehr die Fragen des Wirths beantworten. Er sagte ihm, daß sein Herr ein italiänischer Graf sei, welcher zu seinem Vergnügen Europa durch-

reise, und jetzt auf dem Wege nach London sei.

„Euer Herr steht also nicht im Dienste des Prinzen?“

„Welches Prinzen?“

„Des Herzogs von Gloucester, Bruders des Königs.“

„Noch weit weniger als ihr, ohne Zweifel! So lange er lebt, ist es heute erst der dritte Tag, den er in England zubringt. Aber, zum Teufel, was wollt ihr denn mit eurem Herzog von Gloucester, den wir so wenig kennen, wie den türkischen Sultan?“

Der Wirth schien jetzt beruhigt zu sein, und sagte zufrieden: „Nun, dann haben sie sich geirrt.“

„Wer?“ fragte der Knappe, der anfing ungeduldig zu werden.

„Wer? die Gäste, welche so eben hier waren.“

„Wie? Warum? Was soll das heißen? Ich verstehe kein Wort von dem Allen! Wollt ihr denn endlich reden?“

„Ach, Herr! die ganze Sache ist nicht der

Mühe werth, um noch davon zu sprechen. Jene Leute, die so eben hier waren, unterhielten sich zufällig von einem großen Herrn, der vor funfzehn Jahren das Land verlassen hat; von Sir Gustav von Piercy, und von dem man vor einiger Zeit sagte, daß er zurückgekommen sei, um an einer Verschwörung gegen den jetzigen König Theil zu nehmen. Seitdem durchziehen die Späher des Herzogs das Land, um ihn irgendwo zu entdecken. Die Männer, welche so eben hier waren, sind ehemals seine Unterthanen gewesen, und da sie ihn immer noch lieben, so sprechen sie häufig von ihm. Da nun euer Herr bei dem Namen Piercy hoch aufgehorcht hat, so glaubten sie, daß er sich nur so gestellt habe, als verstehe er die Sprache nicht, und daß er ein Kundschafter oder auch sonst nur in Diensten des Prinzen sei."

„Wohl! antwortete Ambrosio, und nun will ich euch auch sagen, warum mein Herr, ohne die Sprache zu verstehen, auf den Namen Piercy den Kopf in die Höhe gerichtet hat. Erstlich, weil Piercy in allen Sprachen gleich

ausgesprochen wird, und zweitens, weil mein Herr viel von dieser Familie gehört hat."

„O, dafür stehe ich, es ist gewiß eine achtungswürdige Familie."

„War sie vielleicht in dieser Gegend hier zu Hause?"

„Freilich! Aber ach! was hat sie für Unglück erfahren müssen! Zwei Stunden von hier befinden sich noch die Ruinen von dem Schlosse Gustavs von Piercy; eben dieser ist es, dessen Verlust wir noch täglich beklagen. Ein einziger Thurm ausgenommen, welcher allen Verwüstungen widerstanden hat, ist Alles zerstört und in Trümmern. Dennoch aber gehen wenig Reisende vorüber, welche diese Ruinen nicht aus Neugierde besuchen."

Jetzt brach Ambrosio das Gespräch ab, um seinen Herrn von diesen interessanten Neuigkeiten zu unterrichten. Dieser war halb traurig, halb zufrieden; doch hätte er gewünscht, sie wären besser für ihn ausgefallen. Er sollte also zweihundert Meilen zurückgelegt haben, bloß um durch Ruinen zur Gewißheit zu gelangen, daß seine Familie zu Grunde

gegangen sei. Doch war seine Hoffnung noch nicht ganz verschwunden, und er sandte daher Ambrosio ab, noch mehr von dem Wirth zu erfahren zu suchen.

Der Knappe brachte ihn bald auf das vorige Gespräch zurück, indem er ihn versicherte, daß sein Herr ebenfalls die Ruinen des Schlosses besuchen würde; doch wünschte er etwas Näheres von jener Familie der Piercys zu erfahren.

„Was das anbetrifft, erwiederte der Wirth, so weiß ich davon nicht mehr, als was Jedermann weiß; nämlich, daß diese Familie, aus Anhänglichkeit an den vorigen Regentenstamm unseres Landes, sich der Thronbesteigung des jetzigen Königs widersetzte, und daher, wie so viele Andere, seine nachdrücklichste Rache gefühlt hat. Zwar gelang es dem Haupt der Familie, Gustav von Piercy, sich zu retten, aber seine Güter wurden konfiszirt, und sein Stammschloß in Asche gelegt. Sein älterer Bruder, der Graf von Northumberland, fügte sich, und hat, unter der Bedingung, sich ruhig zu verhalten, alle

seine Güter wieder bekommen. Gustav von Piercy wird indessen immer noch sehr gefürchtet, und schon mehrmals lief das Gerücht im Lande, daß er, um neue Verschwörungen anzuzetteln, wieder zurückgekommen sei. Dieß ist Alles, was ich von der Sache weiß; wenn ihr übrigens die Ruinen besuchen wollt, so werdet ihr dort noch einen alten Diener Piercys finden."

„Einen Diener Gustavs von Piercy?"

„Ja, den alten Wisbig, und wahrlich eine Perle unter allen Dienern in der ganzen Welt. Er hat alle Anerbietungen ausgeschlagen, welche ihm die reichsten Herren, und unter Andern auch der Graf von Northumberland, selbst gemacht haben, bloß um in den Ruinen des Schlosses seines ehemaligen Gebieters bleiben zu dürfen. Dort lebt er armselig, aus Zuneigung und Anhänglichkeit an seinen alten Herrn, statt daß er anderwärts ein gemächliches Unterkommen hätte finden können."

Ambrosio erzählte seinem jungen Herrn Wort vor Wort Alles wieder, was er von

dem Wirth erfahren hatte, und dieser fühlte sich besonders durch die Treue des alten Wisbig gerührt. Er beschloß, am andern Morgen den Wohnsitz seines unglücklichen Vaters zu besuchen, fest überzeugt, daß der alte treue Wisbig in dem Miniaturgemälde, das er bei sich führte, seinen ehemaligen Herrn erkennen würde. Auch hoffte Gustav, von ihm noch mehrere Nachrichten herauszubringen.

Mit Sonnenaufgang saßen bereits unsere beiden Reisenden zu Pferde, und entdeckten bald, schon in weiter Ferne, den äußerst hohen Thurm der Ruinen. Gustav fühlte bei dem Anblick desselben sein Herz höher klopfen; schweigend und nachdenkend kam er endlich an dem Fuße des Felsens an, auf welchem das verfallene Schloß gelegen war. Zu Pferde schien es unmöglich, bis an den Thurm zu gelangen; er saß daher ab, und Ambrosio band die beiden Thiere an einen ungeheuren Haken in dem daselbst befindlichen Mauerwerk, der früher der hier wahrscheinlich vorhanden gewesenen Zugbrücke gedient haben

mochte. Mit vieler Mühe erkletterten beide nun den Felsen, und gewahrten dann erst einen breiten, aber größtentheils mit Gesträuch verwachsenen Weg, welcher sich rings um den Felsen sanft erhob. Sie gelangten endlich an eine starke Thür im Thurme, und klopften an. Sogleich erschien auch ein Mann mit schneeweißen Haaren und einer traurigen Miene; ohne Zweifel war es Wisbig; er fragte die Reisenden nach ihrem Begehren.

Ambrosio nahm das Wort, und sagte, daß sie die Ruinen zu besehen wünschten, worauf Wisbig sie einladete, einzutreten. Das Zimmer, in welchem sie sich nun befanden, zeigte noch immer einige Spuren seiner ehemaligen Pracht, und Wisbig sagte, es sei das Studierzimmer seines alten Herrn gewesen. Ambrosio erwiederte hierauf, daß sie nicht ohne Absicht in diese Gegend gekommen seien, daß sein Herr zwar ganz fremd in England wäre, aber Nachrichten von Sir Gustav von Piercy zu haben wünschte, um sie einem der vertrautesten Freunde des Letztern mitzutheilen.

„Einem Freunde meines guten, geliebten

Herrn? rief Wisbig aus; ach, er hat keinen Freund mehr in der Welt, als mich, seinen armen, alten Diener. O, könnten Sie mir selbst von ihm Nachricht geben! denn ich weiß nichts von seinem Schicksal."

Bei diesen Worten wischte er eine große Thräne aus seinen matten Augen. Gustav, dem Ambrosio so eben diese Antwort verdollmetscht hatte, war auf's Aeußerste gerührt; heftig in allen seinen Gefühlen, wie er war, ergriff er die Hände des Alten, drückte sie an seine Brust, und sagte, ohne zu bedenken, daß er nicht verstanden würde: „Wisbig, Wisbig, wahrer Freund meines Vaters, wie sehr achtet dich sein Sohn!"

Verwundert über diese Lebhaftigkeit, betrachtete Wisbig den jungen Fremden genauer, und da es ziemlich dunkel im Zimmer war, so öffnete er die Thür, um ihn besser sehen zu können. Aber beim ersten Blick auf ihn erblaßte er, und schien einer Ohnmacht nahe. Gustav und Ambrosio eilten ihm zu Hülfe.

„Mein Gott! bei meinem Leben, es ist der Sohn meines Herrn, oder er selbst!"

Außer sich vor Freude und Erstaunen sank er auf einen Stuhl zurück. Gustav ist bald von dem unterrichtet, was er gesagt hat, und bleibt fast unbeweglich vor unbeschreiblicher Rührung. Als sich endlich Wisbig wieder erholt hatte, richtete er tausend Fragen an Ambrosio, da er nicht zweifelte, daß sie von dem Zufluchtsorte seines Herrn Kenntniß hätten. Aber Ambrosio zog ihn aus dem Irrthum, und erzählte ihm Gustavs ganze Geschichte, so wie, zu welchem Zweck er diese Reise unternommen habe. Wisbig hörte mit der größten Theilnahme zu, und rief dann aus:

„Da ist er also, der Erbe der Piercys, welcher hier zahlreichen Vasallen zu befehlen haben sollte, aber nun auf den Trümmern seines Eigenthums vergebens die Beweise seiner Geburt und seiner Rechte sucht. Ja, es ist sein Sohn; dieß ist die Stimme, die Haltung, das ganze Wesen meines unglücklichen Herrn; er ist es ganz selbst, wie er vor zwan-

zig Jahren gewesen ist, und ich kenne seine rechtlichen Grundsätze zu genau, um im Voraus versichern zu können, daß es sein rechtmäßiges Kind ist. Folgt mir, fuhr er fort, indem er eine andere Thür des Zimmers öffnete; folgen Sie mir, sagte er zu Gustav; o, gewiß ist es das theure Bild Ihrer Mutter, vor welchem mein Herr in diesem einsamen Zimmer ganze Tage lang zubrachte, und das ich der Wuth der Feinde zu entziehen gewußt habe.“

Sie gelangten endlich durch mehrere andere Zimmer in ein kleines Kabinet, wo der erstaunte Gustav zwei gut erhaltene Bilder in Lebensgröße erblickte, deren eins, vollkommen seinem Miniaturgemälde ähnlich, seinen Vater vorstellte, das andere eine Dame von dem herrlichsten Wuchse und der bezauberndsten Schönheit. Voll Ehrfurcht warf er sich vor diesen geheiligten Bildern seiner Aeltern auf die Kniee nieder. Als er sich wieder erholte, ließ er den alten Wisbig durch Ambrosio bitten, ihm Alles zu erzählen, was er von seinem Vater wisse. Wisbig that es.

„Es ist wahr, sagte er, daß etwas Außerordentliches in dem Betragen meines Herrn war, seit er von dem festen Lande zurückkam, aber ich weiß durchaus keinen Grund davon. Es ist jetzt bereits sechszehn Jahre her. Er war blaß und leidend, wie wenn er schwer verwundet wäre, aber weder Arzt noch Chirurgus erschien, ihn zu heilen; er reisete darauf nach London, und brachte den Maler mit, welcher dieses Bild gemalt hat. Seit dieser Zeit schloß er sich ganze Tage und Nächte in diesem Kabinet ein, und wurde immer tiefsinniger und finsterer. Da traten die Begebenheiten ein, welche den Regierungswechsel in unserm Königreiche zur Folge hatten, und wobei sich mein armer Herr der Partei des rechtmäßigen Herrscherstammes anschloß, aber mit ihm auch unterliegen, und das Schicksal der Flucht aus dem Vaterlande theilen mußte. Seit dieser Zeit haben seine Feinde, unter diesen vorzüglich der Lord Graham, noch nicht aufgehört ihn zu verfolgen, und dieser ist es besonders, der es bewirkt hat, daß ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde. Was

aber den Bruder meines armen Herrn, den Grafen von Northumberland betrifft, so steht es anders mit dem; aber er ist ein Ungeheuer. ... Durch Schmeicheleien hat er den größten Theil der Güter seines Bruders an sich gebracht, und dadurch sein Vermögen verdoppelt. Er lebt glücklich, ohne je seinen Einfluß dazu angewendet zu haben, den Zorn des Königs zu beruhigen, und die Begnadigung meines Herrn zu bewirken. Aber wie würde er auch wol seinen Anblick aushalten können, wenn dieser, plötzlich begnadigt, einmal zurückkommen sollte!"

Diese Erzählung, welche Gustaven treu wiedergegeben wurde, goß Feuer in seine Adern; schreckliche Plane der Rache durchkreuzten seinen Kopf, und hastig zog er die Pergamenttafeln seines Vaters hervor, um die Namen des Lords Graham und seines schändlichen Oheims hineinzuschreiben. — Nachdem er noch die übrigen Theile der Ruinen des Schlosses besehen hatte, nahm er von dem treuen Wisbig Abschied, schloß ihn gerührt in seine Arme, und drang ihm eine

wohlgefüllte Börse mit Gold auf, die dieser großmüthige Diener nur annahm, um dem Sohne seines Herrn keinen Kummer zu verursachen. Gustav kehrte nach dem Wirthshause zurück, und beschloß am folgenden Morgen seine Reise nach London fortzusetzen.

Noch heute fing er an, von Ambrosio Unterricht in der englischen Sprache zu nehmen, und setzte dieses Studium nachher täglich mit so großem Eifer fort, daß er binnen Kurzem so weit kam, sich wenigstens einigermaßen in dieser Sprache ausdrücken zu können.

Funfzehntes Kapitel.

Die ersten acht Tage ihrer Reise verflossen, ohne daß ihnen irgend etwas Merkwürdiges zugestoßen wäre. Am Abend des achten Tages glaubten sie in Burton, einer Stadt in der Grafschaft Stafford, übernachten zu können; allein sie kamen erst so spät an, daß die Thore der Stadt bereits geschlossen waren, und sie sich also gezwungen sahen, umzukehren, und eine halbe Stunde rückwärts in einem Gasthofe einzukehren, den sie auf ihrem Wege

bemerkt hatten. Sobald sie eintraten, und Abendbrot bestellt hatten, verließ der Wirth das Spiel, in welchem er gerade mit zwei Viehhändlern begriffen war, zwei ungeschliffenen Menschen, welche über die Ankunft neuer Gäste höchst mißlaunig zu sein schienen, weil dadurch der Wirth abgehalten würde, an ihrer Spielpartie weiter Theil zu nehmen. Dieser stellte sich, als wenn er sie nicht verstände, und rief seine Tochter, um ihm bei Bereitung des Abendbrot's behülflich zu sein. Da die beiden Viehhändler nun sahen, daß er entschlossen war, nicht weiter zu spielen, so suchten sie Streit mit ihm, und weigerten sich, ihre Zeche zu bezahlen, unter dem Vorwande, daß man noch nicht wisse, wer gewonnen oder verloren habe.

Der Wirth versuchte nun in Güte sich mit ihnen zu einigen; je nachgiebiger er aber war, desto lauter wurden seine beiden Gegner; sie schlugen mit geballten Fäusten auf den Tisch, und der Streit gedieh endlich so weit, daß der eine von ihnen mit einem Kruge nach dem Kopfe des Wirths warf. Dieser verlor

nun alle Geduld; in einem Augenblicke überladete er den Angreifer mit tüchtigen Faustschlägen; aber gerade dieß schienen die beiden Viehhändler erwartet zu haben. Sogleich warfen sie ihre Röcke von sich, und ein förmlicher Faustkampf begann. Auf das Geschrei der Tochter eilte auch der Stallknecht mit einer Heugabel herbei; als er aber sahe, warum es sich hier handele, setzte er sich, um die Kampfgesetze nicht zu verletzen, bei Seite, und forderte den andern Viehhändler heraus, der mit übereinandergeschlagenen Armen dem Kampfe seines Gefährten zusahe. Dieser schien es nicht besser zu verlangen, und in einem Augenblick lagen Tische und Bänke, nebst den vier Kämpfern, durch einander; sie warfen einander nieder, sprangen wieder auf, zerbläuten sich mit ihren Fäusten, und stürzten einander abermals zur Erde.

Gustav war bisher, auf ein Zeichen Ambrosio's, der ruhige Zuschauer dieses seltsamen Schauspiels geblieben; indessen sah' er bald, daß der Wirth und sein Knecht Gefahr liefen, zu unterliegen, und von den Schlägen ihrer

Gegner zermalmt zu werden, die übrigens das größte Unrecht hatten. Er rief daher seinem Knappen zu: „Nun ist es Zeit, Ambrosio, daß wir unserm Wirthe beistehen, wenn wir heute noch zu Abend essen wollen!“ In demselben Augenblick hatte er auch den einen der beiden Viehhändler, welcher den auf der Erde liegenden Wirth mit einer Art von Wuth noch immer zerprügelte, bei der Kehle, und drückte sie ihm mit solcher Gewalt zusammen, daß dieser, des Athems beraubt, die Zunge weit aus dem Halse streckte, und die Augen im Kopfe fürchterlich verdrehte. Hierauf öffnete Gustav die Thür und warf ihn mitten in eine Mistpfütze, welche vor dem Hause befindlich war.

Unterdessen hatte Ambrosio, welcher die im Lande herrschende Sitte besser kannte, sich ruhig verhalten, und machte seinem jungen Herrn bemerklich, wie sehr er gegen das übliche Kampfgesetz gefehlt habe, nach welchem die Zuschauer die Kämpfenden durchaus nicht stören dürfen, bis der Besiegte den Sieger um Gnade bäte. Der Wirth versicherte, daß

dieß wahr sei. — „Aber, zum Teufel! warum habt Ihr es nicht gethan?“ fragte Gustav, der sich schon so ziemlich in der englischen Sprache ausdrücken konnte. — „Weil der Schurke dann geglaubt hätte, daß er seiner Zeche quitt sei!“ antwortete der Wirth.

Während sie so sprachen, rief der ebenfalls schon halb zermalmte Stallknecht: „Genug! —“ „Hol's der Teufel, rief der Wirth, du kannst wohl sagen: Genug! denn er ist dir keinen Schilling schuldig.“

„O ja, Herr! erwiederte André aufstehend, er ist mir noch das Trinkgeld schuldig, das er mir in voriger Woche für seine Ochsen versprochen hat.“

Der Sieger hörte nun auf, auf den Besiegten loszuschlagen, bezeigte aber durch seine Blicke das lebhafte Verlangen, über den Frevler herzufallen, der die Kampfsitte verletzt hatte. Gustav bemerkte es, und zeigte ihm mit dem Finger den Weg nach der Thür; indessen blieb der Viehhändler, in der Absicht ihm die Spitze zu bieten, im Zimmer, worauf Gustav selbst die Thür öffnete, den armen

Wicht mit kraftvoller Faust beim Gürtel ergriff, und ihn so fast schwebend zur Thür hinausbringend, ihm nicht weit von seinem Genossen ebenfalls eine Ruhestätte anwies. — Wahrscheinlich mochten es beide in ihrer Berathschlagung wohl nicht rathsam gefunden haben, in das Zimmer zurückzukehren, denn augenscheinlich war ihnen der junge Ritter ein allzustarker Gegner; sie ließen sich nicht mehr blicken.

Der Wirth und sein Knecht stimmten nun das Lob Gustavs an, und waren darin fast unerschöpflich; die Ordnung ward nach und nach im Zimmer wieder hergestellt; das Abendbrot ward bereitet, und Gustav setzte sich mit großer Eßlust zu Tische.

Während er noch mit Essen beschäftigt war, erschallte plötzlich das Geräusch von Pferden, welche vor der Thür des Hauses anhielten, und bald darauf traten sechs gut bewaffnete Reiter in's Zimmer. Derjenige unter ihnen, welcher ihr Anführer zu sein schien, entledigte sich seines Mantels, den er einem seiner Leute gab, und warf dann einen Blick

auf Gustav, worin seine Ueberraschung und seine Unzufriedenheit nicht zu verkennen war. Er trat hierauf mit zwei Andern seines Trupps auf die Seite; diese sahen unsern jungen Helden ebenfalls an, schienen einen Augenblick unentschlossen, und fragten darauf den Wirth, ob er ihnen nicht ein eigenes Zimmer geben könne. Er bejahte es, und während man dasselbe für sie in Ordnung brachte, setzten sie sich am Kaminfeuer nieder.

Der Anführer hatte eins von jenen verdächtigen Gesichtern, welche Jedermann sogleich Mißtrauen einflößen; von Zeit zu Zeit betrachtete er den jungen Ritter, und unterhielt sich dann mit seinen beiden Freunden von ihm, welche ebenfalls nicht viel mehr als er selbst zu taugen schienen. Dieses Betragen erregte endlich Gustavs Ungeduld, und da er sogar etwas Verächtliches in ihrem Lächeln, das auf ihn Bezug zu haben schien, bemerkte, so trug er Ambrosio auf, diese Herren zu fragen, ob sie ihm vielleicht irgend etwas besonders zu sagen hätten.

Ambrosio beschwor ihn, sich mit diesen Leu-

ten keine Unannehmlichkeiten auf den Hals zu ziehen, da sie eher geneigt schienen, Streit zu suchen, als zu vermeiden; aber gerade dieß bestärkte Gustaven in seinem Vorhaben, und er würde ohne Zweifel seinen heftigen Wunsch, mit den anmaßenden Fremden Bekanntschaft zu machen, nachgegeben haben, wenn in diesem Augenblicke nicht der Wirth eingetreten wäre, um ihnen anzukündigen, daß ihr Zimmer bereit sei. Sie standen auf und entfernten sich aus dem Zimmer, ohne Gustaven einmal eines Grußes zu würdigen. Dieser wäre in der That zu entschuldigen gewesen, wenn er diesen Mangel an Achtung auf eine nachdrückliche Weise gerügt hätte; allein eben so lobenswerth war auch Ambrosio's Klugheit, der ihn beschwor, nicht weiter daran zu denken, weil es vorauszusehen war, daß sie, bei den Mitteln sich zu rächen, eben so wenig die Gesetze der Ehre beachten würden.

Dennoch war Gustav nicht im Stande, sich ganz über das auffallende Betragen der Fremden hinwegzusetzen; so schwer konnte sein stolzes Herz auch nur den Gedanken an eine

Beleidigung ertragen. Er dachte fast die ganze Nacht daran, und stand am folgenden Morgen früher als gewöhnlich auf, in der Absicht, sich von Neuem ihren Blicken auszusetzen; aber sie waren schon seit länger als zwei Stunden wieder auf dem Marsche. Der Wirth erzählte ihm, daß einer derselben ihn seinetwegen befragt hätte; er habe ihm nicht verhehlt, daß Gustav, allem Anscheine nach, mit ihrem Betragen am vorigen Abend unzufrieden gewesen sei; worauf der Andere bedauert habe, daß er ihm jetzt, wegen Mangels an Zeit, nicht die Gelegenheit verschaffen könne, sich Genugthuung zu nehmen.

„Aber wissen Sie, fuhr der Wirth fort, was ich dem Großprahler antwortete? Ich habe ihm gesagt, daß er sich an Sie selbst wenden müsse, wenn er seinen Mann finden wolle; auch erzählte ich ihm, wie Sie schon allein mit Ihren Fäusten umzugehen wüßten, woraus ich schlösse, daß auch Ihr Degen kein kleines Gewicht haben möchte. Auf diese Bemerkung sah' er mich von der Seite an, stieg zu Pferde und sagte: Man könnte sich wol

wiedersehen; und ich dachte, als ich die Thür hinter ihm zumachte, daß es ihm wol keine glückliche Reise wünschen heiße, wenn man ihm wünschte, Ihnen auch nur in der Entfernung eines Pistolenschusses zu begegnen!"

Bei dieser Erzählung bereute es Gustav mehr als jemals, jenen Großprahler nicht angeredet zu haben. Doch meinte Ambrosio, er habe wohl gethan, weil er jene Leute für nichts Geringeres, als für Straßenräuber hielt, mit denen man sich auf einen ehrlichen und offenen Kampf keine Rechnung machen könne. Bald darauf stiegen beide zu Pferde, und setzten ihren Weg nach London fort.

Gegen zehn Uhr des Morgens kamen sie in einen großen Wald, und hörten plötzlich mehrere Schüsse in ihrer Nähe fallen. Da sie in diesem Walde, der sehr gut unterhalten war, schon mehrere Jagdwege bemerkt hatten, so glaubten sie, daß es vielleicht ein königlicher Wald sei, wo man eben mit Jagen beschäftigt wäre. Sie setzten ihren Weg fort,

aber wie erstaunten sie, als sie in einer Seitenallee mehrere Männer erblickten, die in dem hitzigsten Gefechte begriffen waren, und bald darauf einen Jäger, mit verhängten Zügeln, von fünf Reitern verfolgt, daher sprengen sahen. Die letztern sandten dem Fliehenden mehrere Pistolenschüsse nach, welche aber glücklicherweise nicht trafen. Derjenige unter ihnen, welcher dem Jäger am nächsten folgte, war, o Freude und Ueberraschung! der Fremde, welchen Gustav am Abend vorher in dem Wirthshause gesehen hatte. Er erkannte ihn, nicht an seinen Gesichtszügen, welche durch das geschlossene Visier des Helms nicht zu unterscheiden waren, sondern an seiner Rüstung und Stimme. Er schrie: Nieder mit ihm! Tödtet ihn! Rächet Cobham! —

Augenblicklich sprengte Gustav dem Flüchtling entgegen, und rief ihm zu, Halt zu machen, da er ihm beistehen wolle. In der That hielt er an; Gustav tödtete mit einer seiner Pistolen das Pferd des ungeschliffenen Fremden, schoß mit der andern einen seiner Leute nieder, und stürzte dann, von Ambrosio ge-

folgt, mit dem Schwert auf die übrigen los. Der Jäger vereinigte sich mit ihnen, da er aber schlecht bewaffnet war, so konnte er sie nur wenig unterstützen; allein Gustav hatte eine so schwere Faust, daß seine Hiebe nicht nur die Rüstungen der Feinde zerschmetterten, sondern auch noch tiefe Wunden hinterließen. Jetzt kam der Fremde, dessen Pferd er getödtet hatte, mit einem Dolche auf ihn los, welcher zuerst für Gustavs Pferd bestimmt war; dieser aber wußte es so gut zu regieren, daß er den Stoß des Gegners nicht nur vermied, sondern ihn auch in demselben Augenblick über den Haufen ritt. Jetzt war er Herr des Kampfplatzes, und der erkenntliche Jäger kam auf ihn zu, ihm seinen Dank abzustatten; aber Gustav jagte davon, um sich seinen gerechten Lobeserhebungen zu entziehen. Er bezeigte Ambrosio seine Zufriedenheit, über den Muth, den er in diesem Kampfe bewiesen hatte; allein der arme Knappe hatte einen Hieb in die Schulter bekommen, der durch die Rüstung bis in's Fleisch gedrungen war, und ihm große Schmerzen verursachte.

Gustav beschloß daher, in dem ersten Orte, den sie antreffen würden, Halt zu machen. Nach anderthalb Stunden erreichten sie wirklich einen Flecken, wo sie in dem Gasthofe, der ihnen der beste zu sein schien, abstiegen.

Gustav ließ sogleich einen Wundarzt holen, der Ambrosio's Wunde untersuchte, verband, und durchaus für nicht gefährlich erklärte; doch empfahl er Ruhe, und versicherte, daß der Verwundete unter drei bis vier Tagen nicht abreisen könne. Gustav zeigte die rührendste Sorgfalt für seinen alten Knappen, und dieser schwur, daß er Alles in der Welt dafür geben möchte, die Wunde erhalten zu haben, weil er dadurch den sichersten Beweis von der Theilnahme seines jungen Herrn erhielte.

Sie verloren sich in allerhand Vermuthungen über die Begebenheit, von der sie Zeugen gewesen waren. Augenscheinlich hatte Ambrosio Recht, wenn er jenen unhöflichen Fremden für einen Räuber oder niedrigen Mörder gehalten hatte, und der junge Mann, den er mit seinen Gehülfen verfolgte, schien

aus einer sehr vornehmen Familie zu sein. Die Worte: Tödtet ihn, rächet Cobham! hatten sie sehr deutlich gehört, doch waren sie ihnen übrigens ganz unverständlich.

Ihr Wirth war ein höchst mürrischer Mann, zum Ersatz aber hatte er eine bildschöne Tochter, welche mit ihren großen blauen Augen Gustaven manchen heimlichen Blick zuwarf. Dieser bemerkte es, und wechselte von Zeit zu Zeit ein angenehmes Lächeln mit ihr. Ungeachtet der üblen Laune des Wirths ertrug er doch mit ziemlicher Geduld den Aufenthalt in seinem Hause, bis endlich der vierte Tag zur Abreise bestimmt ward.

Am Abend vorher hatte sich Gustav früher als gewöhnlich niedergelegt; um eilf Uhr ward er aber plötzlich durch ein heftiges Klopfen an die Hausthür geweckt, worauf er die fürchterlichen Worte hörte: „Aufgemacht! Im Namen des Königs!“ Gustav stand auf, und sah' aus dem Fenster mehrere Reiter vor dem Hause halten. Endlich öffnete ihnen der Wirth, Gustav konnte aber von ihrer Unterredung weiter nichts verstehen. Ungefähr nach zehn

Minuten klopfte Jemand heftig an seine Thür; eine sanfte Stimme bat, zu öffnen.

Gustav macht auf; es ist Jenny, das Mädchen mit den blauen Augen, welche sich erschrocken in's Zimmer stürzt, und ihm zuruft: „O, mein Gott! Retten Sie sich, man sucht Sie!“

„Mich sucht man?“

„Ja, rief Jenny, sind Sie nicht Gustav von Piercy?“

Gustav stand stumm vor Erstaunen. Wer konnte ihn in einem Lande kennen, wo er ganz fremd war?

Jenny verdoppelte ihre Bitten. Wie rührend war sie, und wie schön, als sie so halb angekleidet vor ihm stand! wie groß mußte die Theilnahme sein, welche der Ritter ihr einflößte, da sie sogar die Vorsichtsmaßregeln der Schamhaftigkeit vergessen hatte!

Jetzt hörte man schon die Treppe heraufkommen; es war zu spät, sich noch zu entfernen. Jenny verschwand, schmerzvoll dem Ritter die Hand drückend, mit der Schnelligkeit eines jungen Rehes, und einen Augenblick

später sahe Gustav auch schon die Soldaten, den Wirth voran, in sein Zimmer treten.

„Sind Sie Sir Gustav Piercy?" sagte der Unteroffizier, welcher den Trupp zu befehligen schien.

„Und wenn dieß wäre?" erwiederte der Jüngling.

„Meinetwegen! Sei es, oder sei es nicht! Sie müssen uns folgen; kleiden Sie sich an!"

„Und mit welchem Rechte ...."

„Mit dem Rechte dieses schriftlichen Befehls," sagte der Unteroffizier, ihm einen Verhaftsbrief zeigend.

„Aber ich bin fremd in England; erst seit vierzehn Tagen ...."

„Wir wissen es; gleichviel!"

„Ihr wißt es, sagte Gustav erstaunt; aber warum?"

„Das wird Ihnen der Richter sagen; mein Auftrag ist nur, Sie zu verhaften, und weiter nichts."

„Aber ich bin nicht Gustav von Piercy; untersucht meine Papiere, ich bin ein Deutscher."

„Das ist möglich, aber Sie mögen es Andern beweisen, als mir."

„Wohlan, so lasse man meinen Knappen rufen!"

„O nein, wenn's Ihnen gefällig ist, wir haben keine Zeit."

„Ja ja, sagte der Wirth, er ist ohne Zweifel auch dabei gewesen, denn er ist an demselben Tage verwundet hier angekommen."

„Schon gut; ich werde also zwei Mann hier lassen, welche ihn uns nachbringen sollen; aber ich gehe mit seinem Herrn immer voraus."

Zwar bestand Gustav noch darauf, zu warten, und Ambrosio mitzunehmen, aber es half ihm nichts; er folgte seinen Führern, in der Ueberzeugung, daß hier ein Mißverständniß Statt finden müsse. —

Sechszehntes Kapitel.

Als Gustavs Eskorte mit ihm in dem nächsten Städtchen angekommen war, sagte der Anführer zu dem wachthabenden Unteroffizier am Thor: „Endlich haben wir ihn

erwischt; das ist ein kostbares Geschenk, das wir da dem Könige machen!" Bald darauf ward er in einen Thurm geführt, wo er den übrigen Theil der Nacht in einem feuchten und kalten Gewölbe zubringen mußte.

Mit Anbruch des Tages kam Ambrosio an, welcher so glücklich gewesen war, von seinen Wächtern noch einigen Aufschub zu erlangen, um ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. So hatte er sämtliches Gepäck der besondern Obhut Jennys anvertraut, die beiden Pferde aber dem Wirth empfohlen. Gustav fragte ihn, was er von ihrer Verhaftung dächte.

„Nichts anders, erwiederte Ambrosio, als daß man Sie für den Sir Piercy, Ihren Vater, hält, dem Sie so außerordentlich ähnlich sehen, und auf dessen Kopf man einen Preis gesetzt hat. Ich glaube also, daß es am besten sein wird, daß Sie sich nur des Namens bedienen, unter welchem Sie hier reisen; nur dann können wir hoffen, den Klauen der Justiz auf das Schnellste zu entrinnen."

Gegen Mittag trat ein Friedensrichter,

von Wache und einem Schreiber begleitet, in's Gefängniß, um ein geheimes Verhör abzuhalten. Er fing damit an, ihn nach seinem Vor- und Zunamen u. s. w. zu fragen. Gustav antwortete, daß er der Graf Antonio von Monferino sei.

„Nehmet diese lügenhafte Erklärung zu Protokoll," sagte der Richter zu seinem Schreiber. „Und woher kommen Sie?"

„Aus Böhmen, wo ich geboren bin."

„Was hatten Sie für einen Zweck bei Ihrer Reise?"

„Zu meinem Vergnügen England kennen zu lernen."

„Nehmet Alles auf, Schreiber, und auch die verstellte Aussprache, durch welche der Inculpat uns überreden möchte, daß er unserer Sprache nicht recht mächtig ist. — Wo haben Sie am dreizehnten dieses Monats die Nacht zugebracht?"

„In einem Dorfe, drei Stunden von Burton, dessen Namen ich nicht weiß."

„Mit wem sind Sie in dem dortigen Wirthshause zusammengetroffen?"

„Mit zwei groben Flegeln, die dem Wirth ihre Zeche durch Faustschläge bezahlten, und die ich zur Thür hinausgeworfen habe."

„Schreibet, daß er sich über die Gerichtspersonen lustig macht, indem er mit schlechten Späßen antwortet."

„Ich antworte buchstäblich auf Ihre Fragen."

„Sahen Sie nicht dort Fitz-Henri Cobham mit einigen seiner Spießgesellen?"

„Ich verstehe Sie nicht."

„Schreibet, daß er leugnet. ... Könnten Sie auch leugnen, daß Sie am andern Morgen in dem Lightfielder Forst gewesen sind?"

„Meine Reise führte mich durch einen großen Wald in der Nähe der Stadt Lightfield."

Und daß Sie sich dort mit dem Trupp des Fitz-Henri Cobham vereinigten?

„Ich kenne die Person nicht, die Sie da nennen."

„Könnten Sie leugnen, daß Sie der Sohn des Sir Gustav von Piercy sind?"

Gustav schwieg, unentschlossen, was er sagen sollte.

„Schreibet, daß er stutzt. ... Kennen Sie dieses Gemälde?“ Gustav war auf das Außerordentlichste überrascht, das Gemälde seines Vaters in den Händen des Richters zu sehen. Er stürzte auf ihn zu, um sich desselben zu bemächtigen.

„Ja, ich erkenne es, dieses Gemälde gehört mir.“

„Schreibet, daß er es erkannt hat. .... Wohlan! Könnten Sie mir jetzt sagen, wie Sie in den Besitz dieses Gemäldes gekommen sind, wenn Sie nicht der Sohn Gustavs von Piercy sind?“

„Nun gut, ich bin es! Ja, ich bin sein Sohn. Was schließen Sie daraus?“

„Schreibet, daß der Graf Antonio von Monferino zugegeben hat, die Gerichtspersonen getäuscht zu haben, und daß er gesteht, der Sohn Gustavs von Piercy zu sein.“

„Aber, zum Teufel! rief der junge Piercy, wollten Sie mir nun auch wol sagen, wessen Sie mich beschuldigen?“

„Genug für heute," sagte der Richter; mein Geschäft hat ein Ende, der Gerichtshof in London wird das Uebrige thun."

Gustav gerieth jetzt in einen so großen Zorn, daß er Mühe hatte, sich zu beherrschen, um nicht dem Friedensrichter an die Gurgel zu fahren. Er verfluchte die Justiz und ihre Diener. Als er darauf mit Ambrosio wieder allein war, dachte er über seine Lage weiter nach, und vermuthete nun, daß man ihn ohne Zweifel der Theilnahme an dem Verbrechen beschuldigte, das er selbst verhindert hatte. Gewiß war jener ungeschliffene Fremde, welcher den jungen Jäger mit so vieler Wuth verfolgte, der genannte Fitz-Henri Cobham; und aus den Worten, die er bei der Verfolgung rief, konnte man schließen, daß er einen seiner Verwandten habe rächen wollen. — Und wirklich hatte Gustav richtig vermuthet; jener Unbekannte war Fitz-Henri Cobham, welcher dem Könige und seiner ganzen Familie einen unversöhnlichen Haß geschworen hatte, weil sein Bruder, der Lord Cobham, bei der in England Statt gefun-

denen Revolution, auf Befehl des Königs als Aufrührer unter dem Henkerbeil gefallen war. Fitz-Henri suchte jede Gelegenheit, den Tod seines Bruders zu rächen, und als er erfuhr, daß der Herzog von Gloucester, Bruder des Königs, in dem Walde bei Lightfield eine Jagd anstellen wollte, beschloß er, sich in diesem Walde in den Hinterhalt zu legen, und den Prinzen anzugreifen, sobald er sich von dem Haupttrupp des Jagdgefolges einigermaßen entfernen würde. Hierzu hatte er mehrere seiner Freunde um sich versammelt, und ohne Gustavs Dazwischenkunft wäre es auch gewiß um das Leben des Prinzen geschehen gewesen. Gustav hatte es während des Kampfes nicht bemerkt, daß die Kette, an welcher er das Gemälde seines Vaters um den Hals trug, gebrochen war, und daß er es also verloren hatte. Aber als sich die Leute des Prinzen versammelten, fanden sie das Bildniß auf dem Kampfplatze, und der Prinz glaubte nun überzeugt zu sein, daß entweder Sir Gustav Piercy selbst, oder doch einer seiner Verwandten unter den Mördern

gewesen sei. Hierin hatte ihn noch Lord Graham bestärkt, der sich im Gefolge des Prinzen befand; man setzte daher nach allen Seiten den Flüchtigen, und vorzüglich dem Besitzer des Gemäldes nach. Auf die Nachricht, daß ein Ritter in Begleitung eines verwundeten Knappen in der Gegend von Lightfield Halt gemacht habe, ward Befehl gegeben, diesen Ritter, als einen wahrscheinlichen Theilnehmer, zu verhaften. Fitz-Henri Cobham war verwundet auf dem Kampfplatze gefangen genommen worden.

Von allen diesen Einzelheiten konnte Gustav keine Ahnung haben, und er war weit entfernt zu glauben, daß er einem Prinzen von Geblüt einen so großen Dienst geleistet hätte. Da er noch mehrere Tage lang, ohne ein weiteres Verhör, in seinem Gefängniß blieb, so stieg seine Ungeduld auf's Höchste, und Ambrosio mußte seine ganze Ueberredungskunst anwenden, ihn einigermaßen zu beruhigen. Er verfluchte seine Gefangenschaft, die ihn abhielt, seine Rache gegen die Verderber seines unglücklichen Vaters aus-

zuführen; dann versetzte er sich in Gedanken jenseits des Meeres zu seiner geliebten Kunigunde .... Aber ach! wie konnte er jetzt vor ihr erscheinen? Wo waren die glänzenden Beweise seiner edlen Abkunft? Womit sollte er bei dem Freiherrn sein Verlangen unterstützen? Sein geträumter Reichthum, seine mächtige Familie war verschwunden, wie ein Schatten; schon der Name seines unglücklichen, verbannten Vaters mußte Widerwillen und Abscheu erregen. —

Endlich, nach acht qualvollen Tagen, erschien des Morgens ein Offizier mit einer starken Wache, und kündigte Gustaven seine Abführung nach London an, wo er vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte. Der arme Ambrosio erschrak, und Thränen traten ihm in die Augen, weil er sehr gut die Bedeutung eines solchen Kriegsgerichts kannte. Gustav aber blieb unerschütterlich fest, und trat die Reise mit Ambrosio geduldig an. Zu ihrer Zufriedenheit fanden sie ihre Pferde in Bereitschaft, welche man aus dem Wirthshause herbeigeholt hatte, so wie ihr Gepäck, das

man sich begnügt hatte bloß zu durchsuchen, um sich zu versichern, daß weiter keine wichtigen Papiere dabei befindlich wären. Nach einem Marsche von sechs Tagen kamen sie in London an, wo sie in einen festen Thurm gebracht, und schon am folgenden Morgen vor Gericht gestellt wurden.

Auf der Bank der Angeklagten fand Gustav drei Personen, und unter ihnen Fitz-Henri Cobham, der ihm bei seinem Eintritt einen wüthenden Blick zuwarf. Die Anklageakte, welche die Richter zuerst vorlesen ließen, beschuldigte Gustaven, an dem Mordversuche gegen den Herzog von Gloucester Theil genommen zu haben. Gustav erstaunte. Er wurde darauf mit Fitz-Henri konfrontirt, welcher die Frage, ob er ihn kenne, und sich mit ihm gegen das Leben des Prinzen verschworen habe, bejahete. Jetzt brach Gustavs Zorn in wüthendes Toben aus, und nur mit Mühe wurde er endlich wieder zur Ruhe gebracht; aber seine Schuld schien erwiesen, da die übrigen Angeklagten ihn als ihren Mitverschwornen anerkannten; und schon woll-

ten die Richter zur Berathung über das Urtheil schreiten, als sich Gustav abermals erhob, und ihnen zurief, er wolle sogleich auf den Richtplatz geführt werden, bitte aber vorher noch um Gehör. Es wurde ihm bewilligt, zu reden.

„Ich bin in diesem Lande gänzlich fremd, sagte er, und da ich der Sprache dieses Landes noch nicht völlig mächtig bin, so verdiene ich ohne Zweifel wol einige Nachsicht in meinen Ausdrücken, weil ich sonst leicht das Opfer eines übel gewählten, oder falsch verstandenen Wortes werden könnte. Es scheint, als wenn Sie mich beschuldigten, mit diesen Personen, die ich kaum kenne, an dem Angriffe auf das Leben eines Prinzen von Geblüt Theil genommen zu haben; während ich, mit Hülfe meines hier gegenwärtigen Knappen, die Ausführung dieses Verbrechens verhinderte. Ich verlange nur dieß von meinen Richtern, daß sie mich dem Prinzen vorstellen, der den Dienst noch nicht vergessen haben kann, welchen ich mich glücklich schätze ihm geleistet zu haben: und Ihr Irrthum in Hinsicht meiner wird sogleich verschwinden.“

Diese Erklärung brachte Erstaunen unter den Richtern hervor, die sich ungewiß einander ansahen, sich berathschlagten, und endlich die Sitzung aufhoben, mit dem Befehl, die Angeklagten in ihre Gefängnisse zurückzuführen. In der That wußten sie Alle, daß der Herzog von Gloucester sein Leben nur einem tapfern Ritter verdankte, welcher sich darauf durch die Flucht seiner Dankbarkeit entzogen hatte; aber sie waren weit entfernt zu glauben, daß ein Piercy ihm diesen Dienst erwiesen haben könnte. Man benachrichtigte den Prinzen von diesem Vorfalle. Der Herzog, voll Freude, seinen Befreier gefunden zu haben, und zugleich entrüstet über die ihm zugefügte Schmach, wollte seine Ankunft in seinem Palaste nicht abwarten, sondern begab sich sogleich selbst nach dem Gefängniß. Schon beim ersten Anblick erkannte er ihn, da Gustav noch dieselben Kleidungsstücke, wie damals, trug. Gustav verbeugte sich hochachtungsvoll gegen den Herzog; dieser setzte aber alle Förmlichkeiten bei Seite, umarmte ihn mit der größten Herzlichkeit, und bat ihn dringend wegen des Miß-

verständnisses um Verzeihung, das einen so unglücklichen Ausgang für ihn hätte haben können. „Ich bin außer mir vor Freude, schloß er, endlich einem Piercy so großen Dank schuldig zu sein; kommen Sie, und nehmen Sie in meinem Palaste eine Wohnung an, wo wir bequemer als hier nähere Bekanntschaft machen können.“

Gustav war entzückt, und zeigte dem Prinzen seinen Ambrosio, indem er sagte: „Hier ist ein Mann, der glücklicher gewesen ist als ich, denn wenigstens ist sein Blut für Sie geflossen.“

Der Prinz sagte Ambrosio'n etwas sehr Verbindliches, nahm dann Gustav unter den Arm, und führte ihn so in seinen Wagen, in welchem sie nach wenigen Minuten im Palaste anlangten. Hier begab er sich sogleich mit Gustav allein in sein Kabinet, erklärte ihm die ganze Begebenheit, wie sie oben schon den Lesern bekannt gemacht worden ist, und versicherte ihn seiner innigsten Freundschaft. „Ihr Vater, sagte er, war einer der heftigsten

Feinde meines Hauses, und obgleich mein Bruder bei seiner Thronbesteigung allen Denjenigen Gnade angedeihen ließ, die sich unter der vorigen Regierung der größten Verbrechen schuldig gemacht hatten, so wurde doch Gustav von Piercy, seines unbeugsamen Charakters wegen, davon ausgeschlossen. Auch hat der Erfolg bewiesen, daß diese Maßregel weise war; denn er soll an dem letzten Aufruhr abermals Theil genommen haben, und Mehrere wollen ihn unter den rebellischen Truppen gesehen haben."

„Sind Sie dessen auch ganz gewiß, mein Prinz? sagte Gustav lebhaft. Wer hat ihn gesehen? Wer könnte beweisen, daß mein Vater mit den Waffen in der Hand hier erschienen ist? Wer bezeugt es? Wahrscheinlich Lord Graham, der heftigste Feind meines Vaters, der auch mich, eines bloßen Gemäldes wegen, dem Schaffot nahe gebracht hat! O, ich beurtheile meinen Vater nach meinen eigenen Gefühlen. Wäre er zurückgekehrt, um für einen Fürsten zu kämpfen, den er für den rechtmäßigen erkennte, so hätte er es

öffentlich gethan, und entweder seinen Zweck erreicht, oder mit den Waffen in der Hand seinen Tod gefunden. Aber auch ich habe meinen Entschluß gefaßt, und will entweder mein Schwert in die Brust des hinterlistigen Feindes meines Vaters stoßen, oder von seiner Hand sterben!"

Der Herzog erstaunte über die Lebhaftigkeit und Freimüthigkeit des Jünglings, und sah' ihn einige Zeit lang stillschweigend an. Er überlegte die Wahrscheinlichkeit dessen, was ihm Gustav über die Unschuld seines Vaters so von fern gezeigt hatte, und fragte endlich, von welchen Gesinnungen für den König er jetzt beseelt sei, und wo er sich aufhalte? Gustav erwiederte, daß er seinen Vater durchaus noch nicht kenne, auch keine Nachrichten von ihm habe; er erzählte ihm hierauf seine Geschichte von der ersten Jugend an, und erregte dadurch bei dem Herzoge die lebhafteste Theilnahme. Dieser überhäufte ihn, nach Beendigung seiner Erzählung, mit Liebkosungen, versicherte ihn seines ganzen Schutzes, und da er selbst auf den Lord

Graham aufgebracht war, so ließ er denselben auf der Stelle herbeirufen.

Der Lord erschien, nicht ohne einige sichtbare Verlegenheit, und der Prinz redete ihn sogleich beim Eintreten, auf den jungen Ritter zeigend, an: „Hier, Mylord, steht ein Sohn des unglücklichen Gustav von Piercy! Sie haben meinem Bruder vor einigen Jahren versichert, daß er unter den Rebellen erkannt worden sei; was für unumstößliche Beweise haben Sie dafür? Treten Sie hervor damit, denn sein Sohn ist nur mit dem Vorhaben nach England gekommen, sich von der Wahrheit Ihrer Behauptungen zu überzeugen."

Lord Graham merkte nur allzugut die Absicht des Herzogs; in unbeschreiblicher Verwirrung blickte er bald ihn, bald Gustav an, und da er wohl einsah', daß er sich nur schlecht aus dieser Angelegenheit ziehen würde, wenn er etwas behauptete, von dessen Unwahrheit er sehr gut unterrichtet war, so suchte er sich damit zu entschuldigen, daß er nur nachgesagt, was er von Andern gehört habe.

„Mein Prinz," rief Gustav aus, erlauben

Sie mir, diesem hinterlistigen Manne die gerechten Vorwürfe zu machen, die er verdient hat, und von ihm Genugthuung zu verlangen." Der Herzog, neugierig, was der junge Piercy sagen würde, gab ihm durch ein Zeichen mit dem Kopfe dazu Erlaubniß, und Gustav fuhr fort: „Ihr seid ein Betrüger, ein schändlicher Verräther, der die Gnade und das Vertrauen seines Königs zum gänzlichen Verderben eines Mannes gemißbraucht hat, welcher überdieß schon unglücklich genug war. Ich bin zwar in der Absicht hierher gekommen, mich mit Euch zu messen; indessen sehe ich, daß Ihr schon zu alt und schwach seid; ich bin Euch durch meine Kraft und Jugend zu sehr überlegen. Aber wahrscheinlich habt Ihr einen Sohn, der Euch eben so theuer ist, wie mir mein Vater, dessen Ihr mich beraubt habt. Er muß entweder mir das Leben entreißen, oder von meiner Hand sterben. Ich rufe ihn zum Kampfe, bringet ihm meine Ausforderung; morgen, noch vor Untergang der Sonne, muß mein Vater gerächt sein, oder sein Sohn im Grabe liegen."

Der Herzog bewunderte den Edelmuth des jungen Helden; da er ihn indessen zu beruhigen wünschte, und Lord Graham keinen Sohn hatte, so befahl er diesem, Abbitte zu leisten, und bat Gustav, sich damit zu begnügen, mit der Versicherung, daß er ihm auf eine andere Weise noch hinreichende Genugthuung verschaffen würde. — Er befahl hierauf dem Lord Graham, sich zu entfernen, und dieser hatte wenige Stunden darauf bereits London verlassen. Er begab sich auf eins seiner entlegensten Güter, wo er die Weisung erhielt, zu bleiben, bis ihm der König einen andern Aufenthalt erlauben würde.

Es blieb nun noch der Graf von Northumberland übrig, dem Gustav einen Besuch zugedacht hatte. Der Herzog stellte ihm frei, ihn in London zu erwarten, wohin er ihn sogleich kommen lassen wolle, oder ihn in seinem eigenen Hause aufzusuchen. Gustav wählte das Letztere, und schon am folgenden Morgen war er mit seinem Ambrosio auf dem Wege nach dem Schlosse, wo dieser schändliche Bruder, der ihm noch hassens-

würdiger war als Lord Graham, sich jetzt aufhielt.

Siebenzehntes Kapitel.

Gustav und sein treuer Knappe legten die Reise ohne irgend einen Aufenthalt zurück, und nahmen schon am vierten Tage ihr Nachtquartier in einem Dorfe, welches dicht an der Grenze der Ländereien des Grafen von Northumberland gelegen war. Sie hätten ohne Zweifel, nach damaliger gastfreundschaftlicher Sitte, ihr Nachtlager im Schlosse selbst nehmen können, ohne sich zu erkennen zu geben; allein Gustav wollte seinem Oheim auch nicht einmal diese kleine Verbindlichkeit schuldig sein. Am folgenden Morgen erst ritt er mit seinem Ambrosio nach dem Schlosse, und ließ den Letztern mit den Pferden am Fuße des Felsens zurück, auf welchem es gelegen war.

In dem Schlosse selbst angelangt, ward Gustav von den Bedienten durch eine Menge von Zimmern geführt, in welchen die äußerste Pracht herrschte; endlich kam er in einen großen Saal, wo er drei bis vier Personen

fand, welche näher um die Person des Grafen zu stehen schienen. Einer von ihnen, der sich als den Haushofmeister ankündigte, fragte Gustav nach seinem Namen und Begehren.

„Mein Name, sagte Gustav stolz, ist ein Geheimniß; was mich hier her führt, darf nur Euer Herr selbst wissen. Saget ihm, daß ein Ritter, der ihm übrigens nur sehr wenig Zeit widmen kann, sich einen Augenblick mit ihm unter vier Augen zu unterhalten wünschte.“

Der Haushofmeister, welcher aus diesem hohen Tone des Jünglings schloß, daß er von vornehmer Abkunft sein möchte, eilte, ihn dem Grafen anzumelden, von welchem er mit einer Menge Fragen bestürmt ward, die er aber nicht anders beantworten konnte, als dadurch, daß er genau die Worte des Fremden wiederholte, indem er hinzufügte, daß er in seinen übrigens edlen und schönen Gesichtszügen einen Ausdruck von Stolz und Mißmuth bemerkt habe. Vergebens suchte der Graf in seinem Gedächtnisse nach, wer es wol sein könne; endlich befahl er, den Fremden einzuführen. Gustav erschien; so bald der

Graf aber desselben ansichtig wurde, zeigte er durch einen lauten Ausruf der Ueberraschung, daß diese Gesichtszüge ihm nicht unbekannt seien.

„Es scheint mir, sagte Gustav, daß Sie Gesichtszüge wieder erkennen, die ....“

„O Himmel, rief der Graf ihn unterbrechend aus, ist es ein Traum? Ihr gleichet so ganz meinem unglücklichen Bruder; wäre es möglich, seid Ihr ....“

„Sein Sohn,“ antwortete Gustav mit einer Bewegung, aus welcher Vorwurf und Rührung zugleich hervorleuchtete.

„Sein Sohn! Mein Neffe! Ja, er ist es; dieß sind seine Züge, seine Gestalt, seine Stimme. O, so komme doch an das Herz deines Oheims, der dich liebt!“ rief der Graf, von seinem Sessel aufstehend und die Arme gegen ihn ausbreitend.

Gustav erstaunte, trat aber einige Schritte zurück, und sagte, daß man sich erst näher kennen lernen müsse, ehe man dergleichen Beweise von Zuneigung an einander verschwenden könne.

Diese Worte überraschten den Grafen so sehr, daß er erblassend auf seinen Stuhl zurücksank. Er zeigte Gustav einen andern, dicht neben ihm stehenden Stuhl; allein der Jüngling bediente sich eines weiter entfernten, und sammelte sich erst, ehe er fortfuhr. Augenscheinlich konnte sein Oheim nicht ein Feind und Verfolger sein, und zugleich ihm eine solche Aufnahme widerfahren lassen, ohne der schändlichste aller Heuchler zu sein; gewiß hatte ihn nur die Furcht vermocht, die Rolle eines Gefühlvollen zu spielen. Mit diesen Vorstellungen vermehrte sich noch Gustavs Abscheu und Verachtung, und hiernach richtete er natürlich auch seine Worte ein. Nach einer Fluth der bittersten Vorwürfe schloß er endlich: „Beruhigt Euch nur, ich bin nicht gekommen, um den Raub von Euch zurückzufordern, wodurch Ihr Euch schamlos seit der Verbannung meines Vaters bereichert habt, sondern ....“

„Halt ein, unvorsichtiger Jüngling, rief der Graf, den dieser letzte Vorwurf mehr als alle übrige Schmerzen machte; woher hast du

diese abscheuliche Meinung von mir? Wer?... Ich? Ich hätte deinen Vater, meinen Bruder beraubt? ... Erröthe über deine Voreiligkeit, das Böse zu glauben! Erfahre, um mich wegen deiner Beleidigungen zu rächen, daß ich mich nur deßhalb in den Besitz der Güter meines Bruders gesetzt habe, damit sie nicht in fremde Hände gerathen sollten, wo sie so zerstückelt worden wären, daß man am Ende nichts mehr davon hätte zusammenfinden können. Erfahre, daß ich sie nur gekauft habe, um sie ihm zu erhalten, indem ich immer hoffte, daß sich der Zorn des Königs einst noch besänftigen würde. Erfahre endlich, daß ich sie wie meine eigenen Güter habe verwalten lassen, und daß seit funfzehn Jahren die Einkünfte davon unangerührt bei mir liegen, ohne daß ich einmal daran gedacht habe, mich wegen des Kaufgeldes zu entschädigen."

Gustav war wie zerschmettert von diesen allzu gerechten Vorwürfen; er blieb sprachlos; sein Haupt neigte sich auf seine Brust, und ein lebhaftes Erröthen färbte sein Gesicht, das er überdieß mit seinen Händen bedeckte.

... Plötzlich sprang er von seinem Stuhle auf, und rief: „O, ich Unglücklicher! Ich habe die Tugend selbst beleidigt!“ Mit diesen Worten wollte er aus dem Zimmer eilen. — Von seinem Zustande gerührt wollte der Graf, ein Lächeln auf den Lippen und die Freude in seinen Blicken, ihn durch seinen Ruf zurückhalten; allein schon war er aus dem Zimmer, und er würde seine Flucht fortgesetzt haben, wenn ihn nicht eine junge Dame von blendender Schönheit, die er auf seinem Wege fand, daran verhindert hätte. Erstaunt, verwirrt blieb er unbeweglich stehen, und auch Lady Charlotte, deren Ueberraschung der seinigen glich, blieb wie eingewurzelt auf ihrer Stelle.

„Charlotte, ich bitte dich, halte deinen Vetter zurück, und sage ihm, daß seine Verzeihung in meinem Herzen geschrieben steht!“

Gustav, ganz außer Fassung, kehrte jetzt lebhaft zu seinem Oheim zurück, und umarmte ihn, das Gesicht von ihm abgewendet, da er sich der Thränen nicht enthalten konnte. Mit gleicher Rührung drückte ihn dieser an sein

Herz, nannte ihn seinen theuren Neffen, und versicherte ihn der gänzlichen Vergessenheit seiner voreiligen Hitze, welche übrigens einen lobenswerthen Bewegungsgrund hatte. — Hierauf stellte er ihm seine Tochter vor, welcher Gustav auf ausdrückliches Verlangen seines Oheims den Versöhnungskuß geben mußte, und welchen diese mit hohem Erröthen empfing .... vielleicht aus Vergnügen, die Bekanntschaft eines so liebenswürdigen Vetters gemacht zu haben. Mit wenigen Worten unterrichtete ihr Vater sie von dem, was vorgefallen war, und bat darauf seinen Neffen, ihn von Allem in Kenntniß zu setzen, was ihn und seinen Vater beträfe.

Gustav erzählte nun die seltsamen Begebenheiten bei seiner Geburt und seinen ganzen Lebenslauf bis auf den heutigen Tag, wobei er sich jedoch wohl hütete, des Verbrechens des Vaters seiner Geliebten zu erwähnen. Der Graf und seine Tochter hörten ihn mit der lebhaftesten Interesse an; der Erstere, voll Betrübniß, keine Nachrichten von seinem Bruder, wie er erwartet hatte, zu hören, und

Charlotte, als sie den jungen Ritter von seiner Liebe zu Kunigunden erzählen hörte, wahrscheinlich voll Bedauern, daß sie selbst nicht der Gegenstand dieser Liebe sei.

Da der Graf, welcher Gustav so wie Wisbig sogleich erkannt hatte, nicht zweifeln konnte, daß er wirklich sein Neffe sei; und da das Gemälde jener Dame in dem zerstörten Schlosse keinen Zweifel übrig ließ, daß diese seine Mutter und eine Frau von hohem Stande sei: so beschloß er, so zu verfahren, als wenn Gustav alle Beweise seiner rechtmäßigen Geburt in Händen hätte. Es war wesentlich, sich des dem Prinzen erwiesenen Dienstes zu bedienen, um ihn zu bitten, daß er von dem Könige, seinem Bruder, die Aufhebung der gegen Sir Piercy ausgesprochenen Verbannung zu erhalten suchte; ferner diese Begnadigung in ganz Europa bekannt zu machen, damit er, wenn er glücklicherweise noch lebe, davon Gebrauch machen und nach England zurückkehren könne. Gustav war entzückt von diesem Plane; sein Oheim beschloß, binnen drei Tagen selbst mit ihm nach

London zu reisen, und während dieser Zeit behielt er Gustav auf seinem Schlosse, der nun auch den treuen Ambrosio sogleich zu sich kommen ließ, und ihn durch die Erzählung des Vorgefallenen in die höchste Freude setzte.

Der Graf erklärte seinem Neffen in einer langen Erzählung, wie er sich bei den blutigen, in England vorgefallenen Umwälzungen nur mit Mühe vor dem eigenen Untergange gerettet habe, und rechtfertigte sich vollkommen darüber, daß er durchaus nichts bei Hofe für seinen Bruder habe thun können. „Wenn dein Herz, schloß er lächelnd seine Erzählung, nicht bereits jenseit des Meeres allzustark gefesselt wäre, und Charlotte dir würdig schiene, die Tochter deines stolzen Freiherrn zu ersetzen, so würde es nur von dir abhängen . . . .“

Gustav erröthete; aber dieser Beweis der Zuneigung seines Oheims setzte ihn in Unruhe. Der Graf bemerkte es, und fuhr in lustigem Tone fort, daß er auf keine Weise im Sinne habe, einen ehrenfesten Ritter in der seiner Geliebten geschwornen Treue wankend zu machen, sondern vielmehr Alles anwenden

wolle, ihm den Weg zur Erreichung seiner Wünsche zu bahnen. Dieß beruhigte Gustaven wieder, und in einer zärtlichen Umarmung suchte er seinem würdigen Oheim seinen innigsten Dank abzustatten. Ach, beide wußten nicht, welchen tiefen Eindruck Gustav bereits auf das Herz der liebenswürdigen Charlotte gemacht hatte. Aber sie verschloß ihre Leidenschaft in ihrem Innern, und eine sanfte Schwermuth fing an, sich ihrer zu bemächtigen.

An dem festgesetzten Tage trat der Graf mit seiner Tochter und seinem Neffen die Reise nach London an, wo sie ohne Hinderniß ankamen. Ersterer hielt es für gerathen, erst am folgenden Tage bei Hofe zu erscheinen, aber seinen Neffen sandte er sogleich zu dem Herzoge. Dieser empfing ihn mit unverstellter Freude und Herzlichkeit, und wünschte ihm zu seiner Rückkehr Glück. Thränen der Rührung erfüllten seine Augen bei der Erzählung, die der junge Piercy ihm von dem edlen Betragen seines Oheims abstattete.

„Das sind die Männer, rief er aus, die sich allein den Königen sollten nähern dürfen!

Welch eine schöne, edle Seele!“ Bei diesen Worten zog der Herzog aus seinem Schreibtische eine Pergamentrolle hervor, und übergab sie Gustav. Dieser erstaunte, als er darin einen Befehl des Königs fand, wonach die Verbannung seines Vaters aufgehoben, und derselbe in alle diejenigen Güter, die von der Krone eingezogen worden waren, wieder eingesetzt ward; für diejenigen aber, welche sich in anderen Händen befanden, sollte er vollständig entschädigt werden. — Gustav traute seinen Augen kaum; als aber der Herzog ihn wie seinen Bruder in die Arme schloß, überließ er sich ganz den Gefühlen seines innigsten Dankes.

Sobald der Anstand es ihm erlaubte, verließ er den Herzog, und eilte, seinem Oheim diese vortreffliche Nachricht mitzutheilen. „Jetzt, sagte er zu sich selbst, ist Kunigunde mein, und keine Macht auf Erden soll sie mir entreißen.“ — Als er im Palais seines Oheims anlangte, sagte man ihm, daß sich Mylord in seinem Kabinet eingeschlossen habe, und für Niemanden sichtbar sei. Aber fast mit Gewalt drang er ein, und fand den Gra-

sen in Gesellschaft eines Fremden, der mit Schreiben beschäftigt war. „Ich habe Ihr Verbot überschritten, theurer Oheim, rief der stürmische Jüngling, aber ich halte meine Verzeihung in den Händen.“ Mit diesen Worten warf er dem Grafen die Pergamentrolle auf den Schoß, welcher sie lächelnd ergriff, und nach deren Durchlesung fast außer sich seinem Neffen um den Hals fiel.

Unterdessen hatte der Fremde fortgeschrieben, und beendigte bald darauf seine Arbeit, welche er dem Grafen übergab. „Um dich der Mühe zu überheben, Gustav, diese Papiere durchzulesen, sagte der Graf, erkläre ich dir hiermit kurz, daß ich durch den Herrn hier, meinen Notarius, ein Instrument habe aufsetzen lassen, wodurch ich dich als meinen Sohn adoptire. Nach meinem Tode bist du der Erbe meiner Güter; denn es wäre nicht Recht, daß der einzige Sprößling der Piercys ein so schönes Vermögen in fremden Händen sehen sollte, wie durch die Vermählung meiner Tochter geschehen würde. Diese habe ich überdieß hinreichend und standesmäßig bedacht.

Jetzt hoffe ich übrigens," setzte er lächelnd hinzu, "daß dein Freiherr, wie stolz er auch immer sein mag, sich nicht weigern wird, den letzten Zweig seines Stammbaums mit dem deinigen zu verbinden."

Er schwieg; die Augen dieses würdigen Greises glänzten von der lebhaftesten Freude, und obgleich Gustav das Maß seiner Dankbarkeit schon bei dem Herzog erschöpft zu haben schien, so fand er es dennoch wieder gefüllt, um es abermals zu erschöpfen. Das Entzücken beider war unaussprechlich. Dieser Tag, so wie alle folgenden, ging unter Festen und Lustbarkeiten vorüber, und erst nach vierzehn Tagen erhielt Gustav vom Prinzen und von seinem vortrefflichen Oheim die Erlaubniß, nach Deutschland zurückzukehren, doch nur unter dem feierlichen Versprechen, sogleich nach seiner Vermählung nach England zurückzukehren, wo ihm der Herzog eine glänzende Anstellung bei der Armee, sein Oheim einen unwandelbaren Platz in seinem Herzen, und Charlotte einen sehr großen Theil ihrer Freundschaft vorbehielt.

Gustav und Ambrosio schifften sich auf der Themse ein; die Ueberfahrt geschah schnell und glücklich. Beide unterhielten sich fast fortwährend von dem glücklichen Ausgange ihrer Reise, und auch Ambrosio hatte die größte Ursache, zufrieden zu sein. Der Graf von Northumberland hatte ihm eine schwer mit Goldstücken gefüllte Börse aufgedrungen, und der Herzog, der es nicht vergessen hatte, daß der tapfere Ambrosio bei der Vertheidigung seines Lebens verwundet worden sei, fügte zu einer noch schwerern Goldbörse einen prächtigen türkischen Säbel hinzu. Kurz, er war durch diese Geschenke in den Stand gesetzt, sich ein kleines Gut zu kaufen, und so den Rest seiner Tage vor Mangel zu sichern. Was Gustav anbetrifft, so hatte er von dem Herzoge einen überaus reichen und prächtigen Halsschmuck von Brillanten angenommen. Auf dem Kästchen, worin er enthalten war, stand mit goldenen Buchstaben die kurze Erzählung des dem Herzoge erwiesenen Dienstes; die Zeit, die Vornamen und Titel des Herzogs; endlich die Worte: „Für die beste Freundinn

des heldenmüthigen Befreiers." Uebrigens hatte Gustav noch von seinem Oheim die zweijährigen Einkünfte seines Vaters erhalten, um davon dem tugendhaften Orlando alle seine Auslagen wieder zu erstatten. Er befand sich jetzt in dem Besitz von zwanzigtausend Pfund jährlicher Einkünfte, die nach dem Tode seines Oheims noch verdoppelt wurden; er war dann einer der reichsten Herren in ganz Europa, und so glaubte er, von dem Freiherrn gewiß keine abschlägliche Antwort wegen der Hand seiner Tochter zu bekommen.

Ohne Aufenthalt erreichte Gustav nach einigen Wochen die böhmischen Grenzen, und eben so glücklich kam er endlich, stets die von beiden feindlichen Kriegsheeren besetzten Gegenden vermeidend, in der Nähe von Duttingstein an. O, wie klopfte sein Herz, als er in der Ferne die Thürme des Schlosses erblickte, und zwei Stunden später auch das Haus des großmüthigen Orlando vor sich sahe! Er ritt kaum in den Hof, als ein Freudengeschrei ihn auch schon benachrichtigte, daß er bereits

erkannt worden sei. In einem Augenblicke lag er in den Armen Orlando's. Aber .... warum erscheint die zärtliche Leonore nicht? warum ist ihr ehrwürdiger Vater mit der Farbe der Trauer bekleidet? Ach, schon seit drei Monaten lag die Arme, von ihrem Kummer endlich gänzlich daniedergedrückt, im Grabe. Allein nachdem Orlando Gustaven erzählt hatte, welche Leiden seine unglückliche Tochter vor ihrem Tode noch auszustehen gehabt, fragte er ihn nach dem Erfolg seiner Reise, und freute sich innig über das außerordentliche Glück seines Schützlings. Das Gespräch kam hierauf bald auf Kunigunden; der Alte bemerkte, daß Gustavs Leidenschaft während der Abwesenheit noch eher zu- als abgenommen habe, und schüttelte den Kopf. „Du weißt noch nicht, sagte er, daß Kunigunde von ihrem Vater einem mächtigen Herrn zur Gemahlinn versprochen worden ist, und daß die ganze Familie das Schloß verlassen hat?"

„O Himmel, was sagen Sie, Kunigunde ist nicht mehr in Duttingstein?"

„Nein, erwiederte Orlando, und ich glaube, daß du vergebens suchen würdest, den Freiherrn von seinem Vorhaben abzubringen; denn schon ist er seinem künftigen Schwiegersohne, dem Grafen Siegfried, der seine Erneuerung zum Gouverneur von Aust bewirkt hat, zu viel Verbindlichkeit schuldig."

„Gleichviel! So groß auch die Hindernisse sein mögen, ich werde sie überwinden, denn Kunigunde hat gewiß nicht in diese Verbindung eingewilligt. Ambrosio! willst du mir noch einmal folgen? Sterben muß mein verhaßter Nebenbuhler, oder auf Kunigunden verzichten!"

Vergebens suchte Orlando Gustaven zu überreden, daß es unmöglich sein würde, seine Verbindung mit Kunigunden zu Stande zu bringen; vergebens stellte er ihm vor, wie es seiner unwürdig sei, sich mit der Tochter eines so schändlichen Verbrechers, als des Freiherrn, zu vermählen: nichts konnte die treue Liebe seines Herzens erschüttern. Da öffnete sich plötzlich mitten unter ihrem Gespräch die

Thür, und Arnold und Reichard traten ein, Angst und Schrecken in ihren Gesichtszügen. Wie versteinert blieben sie stehen, als sie Gustav erblickten; sie versuchten, ihre Fassung wieder zu erhalten, aber schon hatte der scharfsichtige Jüngling in ihren Augen gelesen, daß sie irgend eine traurige Nachricht zu überbringen im Begriff waren.

„Redet, schrie er, redet! Ja, ich bin es selbst, den Ihr hier vor Euch sehet; was macht Kunigunde? Redet, redet, oder ich sterbe vor Ungeduld!“

„Wie? Ist es möglich? Sie sind es! riefen Arnold und Reichard zugleich. Hier ist Reichard, fuhr Arnold fort, den Emma von Prag aus an mich abgesandt hat; er wird Ihnen besser als ich von dem Zweck seiner Reise erzählen können.“

„Ach, sagte Reichard lebhaft, wie wenig rechnete man auf das Glück, Sie wieder hier zu wissen. Fräulein Kunigunde ist vor drei Tagen aus Prag entführt worden, und ich kam hierher, Arnolden um Rath zu fragen ....“

„Entführt? wiederholte Gustav mit einem schrecklichen Tone; nenne mir den Entführer!“

„Ach Gott, ihr Vater selbst! ....“

Reichard erzählte nun Alles, was zwischen dem Freiherrn, seiner Gemahlinn und Tochter vorgefallen war.

Gustav war außer sich vor Wuth. O, ihr Blitze des Himmels, zerschmettert mich! rief er aus; Kunigunde! Kunigunde! ich fliege zu deinem Beistande herbei. Mein Schwert soll die Brust deines grausamen Vaters und des verhaßten Siegfried durchbohren! Wo ist sie jetzt?“

„Ach, sagte Reichard, das möchte vielleicht sehr schwer sein. Er hat sie nach der Festung Aust geführt, wo er Gouverneur ist.“

„Gleichviel! und wenn ich die ganze Stadt mit Feuer und Schwert verwüsten sollte, ich muß mich rächen!“

Mit diesen Worten stürzte er wie ein Rasender aus dem Zimmer; Orlando eilte ihm nach, und nur mit äußerster Mühe ge-

lang es ihm, ihn für heute wenigstens noch zurückzuhalten, indem er ihm versprach, mit ihm ruhig die zweckmäßigsten Mittel zur Ausführung seines Plans verabreden zu wollen. — Doch es ist Zeit, jetzt wieder zu der unglücklichen Geliebten des jungen Piercy zurückzukehren.

Achtzehntes Kapitel.

Sobald der Freiherr mit seiner Tochter in Aust angekommen war, begab er sich zum Grafen Siegfried, der bei seinem Anblick in eine ausnehmende Freude gerieth. Thassilo versicherte den Grafen, daß Kunigunde bereit sei, sich mit ihm zu vermählen, und daß er sie daher sogleich mitgebracht habe. „Sie werden sie zwar ein wenig traurig finden, fuhr er fort, aber es ist nun Ihre Sache, sie zu trösten. Auf alle Fälle halte ich es für das Klügste, die Trauung nicht länger aufzuschieben; noch heute, um Mitternacht, lassen wir in aller Stille einen Priester nach der Kapelle des Schlosses kommen ....“

„Ich verstehe Sie, sagte Siegfried, und

bin ganz Ihrer Meinung. Ja, die Mitternacht soll die feierliche Stunde sein, und schon morgen soll Hartenfels die Nachricht von meiner Vermählung erhalten. Führen Sie mich jetzt zu Ihrer Tochter!"

Beim ersten Anblick überzeugte sich Siegfried von dem Abscheu, den er Kunigunden einflößte, und den sie nur schlecht zu verbergen im Stande war. Wuth bemächtigte sich seiner, und innerlich verfluchte er den Freiherrn und seine Tochter; aber wenn er jetzt immer noch darauf bestand, sich mit ihr zu vermählen, so geschah es nur, um sich an ihr und seinem Todfeinde zu rächen. Vielleicht hätte er Kunigunden jetzt auf immer geflohen, wenn er nicht dem Grafen Hartenfels geschworen hätte, sich mit ihr, noch ehe acht Tage vergingen, auf immer zu vereinigen.

Die Nacht brach endlich an; die wenigen Zeugen der Vermählung, welche der Freiherr eingeladen hatte, versammelten sich bereits in dem großen Prachtsale des Schlosses; Kunigunde war in einen Zustand der Abspannung

versunken, der sie kaum bemerken ließ, was um sie her vorging. Ohne Widerstand, fast bewußtlos, ließ sie sich von den dazu bestimmten Frauen den hochzeitlichen Schmuck anlegen; wie ein geduldiges Schlachtopfer folgte sie ihrem Vater, der sie aus ihrem Zimmer herabholte, und schweigend begrüßte sie die im Sale anwesenden Hochzeitgäste. Unverzüglich brach der Zug derselben nach der Schloßkapelle auf; Kunigunde schauderte, als sie die heilige Schwelle überschritt; nur mit Mühe konnte sie ihr Vater, der sie führte, noch aufrecht erhalten; mit wankenden Tritten näherte sie sich dem Altare. —

In diesem Augenblicke erzitterte die Kapelle von dem Donner eines Kanonenschusses .... man horcht .... es ist die Lärmkanone, welche ihr Signal giebt. Jetzt fallen noch mehrere Schüsse .... auch kleines Gewehrfeuer wird hörbar; immer näher kommt das fürchterliche Waffengetümmel, und erfüllt die erstarrenden Zeugen mit tödtlichem Schrekken. Eine helle Röthe, welche jetzt durch die Fenster der Kapelle scheint, Millionen Feuer-

funken, welche spielend umherfliegen, kündigen eine ungeheure Feuersbrunst an. Jedermann sucht jetzt in's Freie zu entfliehen; auch der erschrockene Priester will sich in aller Eil seiner Amtskleidung entledigen. Siegfried, sein Schwert in der Hand, und Kunigunden an den Altar schleppend, droht ihn zu durchbohren, wenn er nicht augenblicklich die Trauung vollziehen würde. Der Freiherr eilt außer sich vor Erstaunen hinaus, um seine Truppen zu sammeln; er langt auf den Wällen der Festung an.

Welch ein schreckliches Schauspiel! Der Feind ist bereits in die Stadt eingedrungen, und verbreitet allenthalben Tod und Verderben vor sich her. Ein gräßliches Geschrei erhebt an hundert Orten den fürchterlichen Namen des Anführers der Höllenschaar; er ist es selbst, der auf den Flügeln der Rache herbeigeeilt ist. —

Der Bote des Grafen Hartenfels war noch zur rechten Zeit bei ihm eingetroffen; er hatte den schrecklichen Schwur gethan, die Stadt,

wo Thassilo von Duttingstein befehligte, in Asche zu legen. In der Dunkelheit der Nacht überfiel er die äußersten Posten der Festung, machte Alles vor sich nieder, und erstieg den Wall. Die Stadtthore wurden nun von innen seinen eindringenden Schaaren geöffnet; an hundert verschiedenen Orten loderte bereits das Feuer auf, ehe man noch die Gefahr in ihrem ganzen Umfange kannte.

Der fürchterliche Rolf sucht mit seinen Augen nach dem Gouverneur umher, aber er entdeckt ihn nirgends. Wüthend dringt er mit einem Haufen seiner Leute bis nach dem Schlosse vor; der Anblick der offen stehenden Kapelle zieht ihn an, er stürzt hinein. .... Kunigunde deckt leblos mit ihrem schönen Körper die Stufen des Altars, und verzweiflungsvoll steht Siegfried mit aufgehobenem Schwerte vor dem Priester, ihn mit Gewalt zur Verrichtung der Trauung zu zwingen.

Mit fürchterlicher Stimme schrie Rolf: „Im Namen meines Freundes Hartenfels widersetze ich mich dieser Verbindung! Du, Priester, entferne Dich!“

Der Priester ließ sich dieß nicht zwei Mal sagen, und war in einem Augenblick verschwunden. Graf Siegfried, schäumend vor Wuth, wagte es, sein Schwert gegen den schrecklichen Rolf zu kehren, aber im Augenblick war es ihm auch schon aus der Faust, und in tausend Stücke geschlagen. Er suchte sein Heil in der Flucht.

Kunigunde, durch das ungeheure Getümmel aus ihrer Ohnmacht geweckt, öffnet jetzt ihre Augen; sie fühlt sich durch einen kräftigen Arm aufgehoben, und über den Hof des schon in Flammen stehenden Schlosses getragen. Rolf hebt sie auf sein Streitroß, und nimmt sie vor sich, quer über den Sattel sitzend, in seinen Arm. Mit rauher Stimme befiehlt er seinen Leuten, nichts zu schonen, was von den Feinden ihnen in die Hände fallen würde. In wenigen Augenblicken sieht sie sich außerhalb der Stadt, deren Feuersbrunst auf ihren Weg leuchtete, und bald darauf sanft in einem Zelte, mitten im feindlichen Kriegslager, niedergesetzt.

Kunigunde brachte die ganze Nacht in der

lebhaftesten Unruhe zu, doch fühlte sie sich weniger unglücklich, denn sie war ja nicht mehr in Siegfrieds Gewalt. Aber wenn ihr Vater getödtet worden wäre! Sie schauderte bei diesem Gedanken. — Wer war der schreckliche Krieger, der sie so unerwartet gerettet hatte? Welcher Bewegungsgrund leitete ihn? — Augenscheinlich war diese Erstürmung der Stadt kein Zufall, sondern mußte mit einer gewissen Kenntniß von ihrer Lage in Verbindung stehen. —

Jetzt kam Rolf in's Zelt zurück, und betrachtete sie, sich in einiger Entfernung von ihr niedersetzend, stillschweigend. Kunigunde erschrak vor dem Ausdruck des Schmerzes und des Zorns, der in seinen Gesichtszügen herrschte. Jetzt fragte er sie, mit einer Stimme, die sie erbeben machte, ob sie zufrieden sei, daß er sie aus den Händen Siegfrieds befreiet habe.

Kunigunde antwortete sanft, daß sie diese Gunst theuer erkauft habe, weil sie für das Leben ihres Vaters zittern müsse.

Rolf lächelte. „Euer Vater! sagte er, findet man ihn je an dem Orte der Gefahr?"

„Sollten Sie mich nur befreiet haben, Herr, um mich jetzt, da ich in Ihrer Gewalt bin, beleidigen zu wollen? Oder glauben Sie mir dadurch nicht wehe zu thun, daß Sie meinem Vater Mangel an Muth vorwerfen, was vor Ihnen gewiß noch Niemand gewagt hat?"

„Mein Fräulein, ich heiße Rolf, und ich habe mehr als einen Grund, an dem Muthe Ihres Vaters zu zweifeln. Ohne die Liebe meines Freundes Hartenfels zu Ihnen, hätte ich ihn in dieser Nacht geopfert. Nachdem ich aber meinen Freund von Allem gehörig unterrichtet haben werde, was ihn betrifft, hoffe ich mit Thassilo eine Zusammenkunft zu halten, die er mir wahrscheinlich, auf Ihre Bitten, nicht abschlagen wird."

Kunigunde, erstaunt und verwirrt über eine so seltsame Rede, die sie sich durchaus nicht erklären konnte, bat ihn um Aufschluß, worauf ihr Rolf den Brief des Grafen Har-

tenfels vorlas. Kunigunde erstaunte noch mehr; doch erkannte sie, daß ihre Freundinn Adelheit mit im Spiele sei, und schwieg einige Zeit lang; darauf benahm sie Rolfen seinen Irrthum.

„Wie! rief er aus; Hartenfels wird von Ihnen nicht wieder geliebt? Dem Himmel sei gedankt! Nichts kann jetzt meine Rache aufhalten!“ Mit diesen Worten entfernte er sich schleunig aus dem Zelte. Kunigunde erstarrte vor Schrecken. Dieser fürchterliche Mann schien es besonders mit ihrem Vater zu thun haben zu wollen. Aus welcher Ursach? Woher kannte er ihn? Sollte er von ihm beleidigt worden sein? Alles dieß blieb Kunigunden unerklärlich, und sie brachte den übrigen Theil der Nacht damit zu, hierüber nachzudenken. Niemand störte sie jetzt mehr; die Natur forderte endlich ihre Rechte, und Kunigunde entschlief sanft; das Andenken an ihren treu geliebten Gustav wiegte sie in süßen Schlummer ein.

Als sie erwachte, stand die Sonne bereits hoch am Himmel; bald darauf trat Rolf in's

Zelt. „Mein Fräulein, sagte er, wohin wünschen Sie jetzt geführt zu sein? Ich und meine Krieger stehen ganz zu Ihrem Befehl.“

„Lassen Sie mich dorthin bringen, wohin meine Pflicht mich ruft, zu meinem Vater! Ich darf ihn jetzt nicht mehr verlassen, damit ich seinen Feinden allenthalben mein Leben zur Rettung des seinigen darbieten kann.“

Rolf wendete sich bei diesen Worten von ihr ab; bald darauf blickte er sie wieder an, und rief: „Sie will ihren Vater retten! .... Nein! .... selbst das Lächeln der Engel, der Himmel selbst würde ihn nicht schützen. Er ist verloren .... unwiderruflich verloren! .... Ich will ohne Mitleid sein, wie er es war! ....“ Hierauf entfernte er sich eilig, Kunigunden in der größten Bestürzung zurücklassend. Sie wagte nicht, sich selbst ihre Vermuthungen zu gestehen; sie schauderte, indem sie sich erinnerte, daß ihr Vater ein Verbrecher gewesen sei. Gott! wenn sein Verbrechen diesen fürchterlichen Krieger näher anginge! Wenn Rolf sich an ihm zu

rächen hätte! .... Wer würde ihren Vater dann vor seiner Wuth beschützen können! —

Während Kunigunde noch mit diesen Gedanken beschäftigt war, trat ein Offizier in's Zelt, welcher ihr ankündigte, daß er Befehl habe, sie mit vierzig Mann bis in die Nähe von Prag zu geleiten. Sie hätte gern noch einmal ihren Befreier, den fürchterlichen Rolf, gesprochen; aber der Offizier sagte ihr, daß er sich aus dem Lager entfernt habe. Kunigunde machte sich also unverzüglich mit ihrer Eskorte auf den Weg.

Die beiden ersten Tage ihrer Reise verflossen ohne irgend ein Abentheuer; gegen Abend des dritten Tages aber, nur noch wenige Stunden von Prag entfernt, erschallte plötzlich von ferne das Waffengeräusch eines marschirenden Truppenkorps. Die Eskorte hielt an, und berathschlagte, was zu thun sei; denn aller Wahrscheinlichkeit nach konnten es nur feindliche, kaiserliche Truppen sein. Kunigunde bemerkte die Unentschlossenheit ihrer Führer, und bat sie inständig, sie jetzt

allein zu lassen, und auf ihre eigene Sicherheit zu denken. Sie sei gut beritten, sagte sie, und würde ohne Zweifel, wenn sie den Truppen begegnete und ihren Namen nennte, von ihnen eine neue Eskorte bis nach Prag erhalten. Anfangs machte man einige Schwierigkeiten, endlich gab man nach; ihre Eskorte nahm Abschied von ihr, wünschte ihr eine glückliche Reise, und trat dann mit aller Schnelligkeit ihren Rückmarsch an.

Kunigunde, sich nun allein überlassen, setzte ihren Weg ruhig fort, und kam bald darauf bei einem an der Straße gelegenen Wirthshause an, vor welchem sie mehrere gesattelte Pferde erblickte. Ueberzeugt, daß diese einigen Reitern der Avantgarde gehören müßten, faßte sie den Entschluß, abzusteigen, und sich ihren Schutz zu erbitten; sie trat daher in's Haus, stieß aber in dem Augenblick einen durchdringenden Schrei aus, indem sie den Grafen Siegfried mit mehrern seiner Leute erkannte. —

Der Graf eilte sogleich auf sie zu, führte sie in's Zimmer, und wandte Alles an, sie zu

beruhigen. Da er sie seines vollkommenen Gehorsames gegen alle ihre Wünsche versicherte, so faßte sie endlich Zutrauen, unterrichtete ihn auch auf seine wiederholten Bitten von dem, was ihr seit ihrer Entführung aus der Festung Aust widerfahren war, ohne jedoch der Rache zu erwähnen, welche Rolf an ihrem Vater zu nehmen gedächte, und schloß endlich damit, daß sie ihn aufforderte, sie entweder ruhig weiter ziehen zu lassen, oder, wenn er darauf bestände, sie zu begleiten, sie wenigstens geraden Weges nach Prag zu führen.

Siegfried schien ihren Wünschen willfahren zu wollen, doch unter der Bedingung, sie zu begleiten. Bald darauf saß der ganze Trupp, Kunigunde und Siegfried an der Spitze, zu Pferde; man trabte rasch vorwärts. Aber eine unerklärliche Furcht beengte Kunigundens Herz. Schon waren einige Stunden verflossen, die Abenddämmerung brach ein, und immer war noch nicht das Geringste von Prag zu sehen, obgleich sie von ihrer ersten Eskorte gehört hatte, daß sie nur noch drei

Stunden bis zur Stadt zurückzulegen habe. Diese Zeit war bereits verflossen; der Weg, auf dem sie sich befand, glich durchaus nicht der großen Straße, auf welcher sie früher geritten war. Kunigunde athmete kaum noch mehr; endlich bog Siegfried in einen äußerst engen Hohlweg ein, an dessen Ende sich eine dunkle Masse befand, die sie in der Ferne nicht recht unterscheiden konnte; es war ein Schloß auf einem Berge, welches äußerlich schon in Ruinen zerfallen zu sein schien.

Voll Schrecken lenkte Kunigunde plötzlich ihr Pferd um, aber Siegfried hielt es am Zügel zurück. „Wohin, wohin, schöne Frau?“

„Und Ihr, Treuloser, wohin führt Ihr mich?“

„Ich denke doch, daß ein Gemahl über seine Gemahlinn zu befehlen hat!“

„O Himmel! rief Kunigunde, die jetzt ihr ganzes Unglück übersah'. Ich, Eure Gemahlinn! Ungeheuer, zittere!“

Siegfried lachte laut auf, und indem er nun abstieg, hob er sie, ungeachtet sie sich mit allen Kräften widersetzte, mit leichter Mühe

von ihrem Pferde. Er eilte mit ihr über einen großen Hof, stieg eine Treppe hinauf, und legte sie dann in einem Zimmer auf ein Sopha nieder, worauf er sie verließ, und die Thüren sorgfältig zuschloß; sie befand sich in der tiefsten Finsterniß.

Nach einer halben Stunde erschien der Graf, zwei Bedienten mit Lichtern voran, welche sie niedersetzten, und sich dann wieder entfernten. Kunigunde blickte um sich, und sahe nun, daß sie sich in einem höchst alterthümlichen Zimmer befand; dieß bezeugten die an den Wänden aufgehängten Rüstungen, und überhaupt die ganze Verzierung und Einrichtung. Siegfried näherte sich ihr, und wollte ihre Hände ergreifen; sie sprang mit Blitzesschnelle auf, und setzte sich auf einen Stuhl am andern Ende des Zimmers. Der Graf wollte ihr folgen, aber in diesem Augenblick sprang sie auf einen Sessel, und ergriff einen breiten Dolch, welcher zu der daselbst aufgehängten Waffenrüstung gehörte. Mit diesem Eisen bewaffnet, befahl sie Siegfrieden stolz, sich zu entfernen.

Der Graf, über diese unerwartete Handlung erschrocken, trat einen Schritt vor ihr zurück, bat sie inständig ihn anzuhören, und schwor, daß er wider ihren Willen nichts zu beabsichtigen verlange. Er versicherte, daß der Bund ihrer Ehe geschlossen sei. .... „Schändlicher! rief sie mit dem heftigsten Zorne; vergebens suchst du mich zu täuschen! Ein rächender Genius ist noch zu rechter Zeit erschienen, um diese verwünschenswerthe Verbindung zu hintertreiben. Wäre sie zu Stande gekommen, so würde ich schon nicht mehr am Leben sein!“

Der Graf verfolgte sie noch lange mit seinen Bitten und Drohungen, aber vergebens. Endlich sagte er, daß er ihr Zeit zur Ueberlegung lassen wolle, und ihr am folgenden Tage einen unverwerflichen Zeugen vorstellen würde. Uebrigens könne sie die Nacht ganz ruhig in einem andern Zimmer zubringen, wo sie durch Niemanden gestört werden würde. Kunigunde willigte ein, sich dorthin zu begeben, ließ aber ihren Dolch nicht aus ihren Händen.

Das für sie bestimmte Zimmer war nett und bequem eingerichtet; zwei kleine Kabinets stießen daran, aber die Fenster waren sämtlich mit starken eisernen Gittern verwahrt. Auf einem Tische standen mehrere Erfrischungen aufgetragen, welche der Graf mit ihr theilen zu dürfen, sie um Erlaubniß bat. Allein sie schlug es ab; er entfernte sich endlich, schloß die Thür zweimal hinter sich zu, und ließ nun die arme Kunigunde als eine Gefangene allein. Sie überdachte jetzt das Gefährliche ihrer Lage. Wenn der Graf in der Nacht in ihr Zimmer dränge, um seine Lüste zu befriedigen, wer würde ihn daran verhindern, da er Herr der Thür war? — Um sich hiergegen zu schützen, rückte sie mit unendlicher Mühe das schwere, für sie bestimmte Bett vor die Thür, untersuchte hierauf alle Wände mit der größten Genauigkeit, um sich zu überzeugen, daß kein heimlicher Eingang vorhanden wäre, und nachdem ihre Untersuchung zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen war, setzte sie sich mit vielem Appetit zu Tische. Ihr durch so viele Erschütterungen

geschwächter Körper bedurfte der Nahrung; zwei Gläser eines alten vortrefflichen Weins, den sie in einer silbernen Flasche vorfand, stärkten ihre Lebensgeister, und einige übrigens sehr einfache Speisen schmeckten ihr ganz vorzüglich. Diese einfachen Speisen bewiesen ihr, daß das Schloß, in welchem sie sich jetzt befand, wol nicht für gewöhnlich bewohnt sein möchte; und in der That war es auch schon seit sehr langer Zeit von der Familie des Grafen gänzlich verlassen; nur ein einziger, übrigens durch Alter und Kränklichkeit geschwächter Diener bewohnte das Schloß als Kastellan.

Nachdem sich Kunigunde durch die genossenen Speisen gestärkt hatte, fühlte sie das Bedürfniß der Ruhe; aber obgleich sie überzeugt war, daß nichts Verdächtiges ihrer Untersuchung entgangen sein könnte, so verbot ihr doch eine gewisse unerklärliche Besorgniß, sich dem Schlafe zu überlassen. Sie ließ daher die ganze Nacht hindurch das Licht brennen, und warf sich ganz angekleidet auf das Bett, nicht um zu schlafen, sondern nur um ihre

ermüdeten Glieder auszuruhen. Dennoch senk-ten sich allmählich ihre Augenlieder zu.

Ungefähr zwei Stunden mochte sie so in einem halb wachenden, halb schlafenden Zu-stande gelegen haben, als ein leises Knarren sie gänzlich ermunterte. Sie sahe .... nein es konnte kein Traum sein .... in einiger Entfernung vom Bette einen Theil des Fuß-bodens sich senken. .... Ein kalter Schweiß bedeckte ihren ganzen Körper. Sie sahe Sieg-frieds Angesicht wie eine Erscheinung aus dem Fußboden hervorkommen; aber bei der schnellen Bewegung die sie machte, indem sie nach ihrem Dolche griff, schien dieses ver-haßte Gesicht wieder unter der Erde zu ver-schwinden. —

Es war in der That Siegfried, welcher, darauf rechnend, Kunigunden im tiefen Schlafe zu finden, es versucht hatte, sich mittelst einer Fallthür heimlich bei ihr einzuschleichen, sich aber sogleich wieder entfernte, als er sahe, daß sie auf ihrer Hut sei. Kunigunde stand sogleich auf, und untersuchte nun mit der größten Genauigkeit den Fußboden; nur mit

Mühe entdeckte sie die Spuren der vorhandenen Fallthür. Sie wagte es jetzt die ganze Nacht hindurch nicht mehr, sich niederzulegen; mit Ungeduld erwartete sie die Morgenröthe, um die Gegend umher betrachten zu können.

Endlich ward es hell; Kunigunde legte sich in's Fenster, und bald darauf sahe sie den Grafen sich ganz ohne Begleitung in vollem Galopp von dem Schlosse entfernen. Sie ward jetzt ruhiger; ein schwerer Stein fiel von ihrem Herzen. Zwei Stunden später klopfte ein Diener an ihre Thür, und bat ehrerbietig um Erlaubniß, ihr das Frühstück auftragen zu dürfen; sie rückte das Bett von der Thür ab, und der Diener trat ein. Kunigunde suchte ihn auszufragen, und erfuhr von ihm, daß sein Herr sich entfernt habe, um ihren Vater, den Freiherrn, aufzusuchen; daß er wenigstens zwei Tage abwesend sein würde, und befohlen habe, ihr zu erlauben, daß sie im Garten spazieren gehen könne, wenn sie es wünschte, jedoch nicht ohne Begleitung.

Kunigunde war erfreut, den Umkreis ihres Gefängnisses auf diese Art etwas erweitern

zu dürfen. Der Bediente blieb, während sie frühstückte, hinter ihrem Stuhle stehen, und rief dann einen seiner Kameraden, welcher das Geschirr wieder abtrug. Hierauf fragte er, ob es der gnädigen Frau Gräfinn gefällig sei, spazieren zu gehen.

„Nenne mich nie mit diesem verhaßten Namen, sagte sie stolz, oder ich befehle dir, dich aus meinen Augen zu entfernen. Dein Herr hat dir die Unwahrheit gesagt; noch ist er nicht mein Gemahl, und es ist jetzt mehr als zweifelhaft, daß er es je werden wird.“ — Der Bediente verneigte sich, und antwortete nicht.

Kunigunde bewaffnete sich mit ihrem Dolche, und ging hinunter in den Garten, von dem Diener begleitet, der über ihre Vorsicht lächelte. Dieser und der folgende Tag verflossen, ohne daß ihr irgend etwas zugestoßen wäre, was sie hätte beunruhigen können.

Neunzehntes Kapitel.

Am Morgen des dritten Tages lag Kunigunde im Fenster, als sie plötzlich, gegen

sieben Uhr den Grafen Siegfried, in Begleitung zweier anderer Reiter, gegen das Schloß heranreiten sahe. Zu gleicher Zeit sprengten auf einer andern, entgegengesetzten Straße drei wohlgerüstete Reiter mit der Geschwindigkeit des Windes daher.

Siegfried und seine Begleiter ritten in den Schloßhof ein; bald darauf waren auch die drei andern Reiter eingetroffen. Kunigunde glaubte, daß sie ebenfalls zur Gesellschaft des Grafen gehörten, und zweifelte nicht, daß er in einer außerordentlichen Absicht angekommen sei. Sie suchte ihren Vater unter diesen Männern zu unterscheiden; aber unter den Rüstungen, womit sie vom Kopfe bis auf die Füße bedeckt waren, hielt es schwer, irgend Jemanden zu erkennen, wenn man ihn sonst nicht an irgend einem Zeichen kannte; Kunigunde blieb also in völliger Ungewißheit.

Plötzlich hört sie in den Gängen außerhalb des Zimmers stark laufen; ein fürchterliches Klingen der Waffen mischt sich unter das laute Geschrei von Stimmen. Sie ver-

nimmt nur abgebrochene Worte: ... „Sie ist mein! Ungeheuer! .... Niemals! .... So stirb! ....“

Voll Schrecken nähert sich Kunigunde der Thür; sie wird mit Gewalt aufgestoßen, und von dem kräftigen Stoße aus ihren Angeln gehoben, fällt sie mitten in's Zimmer. Siegfried, mit unbedecktem und blutigem Haupte, von einem wüthenden Krieger verfolgt, stürmt hinein; die Klinge des Letztern schlägt wie ein Blitz in den halb kahlen Schädel des Grafen, zerschmettert ihn, und sprützt das Gehirn weit an den Wänden umher. Siegfried stürzt wie ein Klotz unweit Kunigunden zur Erde nieder, und färbt ihre Kleider mit seinem Blute. .... Der Krieger lüftet seinen Helm. Welche Ueberraschung! .... Welches Entzücken! Es ist ihr theurer Geliebter! Gustav selbst steht vor ihr, und nimmt sie halb sterbend vor Schrecken und Freude in seine Arme. —

„Kunigunde! theure Kunigunde! erhole dich! Höre die Stimme deines Geliebten, deines Gemahls; auf dem Leichnam deines

Verfolgers wiederhole ich den Schwur, dir auf ewig anzugehören!“

Diese Töne riefen Kunigunden wieder in's Leben zurück, welche trunken vor Wonne die geliebten Züge Gustavs betrachtete, in welchen noch das Feuer des erkämpften Sieges glänzte. .... O, wie schön war er unter dieser kriegerischen Rüstung!

Er erzählte ihr, durch welchen glücklichen Zufall er sie wiedergefunden habe. Durch Reichard unterrichtet, daß ihr Vater sie mit Gewalt nach Aust geführt habe, hatte er sich, ungeachtet aller Vorstellungen Orlando's, mit Ambrosio und Reichard auf den Weg gemacht.

„Urtheile, wenn Du kannst, sagte er, über meine Verzweiflung, als ich an der Stelle der ehemaligen Stadt nur rauchende Trümmer fand. Doch hörte ich bald, daß Du von jenem fürchterlichen Krieger Rolf, auf seinem eigenen Pferde, mitten durch die Flammen gerettet worden seist. Ich beschloß nun, in aller Form in dem feindlichen Lager deine Herausgabe zu fordern; aber Ambrosio's Klug-

heit hielt mich davon ab, und überzeugte mich, daß es besser sei, vorher Erkundigungen einzuziehen. In der That erfuhr er auch von den feindlichen Vorposten, daß deine Begleitung Dich auf deine Bitten, einige Stunden von Prag, allein den Weg habe fortsetzen lassen, wo Du ohne Zweifel glücklich angekommen sein würdest. Ich eile auf der Straße nach dieser Stadt weiter, mich stets nach Dir erkundigend, und erfahre in dem Wirthshause, wo das Ungeheuer Dich angehalten hatte, daß er mit Dir den Weg nach diesem Schlosse eingeschlagen habe. Gerechter Himmel! schon acht und vierzig Stunden lang warst Du in seiner Gewalt! Ich fliege mit Windeseile den mir bezeichneten Weg entlang, und erblicke endlich von ferne die Thürme dieses Gebäudes; o Himmel, ich sehe bald darauf drei Reiter auf das Schloß zueilen. Mein Haß läßt mich den schändlichen Siegfried erkennen; im Schloßhofe angelangt, springe ich vom Pferde, dringe mit entblößtem Schwerte auf ihn ein, und nenne seinen Namen; er wendet sich um, er ist es ohne Zweifel. Er flieht, ich verfolge

ihn; ein Hieb zerschmettert seinen Helm, und ich erkenne nun in seinen Gesichtszügen das Bild, das man mir von ihm gemacht hat. Er ruft, daß er Dich erst ermorden wolle, ehe er selbst den Tod finden würde. Diese fürchterliche Vorstellung steigert meine Wuth auf den höchsten Gipfel .... das Uebrige weißt Du. ... Hier liegt er todt zu deinen Füßen! .... Ich bin der Glücklichste aller Sterblichen! —"

Diese Erzählung durchdrang Kunigunden mit freudiger Liebe und Dankbarkeit; sie begab sich mit Gustav in den großen Saal, wo Ambrosio und Reichard sie bereits erwarteten. Sie waren Herren des Schlosses; sämtliche Dienerschaft war von Furcht ergriffen, und der Geistliche, welcher in Begleitung Siegfrieds angekommen war, man wußte nicht zu welchem Zweck, bat flehend um sein Leben. Reichard wurde bis zu Thränen gerührt, als er seine junge Gebieterinn gesund und fröhlich vor sich sahe.

Die weitern Erklärungen verschob man bis zu einer andern Gelegenheit, da der Auf-

enthalt im Schlosse nicht sicher schien. Ambrosio hatte in dem Stalle drei schöne Pferde bemerkt, von denen das beste, mit dem sanftesten Gange, ausgewählt ward, um Kunigunden zu tragen. Gustav warf ihr seinen Mantel um, ihr Hochzeitskleid zu bedecken, das sie immer noch trug, aus Mangel an einem andern. In kurzer Zeit verloren Gustav und Kunigunde, in Begleitung ihrer beiden Knappen, das Schloß aus dem Gesicht. —

Ohne irgend einen Aufenthalt kamen unsere Liebenden glücklich in Prag an, wo sie sich sogleich nach dem Palais des Freiherrn begaben. Die erste Person, welcher sie hier begegneten, war die gute Emma, welche vor Freuden beinahe gestorben wäre, als sie ihre geliebte Gebieterinn, an Gustavs Arme, wiedererblickte, den sie ungeachtet der Veränderung seiner Tracht sogleich erkannte.

„Ach Gott! rief sie aus; nur einen Augenblick warten Sie noch! Ihr Anblick könnte der gnädigen Frau Baroninn den Tod bringen, so schwach ist sie noch!“

„Himmel! meine Mutter, sagst Du? Sie ist also krank?“

„Krank! Ja wohl! Schon fürchtete ich, daß Sie beide einander nie wiedersehen würden.“

Hierauf erzählte ihnen die vorsichtige Emma ausführlich, was sich seit Kunigundens Abwesenheit zugetragen hatte. Sie bat um Erlaubniß, die Baroninn auf das unverhoffte Wiedersehen vorbereiten zu dürfen, und eilte dann in ihr Zimmer, um ihr so schonend als möglich die Nachricht von der Ankunft ihrer Tochter mit einem schönen Ritter beizubringen.

Die Baroninn saß düster und nachdenkend auf ihrem Sopha, nur mit dem grausamen Geschick ihres Kindes beschäftigt. Bei den weit ausgeholten Reden Emmas erhob sie sich, fiel aber halb ohnmächtig wieder zurück, und rief: „Ach, täusche mich nicht! Wo ist sie? Laß sie kommen ... und mich sterben!“

Bei diesem Ausruf einer theuren Mutter, welcher in dem Innersten der Seele ihrer Tochter wiederhallte, stürzten Kunigunde und Gustav in's Zimmer. Mutter und Tochter,

in ihren Umarmungen verschlungen, achteten des jungen Piercy weiter nicht, welcher unbeweglich und schweigend da stand. Tausend Fragen strömten aus dem Munde dieser zärtlichen Mutter; Kunigunde erzählte ihr alle Begebenheiten, welche zu wissen sie vor Ungeduld brannte, und Gustav erfuhr dadurch ebenfalls, was ihm bis jetzt noch unbekannt war.

„Gustav! Gustav! rief die Baroninn aus, Du bist der Schutzgott meines Kindes geworden! Kunigunde ist dein, nach den heiligsten Rechten! Sage mir jetzt, ob deine Geburt nicht deinem und meiner Tochter Glücke im Wege ist. Sie ist dein, ich schwöre es Dir! Ihr Vater hat durch seine Unmenschlichkeit alle Rechte über sie verloren!“

„O, sagte der junge Ritter, erröthend vor innigem Vergnügen, sie darf mir jetzt angehören, ohne sich meiner zu schämen. Zwar bin ich der Sohn eines unglücklichen Verbannten; aber sein Monarch hat ihn begnadigt, und ich kann nicht glauben, daß der Freiherr selbst, so sehr er auch gegen mich

eingenommen sein mag, sich noch länger weigern wird, sich mit der erlauchten Familie zu verbinden, deren Erbe ich bin .... mit den Piercys in England!"

„Mit den Piercys? rief die Baroninn, welche den hohen Ruf dieser edlen Familie kannte. Du bist aus dem berühmten Geschlecht der Piercys? Ach Gustav, der Himmel hat alle meine Wünsche erhört, und mein grausamer Gemahl wird über sein ehemaliges Betragen gegen Dich erröthen."

Der junge Ritter ward jetzt aufgefordert, die Geschichte seiner Reise nach England und seiner gemachten Entdeckungen zu erzählen; er that es mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit. Kunigunde, trunken vor Freude und Wonne, hatte nicht Augen genug, ihren Helden zu betrachten, den ihr Herz als einen elenden Leibeigenen wählte, und den sie reicher und mächtiger wieder fand, als sie es sich je einbilden konnte. — Der Abend, den sie heute mit einander zubrachten, ward einer der köstlichsten, den sie je erlebt hatten, und die Ba-

roninn selbst, eingewiegt durch die Hoffnung einer grenzenlosen Glückseligkeit, erlangte unter den liebevollen Küssen ihrer Tochter Leben und Gesundheit wieder.

Mitten in ihrem unendlichen Glücke ward Kunigunde dennoch ein wenig durch den Gedanken gestört, daß Gustav, im Besitze eines so berühmten Namens, jetzt anfangen möchte, über das Verbrechen ihres Vaters nachzudenken. Sie hatte ihm die schrecklichen Drohungen des fürchterlichen Rolf noch nicht mitgetheilt; dieser unversöhnliche Krieger konnte vielleicht seine Rache ausführen, und dann das Verbrechen ihres Vaters öffentlich bekannt machen, um sich zu rechtfertigen. Schaudernd überdachte sie alle diese Möglichkeiten; ihr Zartgefühl machte es ihr zur Pflicht, ihren Geliebten von allen ihren Befürchtungen in Kenntniß zu setzen, und überdieß waren die Mittheilungen, die sie ihm zu machen hatte, ein Prüfstein seiner Liebe. Sie entschloß sich also, ihm Alles zu entdecken. Am andern Morgen ward das Frühstück im Zimmer der Baroninn eingenommen; Gustav bemerkte die

Wolken, welche die Stirn seiner süßen Geliebten umschleierten. Er grollte deßhalb mit ihr; ihre Mutter vereinigte sich mit ihm, sie um Enthüllung der Ursache zu bitten.

„Oft, sagte Kunigunde, erscheint an dem heitersten Himmel ein schwarzer Punkt, den man anfangs kaum bemerkt, der aber dennoch in kurzer Zeit zum fürchterlichen Ungewitter heranwächst.“

„Was willst Du damit sagen?“ rief der liebende Piercy in der höchsten Unruhe.

„Daß wir vielleicht zu glücklich sind, um uns einer Dauer unseres Glückes schmeicheln zu dürfen.“

„Aber was fürchtest Du denn, liebes Kind?“ sagte die Baroninn. Rede, erkläre Dich.“

„Ich habe Ihnen gestern nicht erzählt, welchen Schrecken mir der wilde Krieger verursacht hat, der mich sterbend dem Altare entriß. .... Ich glaube, daß ich meine Rettung nur einem Schreiben des Grafen Hartenfels an ihn verdanke, ohne Zweifel auf

Bitten meiner Freundinn Adelheit. In diesem Schreiben forderte Hartenfels seinen Freund auf, ihm in mir seine Geliebte .... seine künftige Gemahlinn zu befreien."

„Gerechter Himmel!"

„Und deßhalb hat die ganze Stadt Auft ihren Untergang gefunden, weil mein Vater darin befehligte. Die Rache des fürchterlichen Rolf hatte dabei nur Einen Mann zum Gegenstande, und dieser ist mein Vater. Ihn will er seinem Hasse aufopfern; dieß hat er mir geschworen, und der Himmel weiß, ob der Schwur eines solchen Kriegers unerfüllt bleiben kann."

„Guter Gott! sagte die Baroninn; und warum? Woher kennt er ihn?"

„Ich weiß es nicht; genug, er will sich rächen, an meinem Vater rächen! O, ich zittere; wie können wir ihn retten?"

„Ich will deinen Vater retten, sagte Gustav; ich will seinen Feind bekämpfen und besiegen."

„Um Gottes willen, nein! rief Kunigunde

erblassend. Gustav! Gustav! denke nicht daran, oder ich sterbe.“

„Wie? Was meinst Du Kunigunde?“

„Daß Du diesen fürchterlichen Krieger, der in den Schlachten grau geworden ist, meiden sollst.“

„Eben deßwegen, sagte der feurige junge Ritter, welcher in der That schon vor Ungeduld brannte, sich mit einem so fürchterlichen Gegner zu messen, eile ich, ihn aufzufinden. Ehe ich mit ihm kämpfe, muß ich eine Unterredung mit ihm haben, und mich versichern, daß es dein Vater ist, dem er nachstellt. In diesem Falle muß ich mich natürlich zum Beschützer desjenigen erklären, den ich mich anschicke meinen Vater zu nennen.“

Kunigunde war untröstlich, aber je mehr sie bat, desto hartnäckiger bestand Gustav auf seinem Willen. Auf einmal unterbrach die plötzliche Ankunft des Freiherrn diese Unterredung.

Er stürzte wie ein Wahnsinniger in's Zimmer; ohne den Ritter zu bemerken, warf

er sich in einen Lehnstuhl, und rief: „Ich bin verloren! auf ewig verloren! ... Ich habe ihn gesehen! Er ist es! Ich habe ihn erkannt!“

„Gott im Himmel! Wer denn? Wer....“

„Wir müssen fliehen, sagte er aufstehend. Selbst in der Hölle könnte ich ihm noch begegnen.“

„Aber mein Gott! rief die Baroninn voll Schrecken, so erkläre dich doch!“

„Nichts! Madame, nichts! Auch die einzige Stütze, die mir noch übrig blieb, habe ich verloren; Siegfried ist nicht mehr, meine verbrecherische Tochter hat ihn ermorden lassen.“

„Wie! sagte Kunigunde, Sie beschuldigen mich, mein Vater?“

„Ich bin es, Herr Ritter, sagte Gustav, der ihn getödtet hat.“

Als der Freiherr diese Stimme hörte, bemerkte er erst den Jüngling, erkannte ihn aber nicht. —

„Wer, Sie?“

„Gustav von Piercy, Ihr Freund, Ihr

Schwiegersohn und Ihr Rächer, wenn Sie es befehlen."

„Gustav von Piercy! schrie der Freiherr mit einer schrecklichen Stimme; Sie? ...." Mit diesen Worten trat er näher an ihn heran, als ob er jeden seiner Gesichtszüge genauer zergliedern wollte. Hierauf trat er schaudernd wieder zurück: „Nie! niemals! Fort, aus meinen Augen! ...." Seine Blicke verdunkelten sich, und bewußtlos fiel er rücklings auf den Fußboden nieder.

Alle Versuche, ihn wieder zu sich zu bringen, waren vergebens. Man trug ihn in sein Zimmer, und legte ihn in's Bett; erst nach sechs Stunden kehrte sein Bewußtsein zurück. Seine Gemahlinn und Tochter, welche sich nicht von seinem Bett entfernt hatten, erwarteten ängstlich, daß er reden möchte. Der Freiherr blickte mit rollenden Augen im Zimmer umher; es schien, als wenn er Jemanden suchte. Endlich fragte er, wer der Ritter sei, den er an der Seite seiner Tochter gesehen habe.

„Es ist der junge Gustav, jetzt Sir Piercy,

mit der Gunst des Königs von England begnadigt, und überdieß der Besitzer von ungeheuren Reichthümern, die er Kunigunden zu Füßen legt."

„Er! .... Und wie kommt er dazu, von dem Blute der Piercys zu sein?"

„Ich kann Dir seine wunderbare Geschichte erzählen, wenn Du sie hören willst. —" Der Freiherr verlangte es, und die Baroninn erzählte ihm nun Alles, was sie aus Gustavs Munde erfahren hatte. Thassilo hörte ihr mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, und Kunigunde verwandte keinen Blick von seinen Gesichtszügen, um den Eindruck, welchen diese Geschichte auf ihn machte, zu errathen; aber es ließ sich keine Spur von dem, was er davon dachte, entdecken.

Als die Baroninn ihre Erzählung geendigt hatte, zeigte sie ihm das goldene Kästchen des Herzogs von Gloucester, mit der Inschrift und den darin enthaltenen Juwelen; ferner die beiden Urkunden, die des Königs und des Grafen von Northumberland. — „Lies, sagte

sie, und erkläre Dich; aber vergiß nicht, daß Du über das Glück oder Unglück zweier Wesen entscheiden sollst, welche der Himmel für einander bestimmt zu haben scheint."

Der Freiherr las die beiden Urkunden aufmerksam durch, fuhr sich dabei mehrmals mit der Hand über die Stirn, und gab darauf seiner Gemahlinn und Tochter, ohne ihnen die so sehnlich erwartete Antwort zu ertheilen, ein Zeichen, sich zu entfernen. Die Urkunden und das Kästchen behielt er indessen an sich.

Zwanzigstes Kapitel.

Thassilo konnte die ganze Nacht hindurch kein Auge schließen. Der anbrechende Morgen fand ihn noch mit dem Nachdenken über die Vortheile der Verbindung mit den Piercy's beschäftigt. Ohne Zweifel übertrafen sie weit diejenigen, welche ihm die Verbindung mit dem Grafen Siegfried gewährt haben würde, und dennoch .... ein unbesiegbares Hinderniß zwang den Freiherrn, sich der Vermählung seiner Tochter mit Gustav zu widersetzen. Aber was für Gründe sollte er seiner Ge-

mahlinn und Tochter für seine Weigerung angeben? wie den jungen Ritter von Kunigunden entfernen, und seine Heftigkeit bezähmen? — Endlich beschloß er dennoch, Gustaven die Hand Kunigundens zu versagen, indem er voraussetzte, daß Orlando ihm von seinem Verbrechen nichts entdeckt haben möchte; seine eigene Gemahlinn sollte dem Geliebten seiner Tochter entdecken, daß er ein Verbrecher sei, welches, wie er hoffte, ihn sogleich zurückscheuchen würde. Doch nahm er sich vor, die Art seines Verbrechens durchaus zu verschweigen.

Er ließ die Baroninn zu sich rufen, und machte ihr seinen Willen bekannt; sie erstarrte. „Gerechter Himmel! rief sie, einer Ohnmacht nahe, aus; welches Opfer ist von deiner Hand gefallen? Entdecke mir dieß wenigstens noch; woher kann jener Krieger, welcher Kunigunden vom Altare hinweg führte, Rolf ....“

„Wie! sagte der Freiherr, woher weißt Du?“

„Er hat ihr schreckliche Drohungen ge-

macht, ohne sich jedoch zu erkennen zu geben, oder ihr irgend etwas zu entdecken. Aber ich zweifle nicht mehr daran, er ist es, den Du fürchtest, der Dich verfolgt! ... Bist Du mit ihm zusammengetroffen?“

„Ja, und ich habe seine fürchterliche Stimme gehört. Aust und Selditz, beide Städte liegen in Trümmern, weil ich darin gegenwärtig war. In beiden suchte ich einen Zufluchtsort vor seiner Wuth und Rache. „Allenthalben werde ich Dich verfolgen, allenthalben, selbst bis in die Hölle! ....“ Dieß waren seine Worte, welche immer wieder in meine Ohren schallten. — Doch frage mich nicht weiter, ich antworte Dir nicht. Uns bleibt kein anderer Ausweg übrig, als im Geheimen aus diesem Lande zu entfliehen, um der Verfolgung meines Feindes zu entgehen. Wir müssen fliehen, noch ehe er vielleicht eine öffentliche Anklage gegen mich erhebt, ehe mich das Schwert des Gesetzes erreichen kann.“

Die Baroninn war nicht im Stande, ein Wort gegen diese Eröffnungen hervorzubringen.

Zwar blieb ihr immer noch das Verbrechen ihres Gemahls ein Geheimniß; aber sie sahe nun selbst ein, daß diese Ehe, welche ihr seit einigen Tagen schon im Voraus so viele Freude verursachte, niemals geschlossen werden könne. Sie vergoß Ströme von Thränen, und entfernte sich endlich, um sich einsam auf ihrem Zimmer desto ungestörter ihrem Kummer zu überlassen; aber um dorthin zu gelangen, mußte sie durch den Saal passiren. Hier waren Gustav und Kunigunde; sie erblickt sie und will umkehren; aber sie haben sie schon gesehen. Großer Gott, welch ein Donnerschlag für beide, als sie die Baroninn in diesem untröstlichen Zustande fanden! Kunigunde erblaßte, Gustav eilte ihr heftig und aufgebracht entgegen. „Wie, gnädige Frau! hätte Ihr grausamer Gemahl ....“

„Nein, Ritter .... nein, geben Sie ihm keine Schuld; beklagen Sie ihn vielmehr, und lassen Sie mich!“

Sie wollte sich entfernen; Kunigunde näherte sich in Thränen, schmerzhaft ihre

Hände ergreifend, und beschwor sie, ihr Alles mitzutheilen.

„Kunigunde! sagte die Baroninn mit anscheinender Festigkeit; wir müssen auf alles Glück der Erde Verzicht leisten. In einem andern Leben wird der Himmel uns ohne Zweifel belohnen, aber .... Du weißt, wie sehr ich Dich liebe, wie sehr ich diese Verbindung Deinetwegen wünschte! — Und doch muß ich die Weigerung deines Vaters billigen; sie ist gerecht, ja sogar zart und schonend."

„Genug, genug! schrie der junge Piercy, mit Augen, die vor Freude funkelten. Ich kenne jetzt die Ursache, welche den Freiherrn zurückhält. O, gnädige Frau, ungeachtet seines Verbrechens ist Ihre Tochter mein, mein vor Gott und den Menschen! Kunigunde, theure Kunigunde, trockne deine Thränen! Gustav von Piercy gehört nicht zu jenem gewöhnlichen Schlage der Menschen, die sich vor einer lächerlichen und grausamen Gewohnheit beugen. Von jeher habe ich gewußt, den Unschuldigen von dem Schuldigen zu unterscheiden."

Mit diesen Worten stürzte er aus dem

Sal, und wie ein Sturmwind in das Zimmer des Freiherrn, der weit entfernt war, an einen so unerwarteten Besuch zu denken. Ohne Umstände, und mit einer unbeschreiblichen Heftigkeit, rief er dem Freiherrn zu: „Herr Baron, ich weiß, was Sie abhält!“

Thassilo erblaßte, und da er in seiner Verwirrung glaubte, daß die Baroninn so unvorsichtig gewesen sei, ihn schon jetzt zu unterrichten, rief er erschrocken aus: „Wie! hätte meine Gemahlinn ....“

„Keinesweges; Sie scheinen aber ganz meine Verhältnisse zu dem Grafen Monferino vergessen zu haben.“

„O Himmel, er hat Ihnen erzählt ....“

„Alles! Es war seine Pflicht, es zu thun, weil er einem Piercy seinen ganzen Abscheu vor einer solchen Verbindung mittheilen wollte. Aber er hat mich schwören lassen, das Geheimniß für mich zu behalten; sein Sie also ruhig. Ich weiß, daß Sie der grausamste und unnatürlichste Bruder gewesen sind; aber Kunigunde hat deßhalb nicht aufgehört, ein

Engel in meinen Augen zu sein, ein Engel, den der Himmel Ihnen ohne Zweifel zugesandt hat, um durch seine Tugenden Ihr Verbrechen wieder gut zu machen. Kunigunde, so rein wie der erste Strahl der Frühlingssonne, hat schon seit langer Zeit den Schwur der ewigen Treue mit mir gewechselt; sie ist mein, sie wird meine Gemahlinn, aller Macht der Erde zum Trotz. .... Hören Sie mich, Thassilo. Ich kenne den Feind, den Sie fürchten; aber denken Sie nicht weiter an ihn. Bin ich heute der Gemahl Ihrer Tochter, so befreie ich Sie morgen von Ihrem Verfolger, oder er muß sich den Weg zu Ihnen über meinen Leichnam bahnen. Gustav schwört, Sie bis zu seinem letzten Athemzuge zu beschützen."

Thassilo's Bestürzung schien sich zu vermehren, aber Gustav achtete nicht darauf, und fuhr fort:

„Von dieser Seite sind Sie also sicher; überdieß verlasse ich diese Gegenden, und kehre nach England zurück. Sie theilen dort meine Reichthümer und mein Schicksal mit mir,

und verleben in Ruhe den Rest Ihrer Tage bei Ihren Kindern. Sind Sie es so zufrieden? Reden Sie, erklären Sie sich! —"

Unentschlossen sah ihn der Freiherr eine lange Zeit verwundert an; plötzlich, als wenn ihm ein neuer Gedanke eingefallen wäre, schien sein Gesicht heiterer zu werden; nachdenkend ging er einige Zeit im Zimmer auf und nieder; endlich stand er still, und sagte:

„Sie beben also nicht vor dem Gedanken zurück, sich mit der Familie eines Mörders zu verbinden? Werden Sie mit der Zeit Ihre Gesinnungen nicht ändern, und den Vater wie die Tochter immer mit demselben Auge betrachten, was sich auch immer nur ereignen möchte?"

Gustav versicherte ihn, daß weder Zeit noch Umstände über ihn irgend eine Gewalt ausüben könnten. „Nicht seit heute, sagte er feurig, habe ich mich von der Gewalt meiner Liebe zu Kunigunden überzeugt. Uebrigens ist mein Wille unwiderruflich. Schon hundert Mal habe ich zu mir selbst gesagt: Thassilo

ist ein Ungeheuer, ein Tiger, er hat seine Schwester gemordet; seine Gegenwart muß jedem, der sein Verbrechen kennt, den tiefsten Abscheu einflößen. Aber Gott selbst, der Allbarmherzige, gewährt einer aufrichtigen Reue Vergebung, und ein gerechter Mann muß ihm nachzuahmen streben, so viel an ihm ist. Ich will es thun, indem ich mich mit der Tochter eines Verbrechers verbinde, die die Unschuld und Tugend selbst ist, seine That in Vergessenheit begraben. Und sollte die ganze Welt mich mit ihrer Verachtung bedrohen, so werde ich stark genug sein, dieses Joch abzuschütteln, indem ich ihr mit Stolz meine Gemahlinn zeige."

Thassilo, voll Erstaunen sowol über die Charakterstärke, als über die Freimüthigkeit des jungen Ritters, reichte ihm jetzt die Hand, und sagte:

„Ich bin von der Aufrichtigkeit Ihrer Gesinnungen überzeugt; schwören Sie mir also, meine Unthat durchaus zu vergessen, und mich, in allen Fällen, selbst auf Kosten Ihres Blutes, gegen jeden Feind zu be-

schützen. — Um diesen Preis sollen Sie mein Schwiegersohn sein!"

„Ich nehme den Himmel zum Zeugen meines Schwurs! Thassilo, ich will Ihre Ehre und Ihr Leben vertheidigen bis zum Grabe, und wäre es auch gegen meine eigene Familie, wenn Ihr Verbrechen jemals zur Kenntniß derselben kommen sollte!"

„Der Blitz des Himmels möge den Meineidigen vernichten!" fügte der Freiherr hinzu, und gab hierauf dem Ritter den Versöhnungskuß. Gustav eilte, trunken vor Freude, zu Kunigunden, die er noch bei ihrer Mutter fand, beide in ihren Thränen schwimmend.

„Kunigunde! rief er aus, Du bist mein, mein auf immer!" und in dem Uebermaße seines Entzückens schloß er sie in seine Arme, und wagte es, auf ihren jungfräulichen Mund den feurigen Wollustkuß der Liebe zu drücken.

Das lebhafte Roth des Vergnügens und der Scham färbte ihr Gesicht, und das Gefühl ihres Glücks verscheuchte plötzlich die Traurigkeit, welche noch so eben ihre schönen

Augen umwölkt hatte. Die Baroninn konnte kaum ihren Ohren trauen; auch sie überschüttete Gustav mit seinen Liebkosungen, indem er sie seine Mutter nannte.

Da der Freiherr keine Zeit zur Vollziehung der Vermählung bestimmt hatte, und keine andere Bedingung für seine Einwilligung verlangte, als die wir schon kennen, so konnten also unsere Liebenden den Tag der Hochzeit bestimmen. In acht Tagen wollten sie vor dem Altare auf ewig mit einander verbunden sein, und obgleich diese Zeit kaum zu den glänzenden Vorbereitungen hinreichte, so wollten sie doch der Baroninn keinen Tag länger bewilligen.

In einem Augenblick war die Dienerschaft von diesem glücklichen Ereigniß unterrichtet, zwei Stunden nachher die ganze Stadt. Ströme von Glückwünschen überschwemmten von allen Seiten das Haus. Besonders war Kunigundens beste Freundinn, die schöne Adelheit, hoch erfreut über ihr Glück. Mit ihr kam der Graf Hartenfels, als ein alter Freund der Familie. Seine Auswechslung war

endlich zu Stande gekommen, und er stand im Begriff, zu seinem Heere zurückzukehren. Beim Anblicke Kunigundens konnte sich indessen Hartenfels doch nicht einer gewissen Verlegenheit erwehren, und er blieb kalt und ernst, so sehr sich auch Gustav, der von seinem Edelmuth unterrichtet war, bestrebte, ihn gesprächig zu machen. Ach, ohne Zweifel demüthigte ihn der Anblick seines glücklichen Nebenbuhlers. Gustav und Kunigunde, welche ganz das Schmerzliche seiner Lage fühlten, wandten Alles an, ihm schonend zu begegnen. Er schien ihre Aufmerksamkeiten dankbar anzuerkennen, doch blieb er traurig und niedergeschlagen. Er sprach sehr wenig, und entfernte sich bald wieder, indem er einen Augenblick wählte, wo Gustav nicht im Zimmer war. Unser Held erblickte ihn noch in der Hausthür, und ging auf ihn zu.

„Ritter, sagte Hartenfels, es ist mir lieb, Sie allein zu sprechen. Können wir uns einen Augenblick ungestört mit einander unterhalten? Meine Wohnung ist ganz nahe; wollten Sie mich wol dahin begleiten?“

„Sehr gern," antwortete Gustav überrascht; er nahm seinen Arm, und in Kurzem war er in seiner Wohnung. „Die lebhafte Theilnahme, sagte der Krieger, indem er Gustav bat, sich zu setzen, welche Sie mir einflößen, wird meine Freiheit entschuldigen. Wenn das Gerücht nicht falsch ist, so werden Sie sich mit Kunigunden von Duttingstein vermählen?"

„So ist es," sagte der Jüngling, welcher nicht wußte, was diese Einleitung bezweckte.

„Da ich überzeugt bin, fuhr Hartenfels fort, daß Sie mir für die Nachricht, die ich Ihnen mitzutheilen habe, danken werden, so nehme ich keinen Anstand. Thassilo von Duttingstein, sagt man, ist nicht ohne allen Makel ...."

„Ritter, sagte Gustav stolz, da ein Mann von Ehre dergleichen Behauptungen nicht zu wiederholen pflegt, ohne die gültigsten Beweise in Händen zu haben, so vermuthe ich, daß auch Sie damit versehen sind."

„Hören Sie: auch ich habe in den Fesseln

der liebenswürdigen Kunigunde geschmachtet, wie Ihnen vielleicht bekannt ist; einer unserer Krieger, mein Freund, hat sie auf mein Ansuchen den Armen des unwürdigen Siegfried entrissen. Lesen Sie jetzt, was mein Freund, nachdem er von meiner Leidenschaft unterrichtet worden, mir darüber geschrieben hat.“ Mit diesen Worten übergab er Gustav einen Brief, den dieser nicht ohne die größte Bewegung las:

Rolf an seinen Freund Hartenfels.

„Ich habe Deine Geliebte gerettet, weil Du es wünschtest; denn das Geschlecht von Duttingstein habe ich dem Grabe gewidmet.“

Der junge Piercy machte eine Bewegung des Abscheues, und fuhr fort:

„Gott! .... Welche Wahl hast Du getroffen! .... Zittere, dabei zu beharren; die Fackeln der Höllenfurien möchten sonst dieses unglückliche Hochzeitfest beleuchten! — Vernimm erst, was ich Dir zu erzählen habe, und dann wage es noch, Dich mich Deiner Geliebten zu verbinden! Gewiß wird der Abscheu

Dich erfüllen, welchen das Verbrechen und die Schande immer der Tugend und der Ehre einflößen; auf jeden Fall aber sei überzeugt, daß selbst meine wahre Freundschaft gegen Dich das Opfer, das ich zu meiner Rache bestimmt habe, nicht retten wird. Lebe wohl.

Rolf."

Gustavs Auge flammte vor Zorn, als er gelesen hatte. „Erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, ihm zu sagen .... oder vielmehr erlauben Sie, daß ich ihm schreiben kann."

Er setzte sich an den Tisch, und schrieb einige Zeilen, machte dann den Brief zu, und übergab ihn dem Grafen Hartenfels mit den Worten: „Ich hoffe, daß er mir selbst die Antwort bringen wird."

„Sir Piercy, rief Hartenfels aus, ich beschwöre Sie, mäßigen Sie Ihren Zorn; ich bin zu sehr von der Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe meines Freundes überzeugt; also hören Sie ihn erst an, ehe Sie ihn zum Kampfe herausfordern, dessen Ausgang, ich sage es mit Bedauern, nicht zweifelhaft ist."

„Behalten Sie Ihr Mitleid für Andere, als für mich, sagte Gustav mit Stolz; Rolf muß mich erst besiegt haben, ehe ich glauben kann, daß er unüberwindlich sei. Doch, setzte er mit sanfterer Stimme hinzu, ihm die Hand reichend, thut es mir leid, daß wir uns so bald von einander trennen müssen. Ritter! ich würde Ihnen zu beweisen gesucht haben, daß ich der Freundschaft eines Mannes wie Sie nicht unwürdig bin. Aber versprechen Sie mir jetzt, daß Sie die Gefälligkeit haben wollen, diesen Brief sogleich nach Ihrer Ankunft im Lager Rolfen zu übergeben.“

„Ich verspreche Ihnen, erwiederte Hartenfels, daß er ihn in drei Tagen haben soll; eher kann ich nicht in unserm Lager eintreffen. Dann sind abermals drei Tage nöthig, um die Antwort hierher zu bringen, und Sie können um so gewisser sein, sie zu erhalten, als Rolf bei dergleichen Gelegenheiten noch niemals auf sich hat warten lassen.“

Wohl! sagte Gustav, schüttelte dem Grafen nochmals die Hand, und entfernte sich. — „Unvorsichtiger Jüngling! rief Hartenfels, den

Brief maschinenmäßig zwischen den Fingern umherdrehend, Du gehst deinem Verderben entgegen! Wer zwingt ihn dazu! Hätte er nicht lieber eine friedliche Zusammenkunft mit unserm Rolf wünschen sollen, da er doch die Geheimnisse und das Schicksal jener Familie in seinen Händen zu haben scheint? —

Unterdessen Hartenfels, aus seiner langen Gefangenschaft befreit, dem feindlichen Lager zueilte, wurden in Prag die prächtigsten Anstalten getroffen, um die Vermählung Gustavs und Kunigundens mit allem gebührenden Glanze zu feiern. So erschien der sechste Tag, wo Gustav Rolfs Antwort erwartete; aber die Sonne ging wieder unter, ohne daß sich weder der Krieger selbst, noch ein Bote von ihm sehen ließ. Was konnte die Ursache dieser Zögerung sein?

Nur noch zwei Tage, und Gustav stand an dem so lange ersehnten Ziele. In zwei Tagen sollte er der glückliche Gemahl Kunigundens sein. .... Fürchterlicher Rolf, zögere noch in deinem Laufe; o laß ihn wenigstens

einmal, ehe er Dir gegenübersteht, den Preis so vieler Liebe genießen. ....

Am folgenden Morgen, einen Tag vor dem zur Vermählung bestimmten Tage, kam plötzlich ein Mann außer Athem im Hause des Freiherrn an; es war Horst, der Jäger, den der Leser gewiß noch nicht vergessen hat. Aus seiner Eile schließt die Dienerschaft, daß er eine wichtige Nachricht zu überbringen habe; er will den Freiherrn selbst sprechen, und tritt daher in den Sal, wo die ganze Familie versammelt ist. „Ach Gott! gnädiger Herr, Sie wissen noch nicht! Ihr Schloß! Das Schloß Duttingstein! Es ist verschwunden! Nichts ist mehr davon vorhanden, kein Stein mehr auf dem andern!"

Das Schloß! schrieen Alle voll Schrecken.

„Ja, wie ich Ihnen sage, schon seit vier Tagen, am Tage vorher, ehe ich hieher geeilt bin. Der Feind hat es in Brand gesteckt, und darauf noch, gleichsam zu seinem Vergnügen, auf eine fürchterliche Art bombardirt."

„Aber wie ist es denn zugegangen?" sagte der Freiherr voll Unruhe.

„Ja, meiner Treu, das weiß ich nicht. Alles was ich Ihnen davon sagen kann, ist, daß die ganze Garnison über die Klinge hat springen müssen. Ich für meine Person war glücklicher Weise gerade im Walde; übrigens glaube ich aber, daß die wüthenden Rothmäntel keine Hütte im ganzen Lande stehen lassen werden."

Die Rothmäntel! sagte der Freiherr maschinenmäßig.

„Freilich, die Rothmäntel. Die Bauern sagen, es sei jene verdammte Höllenschaar, von welcher man sich seit diesem Feldzuge schon so viel erzählt."

„Abermals er! sagte Thassilo schaudernd. Ueberall und immer er!"

„Es ist Rolf, ohne Zweifel, rief Gustav heftig aus; sollte ich Sie denn nie an ihm rächen können!"

Niemals! sagte der Freiherr, und gab dem alten Horst ein Zeichen, sich zu entfernen.

Gustav wollte den Freiherrn ausfragen, dieser aber zog sich ebenfalls aus dem Zimmer zurück; Kunigunde und die Baroninn erstarr-

ten bei dem Ausrufe: „Wollte Gott, daß er uns nicht noch größeres Unglück bereitet!“

Gustav, der vollkommen mit der Geschichte der unglücklichen Henriette bekannt war, wenigstens so weit sie Orlando kannte, suchte vergebens zu ergrübeln, wer wol der geheimnißvolle und schreckliche Rolf sein möchte, und in welcher Beziehung er sich an dem Freiherrn zu rächen habe. Ohne Zweifel sind auch unsere Leser neugierig, den Anführer der Höllenschaar kennen zu lernen. Wir wollen zu diesem Zweck Gustav und die Anstalten zu den Vermählungsfeierlichkeiten, den Freiherrn und seine Gemahlinn und Tochter auf einige Zeit verlassen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Nur wie durch ein Wunder war der Freiherr den fürchterlichen Rolf in Seldiß entkommen, wie wir weiter unten hören werden. Schäumend vor Wuth, seine Spur verloren zu haben, wandte er sich nun mit seiner Höllenschaar, und einem Theile des Kriegsheeres, zu welchem er gehörte, in die Gegend, wo er

wußte, daß des Freiherrn Schloß und Güter lagen, um wenigstens an diesen fürs Erste seine Rache zu kühlen. Aber allenthalben ging ihm sein Ruf vorher, und die Einwohner des Landes verließen bei seiner Annährung Hab und Gut, um wenigstens ihr Leben zu retten. So fand er auch die Gegend um das Schloß Duttingstein menschenleer; das letztere ließ er sogleich von seinen Truppen umzingeln, und machte in Person, in Begleitung seines treuen Freundes Fielding, die Runde um dasselbe, um die beste Angriffsseite zu erforschen. Bernhard, welchen der Freiherr mit einer Besatzung im Schlosse zurückgelassen hatte, setzte sich in Vertheidigungszustand.

Indem Rolf die Runde machte, erblickte er unweit der Gartenmauer einen Mann, der auf eine kleine Thür in dieser Mauer zuging. Er rief ihm zu, stehen zu bleiben, und der Mann gehorchte.

„Wer bist Du, und wo gehst Du hin?“

„In dieses Schloß, wo ich Gärtner bin. —“ Es war wirklich Arnold, den das Unglück traf, diese Zusammenkunft zu haben.

„Ist der Freiherr zu Hause?"

Nein; er ist mit seiner Familie schon seit mehreren Monaten abwesend.

„Wie stark ist die Besatzung des Schlosses?"

Arnold zögerte, zu antworten.

„Antworte, und zwar aufrichtig, oder es ist um dein Leben geschehen. Wenn ich die Stärke der Besatzung wissen will, so geschieht es nur zu ihrem eigenen Heile, um sie zu warnen; sollte sie sich stark genug glauben, mir Widerstand leisten zu wollen, so lasse ich sie über die Klinge springen."

„Nun, so sei unsern Leuten der Himmel gnädig; denn Sie würden lange warten müssen, Herr, bis Ihnen freiwillig die Thore geöffnet werden möchten."

„Aber wie viel sind ihrer?"

„Vierzig Mann, lauter Teufelskerle, an ihrer Spitze Bernhard, der Haushofmeister des Freiherrn; es fehlt ihnen weder an Waffen, noch an Lebensmitteln."

„Gut, sagte Wolf; jetzt mache diesen Bernhard mit meinem Entschlusse bekannt, und

bringe mir die Antwort. Aber Du selbst, hörst Du, oder Du bist verloren, wenn Du im Schlosse bleibst."

Arnold ging; Rolf rief ihn noch einmal zurück.

„Bist Du schon lange im Dienst des Freiherrn?"

„Ja, und nur allzulange; aber warum fragen Sie danach?"

„Wie lange?"

„Hundert und zwanzig oder dreißig Jahre, vom Vater auf den Sohn."

„Hast Du einen gewissen Werner in diesem Schlosse gekannt?"

„Mein Gott! rief Arnold, mehrere Schritte zurücktretend, wären Sie es vielleicht selbst? Heilige Jungfrau, steh' uns bei!"

„Wie! sagte Rolf; woher dieser Ausruf? Hättest Du Theil an dem Verbrechen deines Herrn? Unglücklicher! dann soll dein Blut zuerst das Grab eines Schlachtopfers färben."

„Ach, Sie sind nicht Werner, rief Arnold aus; denn Niemand, als er, hat meine Anhänglichkeit an meine gute Gebieterinn, Frau

kein Henriette besser gekannt! Ohne Zweifel reden Sie doch von ihr, Herr!“

„Wenigstens ist sie es, die ich rächen will.“

„Guter Gott! aber wer sind Sie?“

„Was geht es Dich an? Geh, und mache dem Anführer dieser elenden Besatzung meinen Entschluß bekannt; dann bringe mir selbst die Antwort. Sage ihm ja, daß seine Weigerung, sich zu ergeben, ihm das Leben kostet. Ich gebe eine Viertelstunde Zeit; dann greife ich an.“

Arnold eilte, sich seiner Botschaft zu entledigen, aber der stolze Bernhard lachte nur darüber. „Und wie viel sind ihrer denn, die sich so wichtig machen? Wo haben sie ihre Kanonen?“

„Ich habe Euch weiter nichts zu sagen, als daß für Euch das Ende der Welt da ist, wenn Ihr nur ein einziges Gewehr abfeuren lasset. Auf alle Fälle gehe ich indessen, Eure Antwort zu überbringen.“

„O, daraus wird nichts! Jetzt, da Du einmal hier bist, wirst Du auch hier bleiben.“

„Wie, rief Arnold zornig, und woher habt Ihr das Recht, mich zu hindern?“

„In solchen Augenblicken, wie die jetzigen, lasse ich Niemand aus dem Schlosse, aus Furcht vor Vorrath; ich handle hier nur, wie's meine Pflicht gebietet, und die deinige ist, zu gehorchen. Geh, und hole deine Flinte, um das Schloß vertheidigen zu helfen.“

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich ein Gewehr auch nur anrühre. Um, wie Ihr Andern alle, meine Bezahlung zu erhalten, nicht wahr? O, so dumm sind wir nicht. Meine Waffe ist die Hacke, oder der Spaten, womit ich die Kartoffeln aus der Erde grabe, und der Feind soll mich bei keiner andern Beschäftigung, als bei meinem Handwerk finden.“

Mit diesen Worten wollte er sich entfernen; aber Bernhard drohte, ihn in den Thurm werfen zu lassen, wenn er sich widersetzen würde. Da Arnold nicht so leicht mit sich machen ließ, was man wollte, so ward er wirklich mit Gewalt in den Thurm gesperrt. Hier tröstete ihn indessen die Vorstellung, daß er

nun doch wenigstens nicht mit den Waffen in der Hand gefunden werden würde, wenn der Feind das Schloß erobern sollte.

In der That ließ Rolf nach Verlauf der festgesetzten Viertelstunde angreifen; ungeachtet die Besatzung ein tüchtiges Feuer unterhielt, so konnte doch nichts die unüberwindlichen Krieger der Höllenschaar abhalten, die Mauern zu ersteigen. In kurzer Zeit war das Schloß in ihren Händen; Alles, was sich ihnen widersetzte, darunter auch Bernhard selbst, wurde niedergemacht; nur der wehrlosen Dienerschaft schenkte Rolf das Leben. Er fragte sogleich nach dem Gärtner; man sagte ihm daß er im Thurme eingesperrt sei; sogleich ward er herbeigeholt. Arnold entschuldigte sich, daß er mit Gewalt verhindert worden sei, ihm die verlangte Antwort zu überbringen, und Rolf schien zufrieden mit dieser Entschuldigung.

„Du scheinst mir näher mit dem Schicksal des liebenswürdigsten und zugleich des unglücklichsten aller Weiber bekannt zu sein, sagte Rolf; erzähle mir Alles, was Du weißt,

aber zittere, wenn ich Dich auf einer Unwahrheit ertappe."

Arnold versicherte ihn, daß er nur wenig von dem Geheimniß jenes Verbrechens wisse, und machte ihn darauf mit allen den Einzelnheiten bekannt, welche er schon früher Orlando'n mitgetheilt hatte. Mehr als einmal traten dem wilden Krieger bei dieser Erzählung Thränen des Schmerzes und der Wuth in die Augen; hierauf befahl er dem Gärtner, brennende Fackeln herbeizubringen. Arnold schauderte, aber gehorchte; er glaubte, daß sie zur Anzündung des Schlosses dienen sollten. „Jetzt führe mich in das Familiengewölbe des Ungeheuers!" sagte Rolf, und Arnold beruhigte sich wieder. Er führte den Sieger in Begleitung seines Freundes Fielding in die Kapelle, und zeigte ihm hier die Thür zum Gewölbe. „Einen Schlüssel dazu habe ich aber nicht," bemerkte der Gärtner. Rolf lächelte, und befahl ihm, eine Art zu holen. Nur wenige Schläge reichten hin, die Thür zu zertrümmern, und Rolf stieg nun zuerst die Treppe hinab, welche in das Gewölbe führte.

Das Gewölbe war trocken, und sehr geräumig; an beiden Seiten der Mauern standen zwei Reihen von Gräbern, alle mit Inschriften versehen, unter denen das Auge Rolfs begierig umhersuchte. Endlich fand er das Grab der unglücklichen Henriette, welches mit Hülfe der Axt und Fieldings Schwert sehr bald geöffnet war. Sie erstaunten als sie den Sarg ganz unversehrt fanden, und durchaus kein Leichengeruch sie belästigte. Endlich ward auch der Deckel des Sarges herabgerissen; welch ein schrecklicher Anblick! Vier Stücke Holz, von dem Gewicht, welches ungefähr dem von Henriettens Körper gleich sein konnte, lagen an ihrer Stelle! —

„Ungeheuer! rief der Krieger mit zerflammenden Augen aus, nicht einmal ein Grab hast Du deinem Schlachtopfer gegönnt!"

Arnold stand wie versteinert; doch erinnerte er sich bald, daß es dem Freiherrn allein nicht möglich gewesen sein möchte, den Körper seiner Schwester aus dem Gefängniß, worin sie bis zu ihrem Tode gewesen, her-

auszubringen, und er theilte diese Bemerkung Rolfen mit.

„Ja, Du hast Recht, sagte Rolf mit dem Ausdruck des höchsten Schmerzes; führe mich nach dem abscheulichen Kerker, wo die Unglückliche umgekommen ist, und wo sie sich noch heute befindet, unbegraben und ungerächt! .... Ungerächt! .... Und doch lebt ihr Gemahl, doch lebt ihr Mörder noch!“

Die Gesichtszüge des Kriegers verzerrten sich so abscheulich bei diesen Worten, daß es Arnolden schauderte. Ach! jetzt war es kein Zweifel mehr, er war der Gemahl Henriettens, den Liebe und Rache hierher geleiteten. Nachdem der gute Gärtner sich wieder von seinem Erstaunen erholt hatte, wagte er es, ihn mit der Miene der innigsten Theilnahme zu fragen, ob er wirklich der Gemahl seiner so oft beweinten Gebieterinn sei.

„Ja, sagte Rolf; ja, ich bin es, und der schändliche Mörder Henriettens soll mir fürchterliche Rechnung von seinem Verbrechen ablegen. Nun fort nach dem Kerker!“

Rolf und Fielding folgten jetzt dem alten Arnold über den zweiten, ganz mit Gesträuchen und Gras verwachsenen Hof; ungeachtet ihrer Festigkeit war die Thür in der Mauer der Kapelle sehr bald zertrümmert. Eine breite Treppe führte sie nach einem gewölbten Gange hinab; nur eine einzige Thür fiel ihnen hier in die Augen, ohne Zweifel war dieß das Gefängniß Henriettens; ungeheure Riegel und Schlösser versperrten den Eingang.

Erst nach zehn Minuten der angestrengtesten Arbeit wich die Thür, und fiel mit großem Geräusch zusammen; ein erstickender Modergeruch strömte ihnen entgegen, so daß beinahe die Fackeln davon verlöscht worden wären. Der vorsichtige Fielding hielt seinen Freund zurück, bis der Kerker mit der von oben einströmenden reinen Luft angefüllt war; aber bald riß der ungeduldige Rolf dem alten Arnold die Fackel aus der Hand, und trat hinein.

Welcher schreckliche Anblick! Henriette, das himmlische Weib, welches er so innig geliebt hat, ist nichts mehr als ein abscheu-

liches Skelet, und eine grünliche Feuchtigkeit überzieht ihre schon halb vermoderten Knochen. Rolf blickt verzweiflungsvoll auf diese traurigen Reste; o Schauder und Entsetzen! Der Schädel der Unglücklichen, woran noch ein Theil der Haare befindlich war, welche früher eine ihrer schönsten Zierden ausmachten, scheint sich zu bewegen, so wie er sich ihm nähert. Er schreitet weiter vor .... und plötzlich entspringen zwei ungeheure Ratten aus ihrem hier aufgeschlagenen Neste. Leichenblässe überzieht das Gesicht der drei Zuschauer, bis in ihr Innerstes empört von entsetzlichem Abscheu und Ekel.

„Das ist also Alles, was ich von Ihr wieder finde, rief der Krieger wehmüthig aus. Gerechter Gott, warum hast Du den Mörder noch nicht mit deinen Blitzen zerschmettert?"

Indem stieß er mit dem Fuße an etwas Hartes, er bückte sich, und fand einen ganz verrosteten Dolch. O Himmel, ohne Zweifel derselbe, mit welchem der verruchte Bruder sein Verbrechen verübt hatte. Rolf schauderte, aber er steckte ihn zu sich in seinen

Gürtel. „Hier soll er bleiben, rief er aus, und ich schwöre es beim Himmel und bei der Hölle, bei deinem um Rache schreienden Schatten, unglückliche Henriette, ihn in das Herz des Wüthrichs zu stoßen, der Dich ermordet hat."

Er untersuchte darauf die übrigen im Kerker befindlichen Gegenstände. Ein Bett, wovon nur noch einige Lumpen übrig waren, ein Tisch, ein Kruzifix und ein Krug, endlich ein großer Kasten, in welchem etwas blutige Wäsche befindlich, dieß war Alles was er antraf.

„Ach, sagte der Krieger, hier auf diesem Schmerzensbette gabst Du der unglücklichen Frucht unserer Liebe das Leben. Allein, von aller Hülfe entblößt, von der ganzen Welt verlassen, gebahrst Du hier einen Knaben, dessen Schicksal vielleicht eben so unglücklich ist als das deinige. Wo ist mein Sohn? Ist er bei Dir im Himmel? O gewiß, denn er muß ein Engel sein, wenn er Dir ähnlich ist."

„Wie, rief Arnold erstaunt aus; sie ist hier in diesem Gefängniß entbunden worden? Und ihr Bruder ...."

„Er wußte nichts davon, schrie Rolf. O, sonst würde er meinen Sohn noch in dem Schoße seiner Mutter ermordet haben! Doch, fort aus diesem Kerker! Aber die traurigen Ueberreste meiner Henriette sollen mir von nun an überall hin folgen.“ — Arnold mußte den Kasten ausleeren und herbeibringen; ohne den geringsten Widerwillen füllte ihn Rolf selbst mit den Knochen Henriettens an, ladete ihn dann auf die Schultern des Gärtners, und begab sich mit ihm in das Grabgewölbe, wo der noch ganz unversehrte Sarg die Gebeine aufnahm. Diesen ließ er hierauf in einen seiner bedeckten Gepäckwagen setzen, und mit einer Wache abführen. Arnold konnte seine Thränen bei diesem Anblick nicht unterdrücken.

„Freund, Du weinst? sagte Rolf, ihm die Hand reichend. Wenn Du mir von nun an folgen willst, so hast Du deinen Willen, denn von heute an hast Du keinen Herrn mehr. In Zeit von einigen Stunden wirst Du vergebens dieses Schloß auf seinem jetzigen Platze suchen.“

Erschrocken fragte Arnold, ob er es zerstören wolle.

„Das Unterste zu oberst kehren, sagte Rolf mit einem fürchterlichen Ausdrucke. Also entscheide Dich, oder willst Du hier bleiben? Hast Du vielleicht in der Nähe Jemanden, zu welchem Du Dich in Ruhe zurückziehen kannst, so sage es mir, und ich will Dir eine Sicherheitswache geben; denn Du weißt, in Kriegszeiten giebt es so mancherlei Gefahren."

„Wohlan, sagte Arnold, welchem in diesem Augenblicke eine vortreffliche Idee durch den Kopf fuhr; da Sie so gütig gegen mich sein wollen, so bitte ich Sie um Schutz für einen ehrwürdigen Greis, der mich vor Zeiten einmal aus den Klauen zweier Mörder errettet, und, was noch mehr ist, welcher Fräulein Henrietten selbst in Italien gekannt hat."

„In Italien? schrie Rolf bewegt; und wer ist der Mann?"

„O, bei meiner Treu, ein großer Herr, der viele Unglücksfälle erlitten hat, und den Freiherrn verabscheut, seitdem er erfuhr, daß er der Mörder seiner Schwester sei."

„Großer Gott! Aber wie heißt er denn?“

„Hier zu Lande nennt man ihn Orlando; sein wahrer Titel und Name ist: Graf von Monferino.“

„Monferino? rief Rolf; und er wohnt in dieser Gegend?“

„Ungefähr vier Stunden von hier.“

„O, ich eile ihn zu sehen. Ich kenne ihn zwar nur wenig, aber Henriette, meine Gemahlinn, war eine Freundinn seiner Tochter. . .“

„Richtig, und, was noch mehr ist, auch dieses vortreffliche Fräulein ist vor einigen Monaten, aus Gram über den Verlust ihrer theuren Freundinn, gestorben.“

„Auf! sagte Rolf; ich würde bis an's Ende der Welt gehen, um Jemanden zu begegnen, der mir von meiner Gemahlinn erzählen könnte.“

Er befahl hierauf seinen Kriegern, sich in die Beute zu theilen, welche sie etwa im Schlosse finden würden, und dann das Schloß an allen vier Enden anzustecken. Ueberdieß schärfte er seinem Freunde Fielding noch ausdrücklich ein, sobald das Geschütz der Division

herangekommen sein würde, es gegen die Mauern des Schlosses aufzuführen, und sie von Grund aus zu zertrümmern. Nachdem dieß Alles angeordnet war, ließ er dem alten Arnold ein Pferd geben, und in weniger als zwei Stunden kam er mit ihm in dem Hause Orlando's an.

Rolf war mit dem Gärtner übereingekommen, daß er, der Letztere, erst Orlando von Allem, was vorgefallen, unterrichten dürfte, ehe er ihn selbst sprechen wollte. Kaum waren sie daher vom Pferde gestiegen, als Arnold auch vorauseilte, und den Greis von der schrecklichen Begebenheit, die ihn *hierher* führte, so wie von der Eigenschaft als Gemahl Henriettens in Kenntniß setzte, welche dem fürchterlichen Fremden, den er mitbrachte, ein Recht auf seine Freundschaft gab.

Der Greis erhob seine Augen gen Himmel. „Gerechter Gott! rief er aus; dein Wille geschehe!“ — Sogleich eilte er dem Krieger entgegen, bewies ihm die größte Hochachtung, und führte ihn in sein Gesellschaftszimmer.

Er bezeigte ihm sein Erstaunen darüber, daß er erfahren, wie er der Gemahl Henriettens sei, von welcher er übrigens mit den größten Lobeserhebungen sprach, und dadurch dem Krieger das unbeschreiblichste Vergnügen verursachte. Hierauf erklärte er ihm, in welcher Verbindung er mit dem Freiherrn gestanden habe, und erzählte ihm Alles, bis auf das Zusammentreffen mit Arnold, welcher ihn mit dem Unglück Henriettens, so wie mit dem Verbrechen ihres Bruders, bekannt gemacht hatte. Er sagte ihm, wie sehr seine Tochter sie geliebt, und erwähnte auch des Mausoleums, welches seine Tochter ihrer Freundinn und ihrem Geliebten zum Andenken errichtet hatte.

Rolf bat den Greis gerührt, ihm dieses Denkmal zu zeigen, und Orlando befriedigte ihn ohne Bedenken. Schweigend stand der wilde Krieger, und blickte die Gräber an; aber er fühlte seine Thränen fließen, und ein Gefühl von Hochachtung und Wohlwollen bemächtigte sich des rauhen, sonst unerweichbaren Helden. „Ihr seid bei Gott der einzige

Mann auf der Erde, rief er aus, den Grafen in seine Arme schließend, dem ich die ausführliche Geschichte meiner Unglücksfälle anvertrauen möchte. Dieser Beweis von Eurem gefühlvollen Herzen hat den gerechtesten Anspruch auf meine Hochachtung."

Mit diesen Worten verließ er das finstere Zimmer der Trauer und des Schmerzes, und kehrte mit ihm in das Gesellschaftszimmer zurück, wo bereits der Tisch zum Abendessen gedeckt war. Rolf aß und trank nur sehr wenig. Gegen das Ende der Mahlzeit ließ sich plötzlich eine fürchterliche Kanonade hören; Orlando machte eine Bewegung des Schreckens, aber in den Augen des Kriegers blickte eine wilde Freude.

„Was bedeutet dieses schreckliche Kanonenfeuer? sagte der Greis; sind vielleicht Ihre Truppen mit denen des Kaisers im Gefechte?"

„Nein, antwortete Rolf, es ist nur ein kleiner Theil meiner Rache, der jetzt in Erfüllung geht. Das Schloß meines verhaßten Feindes wird in diesem Augenblick in Staub und Asche verwandelt! O, wenn Gott mir

jetzt nur noch einen frohen Tag schenken will, so ist es der, wo ich meine Rache ganz erfüllen, wo ich das blutige Herz des schändlichen Thassilo mit meinen Händen zerreißen, mit meinen Füßen zertreten kann."

Orlando senkte den Kopf zur Erde; er schien über die Lage Rolfs nachzudenken, und schwieg. „Ja, fuhr Rolf fort; verfolgen will ich ihn, und wär' es bis zur Hölle selbst; nicht eher ruhen will ich, als bis sein Blut mich, Henrietten und meinen Sohn versöhnt hat."

„Himmel! sagte Orlando, Euren Sohn?"

„Ja, antwortete Rolf, und damit Ihr mich näher beurtheilen lernt, so hört meine schreckliche Geschichte."

Der Greis rückte seinen Stuhl näher, um ihm desto aufmerksamer zuzuhören, und Rolf fing folgendermaßen zu erzählen an.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

„Wenn ich Euch weder meinen Namen, noch mein Vaterland nenne, so bitte ich Euch, mich wegen dieses Stillschweigens zu entschuldigen, da meine persönliche Sicherheit

davon abhängt; denn wenn ich auch an der Spitze meiner Braven vor jeder Gewaltthätigkeit sicher bin, so würden vielleicht tausend Dolche für mich im Geheimen geschliffen werden, wenn mein Name bekannt würde, um den auf meinen Kopf gesetzten Preis zu verdienen. Es sei Euch genug zu wissen, daß ich aus einer mächtigen und erlauchten Familie entsprossen bin. Ich gehe sogleich zu der köstlichsten und zugleich schmerzlichsten Epoche meines Lebens über, wo ich Henrietten kennen lernte."

„Es ist jetzt ungefähr zwanzig Jahr her, daß ich in Gesellschaft meines treuen Freundes Fielding die verschiedenen Länder Europa's bereisete; und da ich den durch die Etikette für die Großen der Erde vorgeschriebenen langweiligen Förmlichkeiten an den Höfen auszuweichen wünschte, so nahm ich den Namen Gristock an, während Fielding für meinen ältern Bruder galt. So kamen wir auch in Mailand an, und hier war es, wo ich die Bekanntschaft meiner Henriette machte."

„Ich sahe sie zum ersten Male auf der

Promenade, und fühlte gleich beim ersten Anblick die unaussprechlichste Liebe für sie. Ihr habt selbst ihre blendende Schönheit, ihre über alles Lob erhabenen Tugenden gekannt; auch Fielding beurtheilte sie gleich eben so vortheilhaft als ich, und ich schwur, sie auf ewig anzubeten, und sie zu besitzen, es koste was es wolle, wenn ich so glücklich werden würde, ihr zu gefallen."

„Wir folgten ihr bis nach ihrem Hause; ich erkundigte mich nach ihrem Stand und Namen, und erfuhr bald, in welcher Angelegenheit ihr Bruder sich in Mailand befand, auch von welchem unauslöschlichen Hasse er gegen die Protestanten eingenommen war. Da ich selbst zu dieser Religionspartei gehöre, so war dieß eine Ursache mehr für mich, meinen angenommenen Namen beizubehalten, als ich mich bei ihm einführen ließ, weil mein wahrer Name ein grosses Hinderniß für meine Plane hätte werden können. Ich erschien also unter dem Namen eines Herrn von Gristock bei ihm; es gelang mir bald, der unvergleichlichen Henriette Gegenliebe

für mich einzuflößen; und dieses war kein geringer Triumph für mich, da ich wenigstens die Erwiederung meiner Neigung nicht auf Rechnung meines Ranges und meiner Reichthümer setzen durfte, indem ich ihr nur als ein gewöhnlicher Edelmann bekannt war."

„Ueberzeugt, daß Thassilo, ihr Bruder, zu einer anscheinend so ungleichen Heirath niemals seine Einwilligung geben würde, da sein Charakter, den ich wohl studirt hatte, nur aus Stolz, Ehrgeiz und Heuchelei zusammen gesetzt war, beschloß ich, die Sache auf den Punkt zu treiben, daß Henriette einwilligte, sich heimlich mit mir zu vermählen, und dann mit mir nach Spanien zu entfliehen; nur dieß schien mir, nach meiner damaligen Ansicht, mich ganz von der Gewalt ihrer Liebe versichern zu können. Nach tausend Gründen und Vorstellungen, die sie mir entgegensetzte, gelang es mir, sie dazu zu bestimmen. O unaussprechliche Glückseligkeit! Sie liebte mich, und nur um meiner selbst willen, bis auf diesen Punkt, daß sie Alles verlassen wollte, um mir zu folgen."

„Ein irländischer Priester, dessen Bekanntschaft ich vor Kurzem gemacht hatte, ließ sich bereden, uns heimlich zu trauen; ich miethete ein kleines Landhaus, ungefähr eine Stunde von Mailand entfernt, und Henriette folgte mir in der Nacht nach der Kirche des Dorfes, die ich auserseben hatte, meinen Triumph vollständig zu machen. Wir wurden vor dem Altare vereinigt. Hierauf begaben wir uns nach dem Zufluchtsort, der für unsere Liebe in Bereitschaft war. Henriette erstaunte, als ich ihr jetzt meinen wahren Stand und Namen entdeckte. Wir blieben noch zwei Stunden bei einander, welche uns mit der Schnelligkeit des Blitzes verflossen, und ich leerte mit vollen Zügen den Becher der vollkommensten Glückseligkeit, welche den Sterblichen hier auf Erden beschieden ist. Endlich brachte ich sie nach der Stadt in ihre Wohnung zurück, und ließ sie noch unterweges schwören, mein Geheimniß treu zu bewahren. Es lag in meinem Plane, für jetzt noch unbekannt zu bleiben, und wir verabredeten, einen Theil unserer Nächte im Geheimen mit einander zuzubringen.“

„Zu dieser Zeit kam der Graf Riego, den Ihr gekannt haben müßt, nach Mailand, sah meine Gemahlinn, wurde von ihren Reizen bezaubert, und warb um ihre Hand. Er war sehr reich, und ich gestehe, die Verbindung mit ihm verschaffte dem ehrgeizigen Thassilo eine Menge großer Vortheile, der daher auch nicht ermangelte, seine Schwester zu verfolgen, um ihre Einwilligung zu erhalten. Sie weigerte sich; er wollte die Ursache wissen; sie schwieg; aber bei unsern Zusammenkünften bat sie mich inständig, ihr zu erlauben, daß sie ihrem Bruder die Wahrheit entdecken dürfe. Ich schlug es ihr ab, und zwar dießmal aus sehr wichtigen Gründen.“

„Vor Kurzem erst hatte ich Briefe aus meinem Vaterlande erhalten, die mit den schrecklichsten Nachrichten angefüllt waren. Die Güter meiner Familie waren eingezogen worden, meine Brüder, meine Vettern und Oheime waren zum Theil in den Gefechten gefallen, und für mich selbst wäre es höchst gefährlich gewesen, in mein Vaterland zurückzukehren. Ich theilte Henrietten diese traurigen

Neuigkeiten mit. O, ich glücklichster aller Sterblichen! — Meine himmlische Henriette fiel mir um den Hals, umschlang mich liebkosend mit ihren Armen, und war zärtlicher, leidenschaftlicher gegen mich, als je. „Jetzt, rief sie voll Entzücken aus, jetzt erst befinde ich mich auf dem höchsten Gipfel meines Glückes, da ich die Gewißheit erlangt habe, daß ich von nun an eines deiner köstlichsten Güter sein werde.“ Ach, dieses war der schönste Augenblick meines Lebens; es war auch der letzte. . . .“

„Zwar ist es gewiß, daß Thassilo mir meine Gemahlinn nicht hätte streitig machen können, wenn ich ihm unsere heimliche Vermählung entdeckte; aber die unerträgliche Vorstellung, ihm jetzt einen freilich berühmten, aber verfolgten Namen zu nennen, gab mir einen andern Plan ein. Ich überredete Henrietten, in der folgenden Nacht heimlich mit mir zu entfliehen. Ich wollte meinem Freunde Fielding einen von mir und ihr unterzeichneten Brief zurücklassen, in welchem ihr Bruder von unserer Heirath unterrichtet werden sollte,

ohne ihm jedoch unsern Aufenthalt zu nennen. Wir wollten nach Spanien gehen, wo uns Fielding treffen, und dann in mein Vaterland zurückkehren sollte, um sich genauer von der Lage der Dinge zu unterrichten. Die Anstalten zur Ausführung unseres Vorhabens waren getroffen; eine Stunde nach Mitternacht wollten wir unsere Reise antreten, und Fielding war vier Meilen weit vorausgegangen, um dort Pferde für uns in Bereitschaft zu halten. Um Mitternacht begab ich mich nach der kleinen Thür, durch welche ich gewöhnlich, mit Hülfe des vertrauten Kammermädchens Henriettens, in's Haus gelangte; heute aber ging ich nicht hinein, ohne Zweifel die Folge eines unerklärlichen Schicksals; denn ich hatte mit Henrietten verabredet, um so wenig Geräusch als möglich zu machen, sie auf der Straße zu erwarten."

„Ich ging auf der entgegengesetzten Seite des Hauses auf und nieder, und verwandte kein Auge von der kleinen Thür, welche sich öffnen sollte, um mir meine Gemahlinn in die Arme zu führen. Ein leises Geräusch

spannte plötzlich meine Aufmerksamkeit noch mehr. Ich trat näher; die Thür war offen, und Henriette kam heraus, mit ihrer süßen Stimme mich leise beim Namen rufend; ich erkannte sie, und lag in ihren Armen..... Da stürzte plötzlich ein Wütherich, mit einem Wort Thassilo, mit gezogenem Schwerte hinter der Mauer hervor, und drang auf mich ein, ohne daß ich Zeit hatte, mich zur Wehr zu setzen. Er verwundet mich.... Henriette schreit: Mein Bruder! halt ein! Es ist mein Gemahl!... Aber seine Streiche verdoppeln sich, und ich stürze zur Erde nieder. Ich höre, daß sie ihm meinen wahren Namen nennt, und wie sie ohnmächtig mir zur Seite fällt. Nachdem das Ungeheuer sich von meinem Namen und von meiner Eigenschaft als Gemahl überzeugt hat, stößt er mir noch drei Mal hintereinander sein Schwert in den Leib. — Mein letztes Wort, mein letzter Athemzug war ein Schwur, ein Seufzer nach Rache."

„Ich habe nie erfahren können, wer uns verrathen hat; nur das kann ich Euch für

gewiß versichern, daß ich erst nach sechs Wochen mein völliges Bewußtsein wieder erlangte. Ich hatte fünf fürchterliche, tiefe Wunden erhalten, von denen aber keine tödtlich war. Fielding erzählte mir, daß er in jener Nacht, nach vergeblichem Warten, endlich nach Mailand zurückgekehrt sei, und mich bewußtlos in einem Hospitale wiedergefunden habe, von wo er mich nach meiner Wohnung schaffte. Erst nach acht Monaten ward ich völlig wieder hergestellt; ich wollte jetzt zur Rache eilen, allein Fielding verhinderte mich daran. Er theilte mir die Nachricht mit, daß Henriette vor Kummer gestorben, ihr teuflischer Bruder aber verschwunden sei. Er meinte es gut, ohne Zweifel; aber die Gewißheit, mich nicht rächen zu können, und meine Henriette unwiederbringlich verloren zu haben, versetzte mein Gemüth in eine fürchterliche Stimmung. Die ganze Welt ward mir von nun an verhaßt; ich kehrte in mein Vaterland zurück, und sammelte dort die großen Haufen der Mißvergnügten unter meine Fahnen, denen allenthalben Tod und

Verderben voranging. Drei Jahre lang folgte mir allenthalben der Sieg, und ich erwarb mir einen ungeheuren Ruhm von Stärke und Tapferkeit; alle Anerbietungen des Königs wies ich von mir zurück; endlich aber, in einer Schlacht, deren Ausgang ich nicht gesehen habe, ward ich als todt davongetragen; Fielding rettete mir zum zweiten Male das Leben. Denkt Euch mein Erstaunen! als ich wieder zu mir kam, befand ich mich auf einem Schiffe, sieben hundert Meilen weit entfernt von dem Schlachtfelde, auf welchem ich beinahe den ewigen Schlaf des Todes begonnen hätte."

„Hundert und funfzig Edelleute, wie ich aus ihrem Vaterlande verbannt, waren meine Gefährten; ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, schwuren wir ihr Haß und Rache; kurz, um Euch nicht durch eine allzulange Erzählung zu ermüden, wir wurden Seeräuber. Sie ernannten mich zu ihrem Anführer, und bald nachdem ich von meinen Wunden ganz wieder hergestellt war, machten wir unser erstes Probestück an einem afrikanischen Schiffe, welches mit einer sehr reichen Ladung in

unsere Hände fiel. Ich übergehe unsere vieljährigen Thaten, wodurch wir alle Meere erzittern machten, und wende mich sogleich zu einem neuen wichtigern Umstande in meiner Lebensgeschichte."

„Ungefähr ein Jahr mag es jetzt her sein, als wir eines Tages einen bewaffneten Kauffahrer angriffen, der ungeachtet seiner muthigen Vertheidigung binnen Kurzem von uns erobert ward. Während des Gefechts zog ein Mann meine Aufmerksamkeit auf sich, welcher von einem unserer Krieger tödtlich in den Kopf verwundet wurde, und beim Niederfallen in deutscher Sprache die Worte ausrief: „Ach! armer Gustav!" — Ich stutzte; sobald der Kampf beendigt war, führte mich die Neugierde zu ihm; er athmete noch. Da ich nun alle Mittel anwenden ließ, ihn völlig wieder zur Besinnung zu bringen, so hatte ich die Freude, ihn in deutscher Sprache befragen zu können, warum er früher jene Worte ausgerufen habe. Er sahe mich starr an, schüttelte traurig den Kopf, und sagte dann, einen seiner Arme entblößend: „Kennen Sie dieses?"

„Denkt Euch mein Erstaunen, als ich auf dem Arme die Worte eingegraben erblickte: Unglück! Rache! Schutz!“

„Gerechter Himmel!“ schrie in diesem Augenblick Orlando, und war einer Ohnmacht nahe. Doch erholte er sich wieder; aber Rolf war auf das Höchste über diese Theilnahme des Greises überrascht, und fragte ihn nach der Ursache.

„Fahret fort, fahret fort, ich bitte Euch, antwortete Orlando; ich fürchte und hoffe zu gleicher Zeit.“

„Nein! schrie Rolf; erst sollt Ihr selbst mir erklären ....“

„Fahret fort, ich bitte inständigst; wollte der Himmel, daß ich mich täusche.“

„Wohlan, sagte der Krieger, ich will Euch nachgeben.“

„Diese drei geheimnißvollen Worte sind von meiner Familie als Wahlspruch angenommen worden, um daran ihre Anhänger zu erkennen; wie sehr mußte ich also erstaunen, sie auf dem Arme dieses Unglücklichen

eingegraben zu sehen. Ich fragte ihn weiter, woher er mich kenne."

„Es ist also Ihr Name, den ich ausgesprochen habe? antwortete er; ach, ich kenne Sie nicht; mein letzter Gedanke war einer erlauchten, aber unglücklichen Waise gewidmet, die Niemanden auf der Welt hat, als mich, um ihre Familie wiederzufinden; nur seinetwegen beklage ich meinen herannahenden Tod."

„Wohl! erwiederte ich; so erfahre denn, daß ich aus Grundsätzen ein Beschützer aller Unglücklichen bin; also nenne mir seine Familie."

„Ach! antwortete der Sterbende; es ist ein Sohn des edlen Gustav von Piercy, Grafen von Northumberland."

Bei diesen Worten hielt der Krieger inne, gleichsam erschrocken, den Namen seiner Familie ausgesprochen zu haben. Er sahe den Alten aufmerksam an, der seine Verlegenheit bemerkte, und ihm eifrig zurief:

„Fahret fort, Gustav von Piercy! Fahret fort, erlauchter und unglücklicher Verbannter; ein Theil Eures Unglücks ist seinem Ende nahe."

„O, Himmel! schrie Rolf; Ihr kennt mich? Woher? Erkläret Euch!“

„Nein, ich muß erst den Schluß Eurer außerordentlichen Geschichte hören!“

„Beurtheilet denn meine Ueberraschung, fuhr der Krieger heftig bewegt fort, als ich diesen Unbekannten meinen Namen nennen hörte. — Ein Sohn Gustavs von Piercy! rief ich aus. Wo? .... Wie? .... Seit wann? .... Nenne mir seine Mutter! — Henriette von Duttingstein. — Gerechter Himmel! meine Seele war im Begriff, mit der seinigen von der Erde zu entfliehen. Heftig bewegt rief er aus: Wären Sie selbst vielleicht der Gemahl der unglücklichsten aller Frauen? Ach, ich zweifle nicht länger daran; der grausame Thassilo ist also in seiner unmenschlichen Wuth betrogen! Gott sei gedankt dafür! Hierauf nahm er seine letzten Kräfte zusammen, und unterrichtete mich von der barbarischen Behandlung, welche sich Thassilo gegen meine Gemahlinn hatte zu Schulden kommen lassen. Er sagte mir, daß er Werner, der Stallmeister des Freiherrn, sei, und daß

er das Kind Henriettens, mit welchem sie, ohne daß Thassilo etwas davon ahnete, im Gefängniß niedergekommen war, gerettet habe, indem er es, nebst einem Kästchen, worin meine Schreibtafel, mein Gemälde, die Juwelen und eine Haarlocke Henriettens, endlich zwei tausend Goldstücke enthalten, einem mährischen Bauer Namens Grollmann übergeben habe, unter der Aufsicht des Kammermädchens meiner Gemahlinn, die der Freiherr schon früher von ihr getrennt hatte. Als er hierauf nach dem Schlosse zurückgekommen, habe Thassilo den Mord an seiner Schwester schon verübt gehabt, ihn selbst aber als den Mörder angeklagt, worauf er entflohen sei, und ein dänisches Schiff bestiegen habe, um sich, mit einem Schreiben Henriettens an die Familie der Piercy's versehen, nach England zu begeben. Unterweges sei er aber in die Gefangenschaft algierischer Seeräuber gerathen, worin er siebenzehn traurige Jahre zugebracht. Die Worte, mit welchen ihn Henriette bekannt gemacht, habe er sich mit einem glühenden Eisen in den Arm eingebrannt, aus Furcht,

durch irgend eine schwere Krankheit sie einmal aus dem Gedächtniß zu verlieren, und in der Hoffnung, wenn der Himmel ihm seine Befreiung schenken sollte, dadurch seinem verwaiseten Schützling noch einmal nützlich werden zu können. Der Zeitpunkt seiner Befreiung sei vor Kurzem erst erschienen, da der Kapitän des Schiffes, auf dem er sich befand, ihn losgekauft habe; jetzt sterbe er gern, da er sich glücklich schätze, vor seinem Tode noch den Vater seines Schützlings von Allem unterrichtet zu haben. — Nach dieser Erzählung senkte er den Kopf auf die Brust, drückte mir noch einmal die Hand, und sein Geist entfloh in jene Welt, um die Belohnung für seine gute That zu empfangen."

„Der Tod dieses treuen Dieners verursachte mir einen wahren und empfindlichen Schmerz; aber ich hatte von nun an keine Ruhe mehr, bis ich in Mähren sein würde, um dort meinen Sohn aufzusuchen. Ich erzählte meinen Gefährten mein unglückliches Schicksal, und theilte ihnen mein Vorhaben mit, mich von ihnen auf einige Zeit zu tren-

nen, um meine Rache vollbringen zu können. Alle erhoben sich hierauf freiwillig, zogen ihre Schwerter, und schwuren, mir überall hin zu folgen. Bei dieser Gelegenheit kam der Krieg zur Sprache, welcher jetzt in Deutschland zwischen den Protestanten und Papisten geführt wird, und da wir sämtlich zur Religionspartei der Erstern gehören, so beschlossen wir, uns dem Kampfe für unsere Glaubensbrüder zu widmen. — Kurz, nach vielen Schwierigkeiten kamen wir glücklich, alle wohlbewaffnet und entschlossen, in Mähren an. Ein neuer Schmerz traf mein armes Herz, als ich hier vergebens das mir bezeichnete Dorf Lukkratz suchte; es war während der frühern Kriegsgräuel gänzlich von der Erde vertilgt worden. Verzweiflungsvoll suchte ich jetzt für's Erste das Heer unserer Glaubensbrüder zu erreichen; es gelang mir, und mit Entzücken wurde ich nebst dem Haufen meiner Tapfern aufgenommen. Ihr habt von meiner Schaar, die Höllenschaar genannt, gehört, und die weitern Kriegsbegebenheiten, unsere Fortschritte in Böhmen sind Euch wahrscheinlich

bekannt. Ich komme jetzt auf den letzten Theil meiner Geschichte."

„In einer Schlacht hatte unser Heer das Unglück, einen jungen Krieger von vielem Verdienst, zu welchem ich mich durch eine besondere Freundschaft hingezogen fühlte, den Grafen von Hartenfels, zu verlieren. Er ward gefangen, und nach Prag geführt. Sechs Wochen später erhielt ich einen Brief von ihm, worin er mich beschwur, o grenzenloses Glück und Erstaunen! seine Geliebte, die Tochter Thassilo's von Duttingstein zu retten, welche der Grausame wider ihre Neigung an einen Grafen Siegfried vermählen wollte. — Die Worte fehlen mir, um Euch meine Freude auszudrücken, die ich empfand, als eben dieser Brief mich benachrichtigte, daß der feige Mörder Gouverneur von Aust sei! — Ich eilte mit meinen Braven und einem Theile unseres Heeres, diese Stadt noch in derselben Nacht anzugreifen; es gelang mir, sie zu erobern, zu zerstören, Thassilo's Tochter zu befreien; aber er selbst entschlüpfte meinem rächenden Schwerte. Ich erfuhr, daß er nach

Seldiß geflüchtet sei; ich marschirte den ganzen Tag hindurch, und bemächtigte mich in der Nacht auch dieser Stadt, aber vergebens; auch dießmal kam der Mörder noch davon, mitten unter den zusammenfallenden Trümmern des brennenden Gouvernements-Palastes, wodurch mir seine weitere Verfolgung für den Augenblick unmöglich gemacht wurde. Er rettete sich, und befindet sich jetzt in Prag; aber auch dort, nirgends, selbst in der Hölle nicht, ist er vor meiner Rache sicher. Jetzt, wie ihr wißt, habe ich seinem Schlosse einen Besuch gemacht; es ist von der Erde verschwunden; allein ich habe die kostbaren Ueberreste meiner Henriette gefunden, und sie sollen mir allenthalben hin folgen. Arnold wird Euch den Verlauf dieser letzten Begebenheit erzählt haben; jetzt hoffe ich auch von Euch die Aufklärungen zu erhalten, die Ihr mir geben zu können scheint. Vielleicht ist dabei von meinem Sohne die Rede .... o, eilet, eilet, mich von Allem was Ihr wißt, zu unterrichten!"

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Statt aller Antwort trat Orlando an seinen Schreibtisch, und zog die Begnadigungsakte hervor, nach welcher die Verbannung des Sir Gustav Piercy aufgehoben worden war. Er gab sie ihm zu lesen, und fragte ihn, ob er wohl rathen könne, wer diese Begnadigung ausgewirkt habe.

Rolf war außer sich vor Erstaunen; Orlando entdeckte ihm endlich, daß es sein Sohn gewesen sei. — War dieß ein Traum? War es möglich, daß sein Sohn nicht nur noch am Leben sei, sondern sich auch würdig gezeigt hatte, der Sprößling einer so edlen Familie zu sein? — Eine lang' entbehrte Thräne des innigsten Vergnügens benetzte seine Augen; er drang in den Alten, ihm die vollständige Geschichte seines Sohnes zu erzählen, und dieser befriedigte ihn, ohne jedoch seiner Liebe zu Kunigunden zu erwähnen, womit er ihn erst nach Beendigung seiner Geschichte bekannt machen wollte. Orlando fürchtete im Voraus die schrecklichen Ausbrüche seiner Wuth, da

er schon die Leidenschaft des Grafen Hartenfels so hart gemißbilligt hatte.

Rolf hörte dem Alten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu; er bebte, lächelte, weinte und entbrannte hoch vor Zorn, je nachdem sich Gustav in den verschiedenen Lagen seines Lebens befunden hatte. Als Orlando mit seiner Erzählung fertig war, konnte der glückliche Vater kaum Worte finden, ihm seine Dankbarkeit für Alles zu bezeigen, was er an seinem Sohne gethan hatte. Jetzt schien es dem Alten der günstige Zeitpunkt zu sein, ihn von der Liebe seines Sohnes zu unterrichten; aber er täuschte sich. Kaum hatte Rolf den Namen Kunigunde von Duttingstein gehört, so bemächtigte sich seiner die grenzenloseste Wuth. Der Ausbruch seines Hasses und seiner Rache war fürchterlich. Er stieß die schrecklichsten Verwünschungen gegen Thassilo, gegen seinen Sohn, gegen die ganze Erde aus; er fluchte seinem Schicksal, ja selbst dem Himmel. Sein kaum wiedergefundener Sohn liebte die verabscheuungswürdige Tochter eines Ungeheuers, des Mörders seines

Vaters, des Henkers seiner Mutter! Gott, welche schreckliche Vorstellung für ihn! Er tobte wie ein Rasender, bis endlich die Ermattung seiner Kräfte seine brausende Wuth in eine stille Verzweiflung verwandelte.

Jetzt versuchte Orlando Trost in sein zerrissenes Herz zu flößen, und es gelang ihm endlich in so weit, daß er ihn wenigstens dahin brachte, mit Schonung und Güte gegen seinen Sohn zu verfahren, um ihn von seiner Liebe abzubringen; denn Orlando sagte ihm, daß sein Sohn nicht weniger Charakterstärke, Unbiegsamkeit und Heftigkeit als er selbst besitze, und daß ein so unvorhergesehener Schlag sein Leben, oder wenigstens seinen Verstand in Gefahr setzen könne. Rolf fragte nun, wo er zu finden sei; worauf der Alte ihm die Antwort gab, daß er sich wahrscheinlich in Prag aufhalten müsse, da Kunigunde dort lebte. Wie sollte er, als Feind, dorthin gelangen, um seinen Sohn dem Schoße dieser verabscheuten Familie zu entreißen? Eine schwierige Frage, die jedoch der kluge Orlando durch den Rath löste, den er ihm gab, sich

von dem Oberfeldherrn seines Heeres mit irgend einer Gesandtschaft an den kaiserlichen Hof beauftragen zu lassen. Rolf war außer sich vor Freude über diesen guten Gedanken, und eilte sogleich mit dem Anbruch des folgenden Tages in das Hauptquartier. Es war nicht schwer, den staunenden General, dem er sich jetzt entdeckte und seine Geschichte erzählte, zur Bewilligung seiner Bitte zu bewegen. So eben hatte der Kaiser ihm Friedensbedingungen angetragen, die er aber durchaus nur unter den von ihm selbst vorgeschlagenen Abänderungen annehmen wollte. Rolf sollte also die Antwort nach Prag als Gesandter überbringen, zugleich mit der Drohung, im Weigerungsfalle des Kaisers diese Hauptstadt binnen acht Tagen angreifen und in Asche legen zu wollen.

Während der Oberfeldherr sogleich die nöthigen Papiere für Rolf ausfertigen ließ, trat plötzlich Hartenfels ein, der bereits im Lager angekommen war, und nun, von Rolfs Rückkehr unterrichtet, ihn zu umarmen eilte. Die Freude des Wiedersehens bei beiden war

aufrichtig; nach den ersten Ergießungen der Freundschaft benachrichtigte Hartenfels seinen Freund von der Herausforderung, die er ihm zu überbringen habe.

„Wie! eine Herausforderung? sagte Rolf mit einem verächtlichen Lächeln; erkläre Dich, Hartenfels, wer ist mein Gegner?“

„O, bei meiner Ehre, ein junger Ritter, voll Feuer, Muth und Liebenswürdigkeit, den ich sehr bedaure, daß er einen solchen Vorsatz gefaßt hat, da ich ihm wohlwill, obgleich er mein glücklicher Nebenbuhler ist; denn in drei Tagen vermählt er sich mit Kunigunden von Duttingstein.“

Schon errieth der unglückliche Piercy einen Theil der schrecklichen Wahrheit; stammelnd fragte er nach dem Namen des glücklichen Nebenbuhlers.

„Sein Name? sagte Hartenfels; wenn ich mich recht erinnere, so heißt er Gustav von Piercy.“

„Gott! mein Sohn ... Und eine dichte Wolke schien auf einen Augenblick Piercy's

Augen zu verdunkeln; doch stellte der Durst nach Rache bei ihm das Gleichgewicht wieder her.“

„Dein Sohn! Sein Sohn!“ riefen die Umstehenden, welche den wahren Namen Rolfs noch nicht kannten, voll Erstaunen aus.

„Ja, ich bin ein Piercy! und der Unglücklichste aus meiner ganzen Familie, so wie der beklagenswürdigste aller Väter. Hartenfels! ich bitte Dich, gieb mir den Brief meines Sohnes.“

Hartenfels übergab ihn; ungeduldig riß er das Siegel auf, und las:

Gustav von Piercy an Rolf.

„Welche auch die Ursachen des Hasses eines Menschen gegen den andern sein mögen, so darf doch der, welcher sich wegen einer Beleidigung zu rächen hat, seine Wuth nicht zugleich an der Unschuld und Tugend auslassen.

Du beklagst Dich nur über Thassilo von Duttingstein, und dennoch weihest Du Alles, was ihm angehört, dem Tode. O, grausamer Wütherich, wisse, daß Du mir erst den letzten

Blutstropfen aussaugen müßt, ehe Du zu deinem Ziele gelangen kannst. Ungeachtet deiner Drohungen, die ich verachte, werde ich mich mit dieser Familie binnen acht Tagen auf ewig verbinden, und ich erwarte Dich jederzeit mit den Waffen in der Hand."

Gustav von Piercy.

Man urtheile von dem Abscheu aller Zuhörer über diese Ausforderung eines Sohnes gegen seinen Vater, und von dem Zorne des fürchterlichen Rolf bei Lesung dieses Briefes.

„Hölle und Teufel! rief er aus, mein eigener Sohn fordert mich auf, ihn zu erwürgen, oder seinem vatermörderischen Schwerte meine Brust darzubieten! .... Großer Gott, Du hättest also dieses abscheuliche Verbrechen zugelassen, wenn ich nicht den Grafen Monferino getroffen hätte! ... O, meine Freunde, laßt uns eilen, den Verwegenen von seinem Unglück zu erretten."

Der Oberfeldherr sahe ein, daß Rolf, während er sich mit den ihm gegebenen Aufträgen beschäftigen mußte, wenig Zeit für

seinen Sohn übrig behalten würde; er erklärte also, daß er den Grafen Hartenfels mit der Gesandtschaft beauftragen wolle, während Rolf und Fielding ihn begleiten sollten. Mit Freuden ward dieser Vorschlag aufgenommen, und in einem Augenblicke saß die Höllen schaar auf, um diesen drei Kriegern zur Eskorte zu dienen.

„Wann soll diese verhaßte Hochzeit sein?“ sagte Rolf zu Hartenfels.

„In zwei Tagen.“

„O Gott, und wir brauchen drei Tage, um nach Prag zu gelangen! Wie werden die Pferde diesen ungeheuren Ritt aushalten!“ Voll Wuth stach er seinem schäumenden Streitrosse die Sporen in die Seite. Wenn er zu spät käme .... Gott! würde er dann an einem Schlachtopfer genug haben? — Doch wir lassen sie reisen.

Weiß Thassilo, daß Gustav sein Neffe, der Sohn Henriettens, der Sohn des fürchterlichen Kriegers ist, der ihn verfolgt? — Man schaudere! .... Er weiß es, er kann nicht daran zweifeln.

Als er zum letzten Male in den Kerker

seines Schlachtopfers hinabstieg, und nachdem er seinen Dolch in die Brust seiner unglücklichen Schwester gestoßen hatte, untersuchte er noch die wenigen Mobilien Henriettens, und fand in dem oben erwähnten Kasten, an einer Menge blutiger Wäsche, die unzweideutigen Spuren ihrer erst vor Kurzem, erfolgten Niederkunft. Das Kind war durch Werner seiner Wuth entzogen worden. Jetzt hatte ihm Gustav unter den Beweisen über seine edle Abkunft auch das Kästchen vorgelegt, welches die Juwelen und die Haarlocke seiner Mutter enthielt; beide konnte er nicht verkennen. Es mußte ihm also klar werden, daß Gustav sein Neffe, der Sohn des fürchterlichen Piercy sei, mit welchem er noch vor Kurzem auf eine so schreckliche Art zusammengetroffen war. Und dennoch hatte er in die Vermählung Gustavs mit seiner Tochter gewilligt? — Ja, weil er dem brausenden Jüngling, außer der vollständigen Entdeckung seines Verbrechens, keine hinreichenden Gründe seiner Weigerung angeben konnte, und weil Niemand besser, als sein künftiger Schwie-

gersohn, ihn vor der Wuth seines unversöhnlichen Feindes, des Vaters eben dieses Schwiegersohns, beschützen konnte.

Endlich brach der große Tag an; des Abends sollten die beiden Liebenden auf ewig mit einander vereinigt werden. Gustav verlebte diesen köstlichen Tag ganz in Gesellschaft seiner Kunigunde, welche sich mit den Einzelnheiten ihrer Toilette beschäftigte. Eine Menge von Damen und Herren strömte ohne Unterlaß, der Etikette gemäß, im Hause aus und ein. Ein prächtiges Gastmahl für ein hundert und fünfzig Personen ist bereit, um nach der Trauung das Fest der siegenden und beständigen Liebe auf die ausgezeichnetste Art zu feiern. Alles ist in Bewegung, Alles voll der höchsten Freude; nur der Freiherr allein blieb kalt und einsilbig; die glänzenden Zubereitungen, die Lustigkeit um ihn her, standen zu sehr mit seinem Innern in Widerspruch, als daß er nicht sehnlich gewünscht haben sollte, Alles wieder zur Ruhe zurückgekehrt zu sehen. Die Baroninn hingegen war ganz das Gegentheil ihres Gemahls; nur mit

dem Glücke ihrer Tochter beschäftigt, dachte sie an nichts, als an sie. Ihre kostbarsten Juwelen glänzten auf dem Putze Kunigundens, und bei welcher schönern Gelegenheit hätte sie sich auch wohl putzen können!

Endlich geben die Glocken das Zeichen, daß die glückliche Stunde geschlagen hat; die Herzen unserer Liebenden klopfen laut vor unaussprechlichem Vergnügen. Aber der Freiherr .... bei den Tönen eben dieser Glocken schauderte er; es schien ihm, als wenn sie einen Leichenzug andeuten sollten.

Man kam in der Kirche an, welche von tausend Wachskerzen erleuchtet war. Kunigunde, von ihrem Vater geführt, schön wie ein Engel, trat vor den Altar; zugleich mit ihr Gustav, in Begleitung eines Herrn, der die Stelle seines Vaters versah. Der Priester spricht mit lauter Stimme die heilige Trauungsformel aus; das Jawort, die Ringe sind gewechselt; sie sind vermählt mit einander.... Da erschallte plötzlich tief im Hintergrunde der Kirche ein Geschrei: „Es ist zu spät! ...“

Jedermann blickte umher; keine Bewe-

gung war sichtbar, Ruhe und Stille herrschten überall; man achtete nicht mehr darauf. Man erhebt sich endlich, man läuft durcheinander; eine Menge Schmeichler nähert sich dem neuen Ehepaar, um sie mit Glückwünschen zu überschütten. Mit einer Art von frohem Tumult verläßt Alles die Kirche wieder; der Freiherr, ein wenig hinter der Menge zurückbleibend, geht langsam einher .... er ist in tiefes Nachdenken versunken. .... An einem Pfeiler, nicht weit von der Thür, zeichnet sich bei dem entfernten Schein der Kerzen ein großer, langer Schatten .... Thassilo bemerkt ihn, und schaudert .... so leicht verwirrt ein böses Gewissen den Schuldigen. Er beschleunigt seine Schritte. —

Im Begriff, die Schwelle der Kirche zu überschreiten, wird er plötzlich von einem kräftigen Arm ergriffen und mit fortgerissen. Er will laut schreien, aber seine Stimme verliert den Laut unter dem weiten Mantel der Gestalt, worin sein Kopf fest eingewickelt ist. Er muß den Riesenschritten dieses schrecklichen Führers folgen.

Nicht weit von der Kirche befindet sich ein gewölbter Durchgang nach einer andern Straße, nur durch eine einzige Lampe mit schwachem Licht erleuchtet. Hier fühlt Thassilo plötzlich seinen Kopf von der unwillkommenen Hülle befreit; er blickt auf .... Gott! welcher Anblick! .... Es ist Rolf von Piercy, sein unerbittlicher Feind! .... Der Schreck stürzt den Freiherrn zu seinen Füßen nieder.

Rauhe Töne, unverständlich durch das Uebermaß der Wuth, drängen sich aus der Brust des Rächers hervor; sein Arm erhebt sich hundertmal, und stößt hundertmal den verrosteten Dolch in die zitternden Eingeweide seines Schlachtopfers. Selbst Fielding, der Zeuge dieses schrecklichen Schauspiels, steht unbeweglich vor Entsetzen auf seinem Platze. Er glaubt die Hände des Wüthenden in den Eingeweiden des zuckenden Leichnams wühlen, seine Zähne ihn blutgierig zerfleischen zu sehen; .... seine Füße zerstampften das rauchende Herz des schändlichen Mörders. ......

Unterdessen waren die Gäste und die Neuvermählten in dem festlich geschmückten Sale

angelangt; Niemand hatte bis jetzt noch das Verschwinden des Freiherrn bemerkt. Man setzte sich zu Tische; der Platz des Herrn vom Hause blieb leer; ohne Zweifel mußte er bald erscheinen. Jetzt näherte sich Jemand mit starken Schritten ... wahrscheinlich der Freiherr ... Gott! es ist ein Fremder! ...

In einen schwarzen Mantel eingehüllt, den Kopf mit einem Helme bewaffnet, tritt er in den Saal; man blickt ihn an; ein geheimer Schrecken erfüllt alle Herzen ... Wer ist der Verwegene?

Er stellt sich Gustav und seiner Gemahlinn gegenüber; er öffnet das Visier seines Helmes; Kunigunde erblaßt ... Himmel! es ist der Anführer der Höllenschaar ... Sie stößt einen durchdringenden Schrei aus.

„Ich bringe Dir, sagte er mit rauher Stimme zu Gustav, die Antwort auf deine Herausforderung, und das Hochzeitsgeschenk, das ich Dir schuldig bin. ....“

Mit diesen Worten warf er das blutige Haupt des Freiherrn auf die Tafel; ....

hierauf bot er seinem Sohne einen blutigen, noch rauchenden Dolch dar.

„Bohre ihn mir in's Herz! sagte er .... ich bin dein Vater! .... und der Vater deiner Gemahlinn ist der Mörder deiner Mutter! ....“

Wie könnte man Worte finden, diese schreckliche Szene in ihrer ganzen Scheußlichkeit zu schildern?

Ein Schrei des Entsetzens erschallte aus jedem Munde; eine unbeschreibliche Verwirrung herrschte in der vor wenigen Augenblicken noch so fröhlichen Gesellschaft. Alle stürzten aus dem Sale, als wenn die Furien der Hölle sie verfolgten.

Nur Gustav blieb zurück, mit emporgesträubtem Haar, neben dem Leichnam seiner Gemahlinn. Ach, es ist nur allzuwahr; die Schönheit, die Unschuld, die Liebe selbst war bereits ohne Leben, auf immer und ewig für diese Erde dahin! .... Dieser fürchterliche Uebergang von dem höchsten Gipfel des Glücks zu dem abscheulichsten Uebermaße des Schrek-

kens hatte die sanfte und furchtsame Jungfrau von Duttingstein getödtet. Ihre zärtliche Mutter lag ohnmächtig neben ihr. Nur Rolf allein blieb aufrecht mitten unter seinen Schlachtopfern; doch fing der Zustand des heftigen Schmerzes, in welchem er jetzt seinen Sohn erblickte, schon an, ihn zu beunruhigen. Er fühlte das Bedürfniß, seinen Sohn an sein Herz zu drücken, aber seine Stimme rief ihn vergebens. Er antwortete nicht, der Unglückliche! .... Er fühlte die Hand seiner Kunigunde, welche sie ihm noch darreichte, indem sie niederstürzte, kalt wie Marmor, und das Erstarren des Todes traf sein liebendes Herz. ....

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Noch stand Rolf im Anschauen seines Sohnes verloren, als plötzlich ein lautes Waffengetümmel ihn aus seinen Träumereien weckte. Der Saal füllte sich mit Soldaten, die zu seiner Verhaftung abgesendet worden waren; denn schon erschallte in der ganzen Stadt der Ruf von der Anwesenheit Rolfs, und von

seiner schrecklichen Rache. Mit Kälte und Ruhe hörte er den kommandirenden Offizier an, welcher an ihn herantrat, um ihm anzukündigen, daß er Befehl habe, ihn zu verhaften. Durch ein Zeichen seines Kopfes gab er seine Einwilligung, es ohne Widerstand geschehen zu lassen; er hoffte sich wegen seiner That zu rechtfertigen, und sogleich vor seine Richter geführt zu werden; aber er irrte sich. Man führte ihn in ein dunkles Gefängniß, und zu spät erwachte jetzt seine Wuth, die zu ohnmächtig gegen die festen Mauern seines Kerkers war.

Unterdessen hatte Fielding, welcher das Schicksal Rolfs voraussah, als er taub gegen alle seine Bitten mit dem blutigen Haupte Thassilo's nach dem Hochzeitshause eilte, den Grafen Hartenfels aufgesucht, und ihn von dem schrecklichen Auftritte, dessen Zeuge er gewesen war, in Kenntniß gesetzt. Hartenfels erschrak, doch begab er sich sogleich in den noch versammelten Reichsrath, um Rolfs Freilassung zu bewirken. Aber hier war man auf das Aeußerste aufgebracht; keine seiner

Vorstellungen fand nur das geringste Gehör, und ihm selbst ward angedeutet, daß nur seine Eigenschaft als Gesandter ihn vor dem gleichen Schicksale seines Begleiters rette, daß er aber binnen einer Viertelstunde die Stadt verlassen müsse. Vergebens suchte Hartenfels seinen Freund Rolf zu rechtfertigen; den Mord eines Freiherrn des Reichs glaubte der hohe Rath nicht ohne schwere Ahndung hingehen lassen zu dürfen. Eine starke Wache erhielt Befehl, den Grafen Hartenfels und Fielding sogleich aus der Stadt zu führen; sie mußten also abreisen, ohne ihren Freund zu sehen; aber sie protestirten laut gegen jede Gewaltthätigkeit, und schwuren, das Kind im Mutterleibe nicht zu schonen, wenn man sich, unter dem Vorwande, einen Mörder zu bestrafen, erlauben sollte, über Rolfs Leben zu verfügen.

Sollen wir noch auf jenen Schauplatz des Schmerzes, der Trauer und Verzweiflung zurückkehren? Wie wäre es möglich, die Gefühle einer zärtlichen Mutter zu beschreiben, die, endlich aus ihrer Ohnmacht erwachend, die Gewißheit erhielt, daß ihr Kind auf immer

dem Leben entflohen sei! Aber wie sehr stand ihr Schluchzen und Weinen mit dem gräßlichen Lachen Gustavs im Widerspruch, der in den Zustand des vollkommensten Wahnsinns gefallen war! Ach! es war nur zu gewiß; dieser plötzliche Sturz von dem höchsten Gipfel des Glücks in den tiefsten Abgrund des Elends hatte ihm seinen Verstand gekostet. Er wollte sich durchaus nicht von dem Leichnam seiner Geliebten trennen, liebkosete und küßte sie, als wenn sie noch am Leben wäre, und belegte sie mit den süßesten und zärtlichsten Namen, um sie einzuladen, ihm in das Brautgemach zu folgen, das jetzt, zur köstlichen Belohnung ihrer Liebe und Treue, ihrer harre. Welcher schreckliche Anblick mußte dieß für die Umstehenden sein! — Die Nacht floß in unbeschreiblicher Verwirrung in diesem Hause dahin, dessen sämtliche Bewohner ihrer selbst kaum mächtig waren.

Am folgenden Morgen war Adelheit, die schöne Adelheit, die einzige, welche Muth genug hatte, auf diesem Schauplatze des Jammers zu erscheinen. Sie war es, die jetzt

alle nöthigen Anordnungen traf, und die weinende Dienerschaft, die voll Verwirrung durcheinander lief, wieder zu sich selbst brachte. Sie war es, die ihrer innig geliebten Freundinn den letzten Dienst erwies, und sie zur Erde bestatten ließ. Nur bei Gustav waren alle ihre Bemühungen fruchtlos; er blieb wahnsinnig! —

Vier Tage waren bereits verflossen, als Orlando und Arnold erschienen, welche Reichard von Allem unterrichtet hatte. Welcher Schmerz für den guten Orlando, seinen Gustav in dem Zustande der vollkommensten Narrheit wiederzufinden! Indessen hatte der tugendhafte Greis auch die Verhaftung des Urhebers alles dieses Unglück's erfahren, und es war nicht genug für ihn, dem Sohne die zärtlichste Sorgfalt zu erweisen; er eilte jetzt auch noch dem Vater nützlich zu werden. Aber hier scheiterten alle seine Bemühungen; schon hatte der Reichsrath den Tod des fürchterlichen Rolf, des Anführers der Höllenschaar, beschlossen, weniger vielleicht, um den Mord des Freiherrn zu rächen, als um sich eines so schrecklichen Feindes zu entledigen.

Im Hause des Freiherrn stellte jetzt Orlando vor allen Dingen die Ordnung wieder her, da die Baroninn, immer noch außer sich vor Schmerz und Verzweiflung, durch die Bemühungen Adelheits, vorläufig in einem Kloster Aufnahme gefunden hatte. Orlando's Bemühungen gingen vorzüglich darauf hin, seinem geliebten Gustav den Gebrauch des Verstandes wieder zu verschaffen; zu diesem Zweck waren Arnold, Reichard und Emma von ihm unterrichtet, um nur nach seiner Absicht in Gustavs Gegenwart zu sprechen und zu handeln. Fast den ganzen Tag hindurch unterhielt er ihn von seinem Vater, von seiner Mutter, zeigte ihm das Kästchen der Letztern, die Juwelen, das Bildniß seines Vaters; er fragte ihn, ob er nicht seine Aeltern kennen möchte. Aber weit entfernt, ihn zu verstehen, beschäftigte sich der Unglückliche mit ganz andern Dingen, sprach von seiner Hochzeit, freute sich, wie schön Kunigunde an dem dazu bestimmten Tage geputzt sein würde, und über dergleichen kindische Gegenstände mehr; seine Vernunft kam nicht zurück.

Unterdessen war das Heer der Protestanten immer näher gegen Prag gerückt, und hatte alle Anstalten zum Sturme getroffen, um den aus ihrer Mitte gerissenen Helden mit Gewalt zu befreien, da ihre mehrmals wiederholten Aufforderungen zu seiner Herausgabe unbeachtet geblieben waren. Im ganzen Heere kannte man jetzt die Schicksale Rolfs, und es gab nicht einen Soldaten in demselben, der nicht seine Rache billigte; — sie hatte ja überdieß einen Katholiken getroffen. Alle brannten vor Begierde, ihn wenigstens zu rächen, wenn sie ihn auch nicht mehr retten könnten; insbesondere aber verschlang die Höllenschaar die Wälle der Stadt, welche sie von ihrem Freunde und Anführer trennten, gleichsam mit ihren Blicken. — Mehrere Tage lag das feindliche Heer bereits vor der Stadt, und schon nahm in demselben die Ungeduld überhand; hunderttausend Stimmen schrieen laut, daß man den Sturm unternehmen möchte! — Zittere, unglückliches Prag! Zwei mächtige, fürchterliche Gottheiten belagern deine Mauern: der Religionshaß und die Rache! —

Schon rollte der Donner des Geschützes von allen Seiten; in der Stadt griff Alles zu den Waffen, und eilte auf die Wälle, zu deren Ersteigung der Feind bereits Versuche machte. In seinem Kerker hörte Rolf das tobende Geräusch der Schlacht, und seine kriegerische Seele erwachte aus dem Schlummer, in den sie gefallen war.

In aller Eil hatte sich der Reichsrath versammelt, und berathschlagte über das Schicksal des gefangenen Kriegers; man beschloß endlich seine Freilassung, weil man hoffte, dadurch der Wuth der Belagrer Einhalt zu thun, und den vom Feinde verworfenen Waffenstillstand zu erhalten. Eine Abtheilung Soldaten ward nach dem Gefängniß gesandt, um dem Anführer der Höllenschaar seine Freiheit wiederzugeben. Aber jetzt ward dieser Beschluß unter dem Pöbel der Stadt bekannt, der sich dadurch des Vergnügens beraubt sah, der Hinrichtung eines Ketzers, und überdieß eines so gefürchteten Feindes beizuwohnen. Ein wüthendes Geschrei ertönt in allen Straßen der Stadt; rasende

Haufen des Pöbels eilen nach dem Gefängnisse, wo sie noch früher, als die zu Rolfs Befreiung bestimmten Soldaten, eintreffen. Weder die Gefahr der Stadt, noch der Gedanke an ihre Weiber, ihre Kinder ist im Stande, diese Kannibalen von ihrem Vorhaben abzubringen; sie wollen den Ketzer in tausend Stücke zerreißen, und seine Glieder unter sich vertheilen.

Schon sind sie bis vor die Thür des Kerkers gelangt; Rolf hört ihre Verwünschungen, und erkennt bald die ganze Gefahr, welcher er durch diese fanatische Wuth ausgesetzt ist; ein Augenblick, und die Thür fällt durch die Hiebe von hundert Aexten in Stücke. — Die wüthende Masse dringt ein; — aber schon hat Rolf, obgleich mit einer schweren Kette belastet, die kühnsten von ihnen zur Erde gestürzt, und mit einem Sprung den geräumigern Flur erreicht, wo er besser im Stande ist, sich zu vertheidigen. Seine ungeheure Kette mit beiden Händen ergreifend, schwingt er sie mit der Schnelle des Blitzes über seinem Kopf in die Runde,

schlägt damit, wie mit einem Donnerkeile, mitten in die Masse seiner zahlreichen Feinde ein, und erreicht so die äußere Thür an der Straße. Aber hier ist die Gefahr nur noch größer für ihn; die Masse seiner Feinde hat sich verzehnfacht; dessen ungeachtet verläßt ihn weder sein Muth, noch seine Kraft und Behendigkeit.

Man läßt nicht ab, ihn anzugreifen; er hört nicht auf, Alles zu zerschmettern, was in den Bereich der Kreislinie gelangt, die er mit seiner fürchterlichen Kette beschreibt. Schon wird es immer schwieriger für seine Feinde, sich ihm zu nähern; ein Haufe von Todten umgiebt ihn rings umher, und dient ihm einigermaßen zur Schutzwehr; aber dennoch würde der Ausgang dieses ungleichen Kampfes nicht zweifelhaft gewesen sein, wenn ihm nicht noch zur rechten Zeit Hülfe erschienen wäre. O, Himmel! sein Sohn Gustav, von dem großmüthigen, unerschrockenen Monferino geführt, beide von Ambrosio, Arnold, Reichard und Horst begleitet, eilen zu seiner Vertheidigung herbei! —

Zur rechten Zeit von dem, was in dem versammelten Reichsrath vorgegangen war, und von der Gefahr unterrichtet, die Rolf von Piercy bedrohte, hatte der kluge Greis sogleich die Dienerschaft versammelt, und ihr befohlen, sich zu bewaffnen. Dieser Tumult hatte auf Gustav Eindruck gemacht, und der Name Piercy, der in jedem Munde wiederholt wurde, weckte in ihm einen Funken von dem heiligen Feuer der kindlichen Liebe. Als er daher seinen alten Freund Monferino im Begriff sahe, fort zu eilen, riß er dem treuen Ambrosio das Schwert aus der Hand, und rief: Wir wollen ihn retten! .... Ja, wir wollen ihn retten! — Die Anstrengungen, welche er machen mußte, um durch die Menge der Kämpfenden hindurch zu dringen, die Hiebe, welche er nach allen Seiten hin austheilen mußte, das wüthende Geheul, und der schreckliche Donner des Geschützes, welches die Wälle der Stadt zerschmetterte .... alles Dieses hatte die Wirkung der heftigen Bewegung, in die seine Seele gerathen war, vollendet. Er wußte jetzt, daß er für seinen

Vater kämpfe; endlich erblickte er ihn, sein Unglück, und die Gefahr, in der er sich befand, rührten ihn; Gustav war wieder zum Helden geworden. Dieser dem Herzen des unüberwindlichen Rolf so theure Anblick machte auch diesen seinen Feinden noch schrecklicher; er bewirkte bald seine Vereinigung mit seinen muthigen Vertheidigern.

Fast in demselben Augenblick erfolgte eine ungeheure Explosion, die die ganze Luft erschütterte, und die Menge mit Furcht und Schrecken erfüllte. Die ganze Masse floh. Eins der Thore der Stadt war es, das in tausend Stücke zerschmettert in die Luft flog, und mit verhängten Zügeln jagte die Höllenschaar durch die Stadt, auf den Platz, wo das Gefängniß befindlich war. Jetzt wurde Rolf seiner Ketten entledigt; er drückte seinen Sohn an sein Herz, und Gustav vergoß einen Strom von Thränen der kindlichen Zärtlichkeit und der Verzweiflung. Aber noch war es weder der Ort noch der Augenblick, der Natur ihren Tribut zu zollen; ein harter Kampf stand noch bevor; die Höllenschaar war allein

in die Stadt gedrungen, denn tausende von Soldaten standen jetzt an der Stelle des in die Luft gesprengten Thores.

Rolf schwang sich auf ein Streitroß, und rief Gustav zu: „Folge mir, mein Sohn, und gehe mit mir den Gefahren entgegen, die uns bei dem höchst ungewissen Siege noch bevorstehen."

Kaum hört der junge Held diese Worte seines Vaters, so ist er auch schon an seiner Seite; der Schrecken, der Tod schreiten vor ihnen her; ganze Kolonnen stürzen in dem fürchterlichen Gemetzel vor ihnen nieder, und Ströme von Blut bezeichnen in allen Straßen die Richtung ihres Zuges. Schon erschallt das Geschrei der Freude und des Sieges; Alles flieht, Alles weicht vor dem siegreichen Heere der Protestanten, das an diesem Tage auf den Wällen von Prag die ruhmvolle Fahne der Freiheit für ganz Böhmen aufpflanzte. Die Anführer begegneten sich, und umarmten sich; alle bezeigten dem unüberwindlichen Rolf ihre Freude, ihn gesund wie-

derzusehen, und dieser stellte ihnen gerührt seinen Sohn vor. „Hier, sagte er, steht ein Held, der aus meinem Blut entsprossen ist. O, dieß ist der erste Augenblick der Freude, den mir der Himmel seit neunzehn Jahren geschenkt hat!“ Sich darauf an Gustav wendend, fuhr er fort: „Mein Sohn, vergiß meine Rache; sie war gerecht! Betrübe deinen Vater niemals durch einen unwürdigen Kummer. ....“

Gustav neigte traurig sein Haupt gegen die Brust, und stieß einen tiefen Seufzer aus. Rolf bemerkte es, und ergriff mit Heftigkeit seine Hand, indem er sagte:

„Wenn mein Sohn meiner würdig sein will, so muß er Muth und Kraft besitzen, Alles zu ertragen! Jetzt folge mir zu den traurigen Ueberresten deiner Mutter, und erfahre alle die Grausamkeiten eines Ungeheuers, von welchem ich die Erde gereinigt habe. Dann erst wirst Du meine Rache begreifen, und mir selbst das Uebermaß derselben verzeihen.“

Mit diesen Worten führte er ihn zu dem verdeckten Wagen, zog den Sarg Henriettens aus demselben hervor, und erzählte in Gegenwart aller Anführer seine und seiner Gemahlinn unglückliche Geschichte. Jedermann billigt seine Rache; Gustav selbst empfindet es, daß er seinen Vater nicht länger beschuldigen darf, und daß die Quelle seiner Thränen für ihn nur ein Gegenstand des Abscheus sein könne. Er weint nicht mehr; aber um sein Glück ist es geschehen; alle seine Hoffnungen auf dieser Erde sind verloren; der Zauber seines Lebens ist gefallen, und nichts ist mehr für ihn das erwünschte Ziel, als das Grab.

Sein alter Freund, der Graf Monferino, war der Einzige, welcher, als tiefer Menschenkenner, so ganz die schreckliche Lage Gustavs überschaute; er suchte also Alles hervor, um ihn zu trösten, und machte endlich den Vorschlag, so bald als möglich nach England abzureisen, in der Ueberzeugung, daß Gustav, entfernt von dem Schauplatz seines Unglücks, es um so eher vergessen lernen würde. Rolf drückte den großmüthigen Greis, der sich er-

bot, sie dahin zu begleiten, voll Freuden an seine Brust, und binnen wenigen Tagen ward die Abreise festgesetzt.

Mit Wehmuth nahm Rolf von allen seinen Kriegsgefährten Abschied, die ihn nur ungern ziehen sahen; indessen war seit der Eroberung von Prag die baldige Abschließung des Friedens nicht mehr zweifelhaft, und seiner Höllenschaar, deren Mitglieder sämtlich vertriebene Engländer waren, wie er selbst, versprach Rolf, unter allen Umständen ihre Begnadigung zur Rückkehr in ihr Vaterland zu verschaffen.

Man nahm zuerst den Weg nach der Behausung des Grafen Monferino, der den guten Arnold, Reichard, Ambrosio, Horst und die treue Emma mit sich nahm. Alle diese machten Gustavs Dienerschaft aus. Dort angekommen, wurde Rolfen die Familie Grollmann vorgestellt, und er beschenkte sie so reichlich, daß sie von nun an von ihrer eigenen Habe leben konnte. Ambrosio und Gertrude wurden als Aufseher in Monferino's Haus

und Güter eingesetzt, bis dieselben bei günstiger Gelegenheit verkauft werden könnten, worauf sie ebenfalls nach England folgen sollten. Als Alles eingerichtet war, bat Reichard den guten Monferino im Geheimen um seine eheliche Verbindung mit Emma, wonach beide schon seit Jahren geseufzt hatten. Dieß wurde ihnen bewilligt, jedoch unter der Bedingung, Alles in größter Stille abzumachen, um nicht Gustavs Erinnerungen von Neuem zu wecken. Beide wünschten es auch nicht besser, und die beiden jungen Leute feierten ihre Hochzeit mit aller Freude in dem Hause Grollmanns, ohne daß Gustav etwas davon erfuhr.

Endlich trat man die Reise nach England an; unsere kleine Karavane kam ohne Hindernisse über das Meer, und betrat den brittischen Boden. Wir übergehen hier die rührenden Szenen, wo der Graf von Northumberland seinen Bruder in die Arme schloß, so wie das Entzücken der Lady Charlotte, als sie den unglücklichen Gustav wieder sah, den der Himmel zu ihr zurückgeführt zu haben

schien, um ihn über seinen Verlust zu trösten. Es sei genug, zu erwähnen, daß Rolf, als er dem Könige vorgestellt ward, höchst gnädig aufgenommen wurde, und daß er wegen der allgemein bewilligten Amnestie nicht nöthig hatte, für seine Freunde, die ehemaligen Seeräuber, um Begnadigung zu bitten. Diese holten ihre auf einigen Inseln des Archipelagus versteckten Schätze herbei, und kehrten dann, mit Reichthümern beladen, in ihr Vaterland zurück.

Dank sei es den Bemühungen des großmüthigen Monferino, der rührenden Aufmerksamkeit seines Oheims, den Bitten seines Vaters, und endlich den Reizen der Lady Charlotte selbst: nach Verlauf von anderthalb Jahren glaubte das gefühlvolle Herz Gustavs den allgemeinen Wünschen nachgeben zu müssen, und er ward der glückliche Gemahl dieser seiner liebenswürdigen Cousine. Das zerstörte Schloß der Piercys war wieder aufgebaut worden; hier nahm Gustav mit seiner jungen Gemahlinn seinen Sitz, und kostete mit ihr von der Glückseligkeit des Lebens,

die er schon mit dem Verluste Kunigundens für sich verloren geglaubt hatte. War es auch keine so heftige Liebe, die ihn an Charlotten fesselte, so war es doch die höchste Achtung, die reinste und innigste Freundschaft, die beide bis an das Ende ihres Lebens mit ihrem süßen Zauber beseligte. Kurz, eine zahlreiche Nachkommenschaft knüpfte bald ihre gegenseitigen Bande immer fester, und noch viele Jahre hindurch genossen Rolf, sein Bruder und Monferino das Glück, im Kreise der Liebe, der Freundschaft und Zärtlichkeit ihre Tage in Ruhe, den einen immer schöner als den andern, dahin schwinden zu sehen.

In gleicher Verlagshandlung sind noch folgende empfehlungswerthe Unterhaltungsschriften erschienen:

Leibrock, A., Otto von Wölfenstein, oder die Schauderthat in der Geisterkapelle. Eine Rittergeschichte. 8. 1825. 1 thlr.

Hildebrand, Th. das Geisterschloß, oder die Auferstehung im Todtengewölbe. Ein Roman. 3 Theile. Mit 3 Titelkupfern und 3 Vignetten. 8. 1824. 3 thlr. 12 gr.

Die funfzig Psalmen. Ein Schottischer Roman, frei nach dem Englischen von Theod. Hildebrand. 2 Theile 8. 1824. 2 thlr.

Leibrock, Aug. der Cardinal. Eine spanische Inquisitionsgeschichte. 2 Thle. Mit Kupf. 8. 1824. 2 thlr.

— — — — Nickel List's, des berüchtigten Räubers, genannt Herr von der Mosel, und seiner Bande Leben, Unthaten und Ende. Nach den zu Zelle im Jahr 1701 gedruckt erschienenen Criminalakten bearbeitet. 2 Theile. Mit Kupfer. 8. 1824. 2 thlr.

Leibrock, Aug. die Todesklippe, oder Geribald von Hohenwart. Ritter= und Geisterge=schichte aus den Zeiten der Kreuzzüge. 2 Theile. Mit Kupfer. 8. 1823. 2 thlr. 6 gr.

— — — — Vallora's Abentheuer. Romantisch dargestellt. 2 Theile. Mit Kupfer 8. 1822. 2 thlr. 6 gr.

— — — — Therese von Bornthal. Eine wahre Geschichte. Mit Kupfer. 8. 1823. 1 thlr.

— — — — kleine Romane und Erzählungen. 2 Theile. Erster enthält: Hakkam. Zweiter: Liebe und Treue, Irma's Schicksale, Louise. 8. 1823. 1 thlr. 12 gr.

— — — — Felix der Verfolgte. Eine Räubergeschichte. 2 Theile. Mit Kupfer. 8. 1822. 2 Thlr.

— — — — Guavanni, furchtbares Oberhaupt der Banditen zu Neapel. 2 Theile. Mit Kupfer. 8. 1822. 2 thlr. 8 gr.

— — — der steinerne Sarg im Ulmthale, oder der wandelnde Geist Erichs von Dreieichen. Ritter= und Geistergeschichte des 13ten Jahrhunderts. 2 Bände. Mit Kupfer. 8. 1821. 2 thlr. 6 gr.

Leibrock, Aug. Gonzalvo, Räuber und Zeitgenosse Aranzo's. 3 Theile. Mit Kupfer. 8. 1820. 3 thlr. 16 gr.

Heinrich von Heimburg und Mechtilde von Treseburg. Rittergeschichte aus der ersten Halbscheid des 12ten Jahrhunderts. Vom Verfasser des Aranzo A. Leibrock. 8. 1820. 1 thlr. 4 gr.

Aranzo, der edle Räuberhauptmann. Ein Schrecken in Spaniens Thälern und Gebirgen. Vom Verfasser des tauben See's (A. Leibrock.) 2 Theile. Mit Kupfer. 8. 1824. 3 thlr.

Antonia della Roccini, die Seeräuberkönigin. Eine romantische Geschichte des 17ten Jahrhunderts. Vom Verfasser der Abentheuer des Herrn Lümmel. 2te verbesserte Auflage. 2 Bände. Mit Kupfern. 8. 1823. 2 thlr. 12 gr.

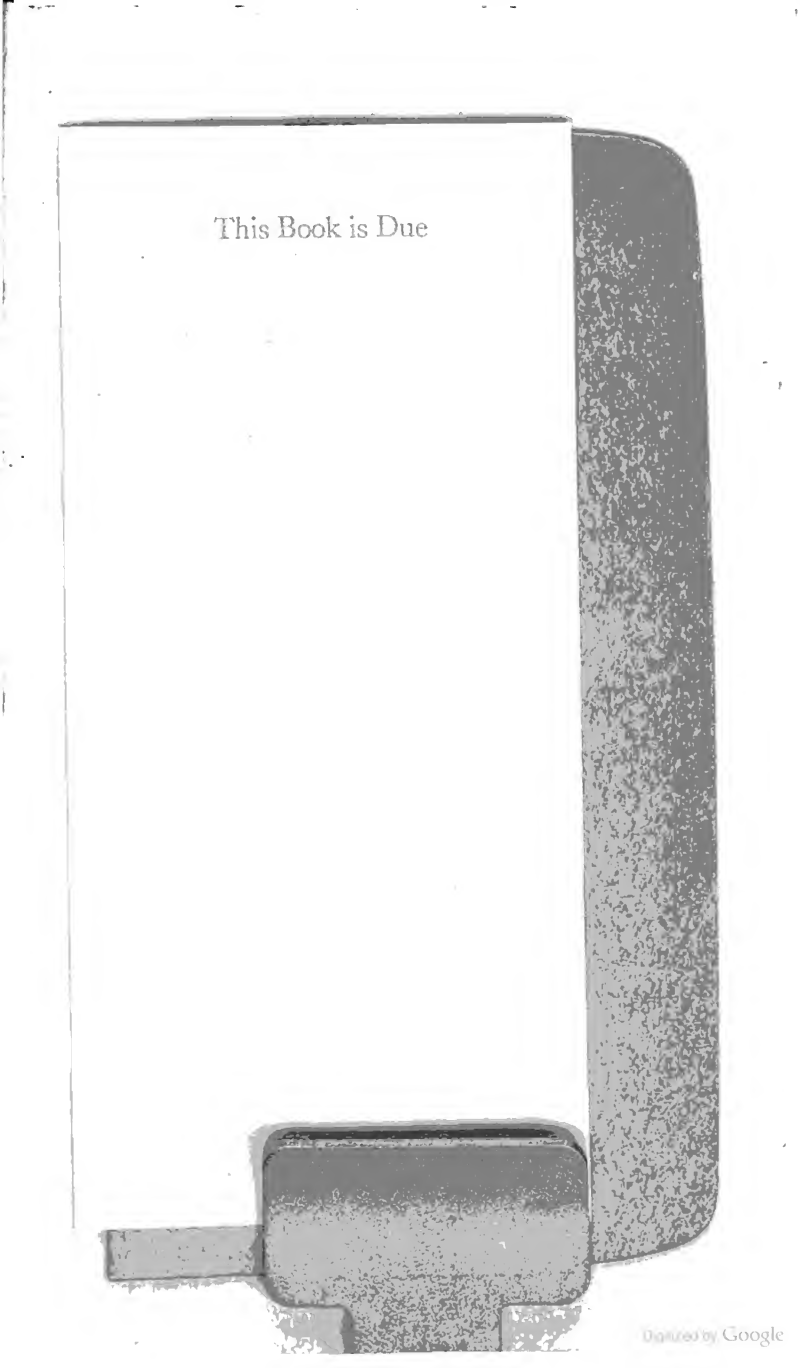
Veit von Helmenrod und die Mönche von Schwinhain; oder Freundestreue und Pfaffentrug. Eine Rittergeschichte aus dem 12ten Jahrhundert. 2te wohlfeilere Ausgabe. 2 Theile. Mit Kupfer. 8. 1824. 2 thlr.

Masaniello, oder acht Tage in Neapel. Ein Revolutions- und Volksgemälde des siebzehnten Jahrhunderts. Aus dem Französischen von *r. 2 Bändchen. 8. 1824. 2 thlr. 6 gr.

Neue Kriegsscenen aus Spanien, in den Begebenheiten eines Husaren-Offiziers, zur Würdigung des Spanischen Volksgeistes. Nach reinen Quellen bearbeitet vom Verfasser der Stimme des Unsichtbaren ꝛc. 8. 1823. 1 thlr. 8 gr.

Der Thurm von Ruthy'na im Lande Wallis. Vom Verfasser der Stimme des Unsichtbaren ꝛc. 2 Bände. 8. 1824. 2 thlr. 8 gr.





This Book is Due

